

Heimatbuch des Kreises Freystadt



Gnadenkirche in Freystadt.

Traute Heimat meiner Lieben.

Heimatbuch des Kreises Freystadt Ndr. Schl.

Herausgegeben von
Rektor Adolf Schiller
im Auftrage
des Kreislehrerrates und des Kreisschulamtes.

* * *

2. Auflage.

Verleger: Adolf Kern, Buchdruckerei und Zeitungsverlag. Buchhandlung.
Beuthen Bez. Liegnitz.
1925.

O du Heimat, lieb und traut.

Wonnig dich mein Auge schaut,
Land, wo meine Wiege stand,
Froh die Jugend mir entschwand:
Du bist mein, lieb Schlesierland.

Wo die Koppe, hoch und hehr,
Ragt hinein ins Wolkenmeer,
Wo die Sage, weltbekannt,
Einen Rübelzahl erfand:
Da bist du, mein Schlesierland.

Wo der Hochwald stolz sein Haupt
Mit des Waldes Grün umlaubt,
Wo der schwarze Diamant
Kommt ans Licht durch Bergmannshand:
Da bist du, mein Schlesierland.

Wo ein Lied gemütvoll klingt,
Wort und Ton zum Herzen dringt;
Wo um Seelen, sinnverwandt,
Leicht sich schlingt der Freundschaft Band:
Da bist du, mein Schlesierland.

Ob die Frühlingssonne lacht,
Ob die Rosen stehn in Pracht,
Ob sich färbt das Laub im Land,
Ob dich deckt ein Schneegewand:
Du bleibst schön, mein Schlesierland.

Dein gedenke stets ich gern,
Ob Dir nahe oder fern,
Bleibt mein Fleh'n zu Gott gewandt,
Allzeit schirme seine Hand
Dich, mein liebes Schlesierland.

Ed. Becher.



Vorwort.

Heimat! Welch unerschöpfliche Fülle von seligen Gefühlen und kostbaren Erinnerungen vereinigen sich in diesem einzigartigen Begriffe! Wohl dem Menschen, dem die Not der Gegenwart das Heimatgefühl nicht rauben konnte; denn es erschließt ihm auch in den ernsten Stunden des Lebens das Paradies der Jugend und trägt seine Seele für Augenblicke in das Land des wahren Lebensglückes.

Doch echtes Heimatgefühl muß erworben werden. Anregungen dazu will das „Heimatbuch" bieten, indem es auf die Schönheiten des Heimatkreises hinweist, die Oertlichkeiten der Heimat mit dem Geschehen vergangener Tage verknüpft und vielseitige Einblicke in das Volks- und Wirtschaftsleben gewährt.

Alle Artikel des Werkes, die oft monatelange, mühevolle Sammel- und Forscherarbeit verursachten, sind von den Verfassern unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden. Professor Dr. Seger, Breslau und Studienrat Dr. Jung, Grünberg, unterzogen sich der Mühe, die vorgeschichtlichen und erdgeschichtlichen Aufsätze spezialwissenschaftlich durchzusehen.

Für den Bildschmuck sorgten die Städte des Kreises und die Industriewerke, die den — leider unvermeidlichen — Anzeigenteil besetzten.

Die gewaltigen Schwierigkeiten, welche der Herausgabe des Heimatbuches im Wege standen, wurden überwunden durch die tatkräftige Förderung des Schulrates Eich, die Unterbringung der Vorzugsausgabe durch den Kreislehrerrat, die Lehrerschaft und einige Heimatfreunde, sowie durch die finanzielle Unterstützung durch den Landrat Dr. Ilgner und den Kreisausschuß und das Entgegenkommen des Druckereibesitzers Kern bei der Drucklegung der billigen Volksausgabe.

Das Werk macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Verbesserungsvorschläge und Berichtigungen werden

dankbar entgegengenommen, damit sich das Heimatbuch zu einem wertvollen Schul-, Familien- und Volksbuche entwickeln kann.

Beuthen Bez. Liegnitz, im Pfingstmonate 1925.

Adolf Schiller.

Zum Geleite.

Heimatbuch! Wie lieb und traut klingt doch dieses Wort! Steigen da nicht Vorstellungen und Erinnerungen auf an Feld und Wald, Bach und Wiese, Dorf und Stadt, Vaterhaus und Mutterliebe und der Kindheit gold'ne Zeit?

Ja, um mehr Liebe zur teuren Heimat will dieses Buch, an dem so viele Heimatfreunde in dankenswerter und unermüdlicher Arbeit am Werke gewesen sind, werben. Es will versuchen, den Sinn und das Verständnis zu wecken für das Werden und die Geschichte der Heimat. Bilder aus dem Dunkel der Eiszeit, aus den Zeitabschnitten der Urbewohner, der Besiedlung durch die Germanen folgen einander bis zum Mittelalter und der Neuzeit mit ihrem Pulsschlag der Kultur, wie er sich in Industrie, Handel, Verkehr, Kunst und Wissenschaft bemerkbar macht. Wohlgelungene Bilder von Schätzen echter Heimats- und Volkskunst schmücken das Buch. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß dieses Heimatbuch ein in weiten Kreisen empfundenes Bedürfnis befriedigt und eine vielfach erkannte Lücke in glücklicher Weise ausfüllt. Denn ach, so viele Bewohner unserer niederschlesischen Heimat wissen doch im Grunde noch recht wenig von dem schönen Kreise Freystadt. Und niemand kann etwas lieb haben, was er nicht kennt. Darum ist die Kenntnis und Durchforschung der Heimat nach ihren Schönheiten, ihren Kunst- und Naturdenkmälern die Vorbedingung für wahre Heimatliebe.

Hierzu bietet das Heimatbuch in ausgezeichneter Weise hilfreich die Hand. Dann wird auch das erstrebte höhere Ziel erreicht werden: Aus der Liebe zur Heimat wird die Kraft erwachsen zur Liebe zum schönen Lande Schlesien, das Gott schützen möge immerdar, zum Deutschtum und dem großen deutschen Vaterlande, also zur edlen, reinen Vaterlandsliebe.

Ich würde mich von Herzen freuen, wenn das Werk als echtes Heimatbuch nicht nur in allen Schulen des Kreises Freystadt, wo es als Lehrmittel für den heimatkundlichen Unterricht unentbehrlich ist, sondern auch in den Familien und den Herzen der Bewohner liebevolle Aufnahme finden würde.

Freystadt, den 1. August 1925.

Schulrat Eich.

Dem Heimatbuche sind beigegeben:

16 Voll- und viele Textbilder.

Den zeichnerischen Schmuck schufen:

Umschlagbild: Gymnasial-Zeichenlehrer Koschel, Neusalz.
Textbilder: Lehrerin Charlotte Schiller, Beuthen a. O.
Lehrerin Käthe Weber, Beuthen a. O.

Die Photographien lieferten:

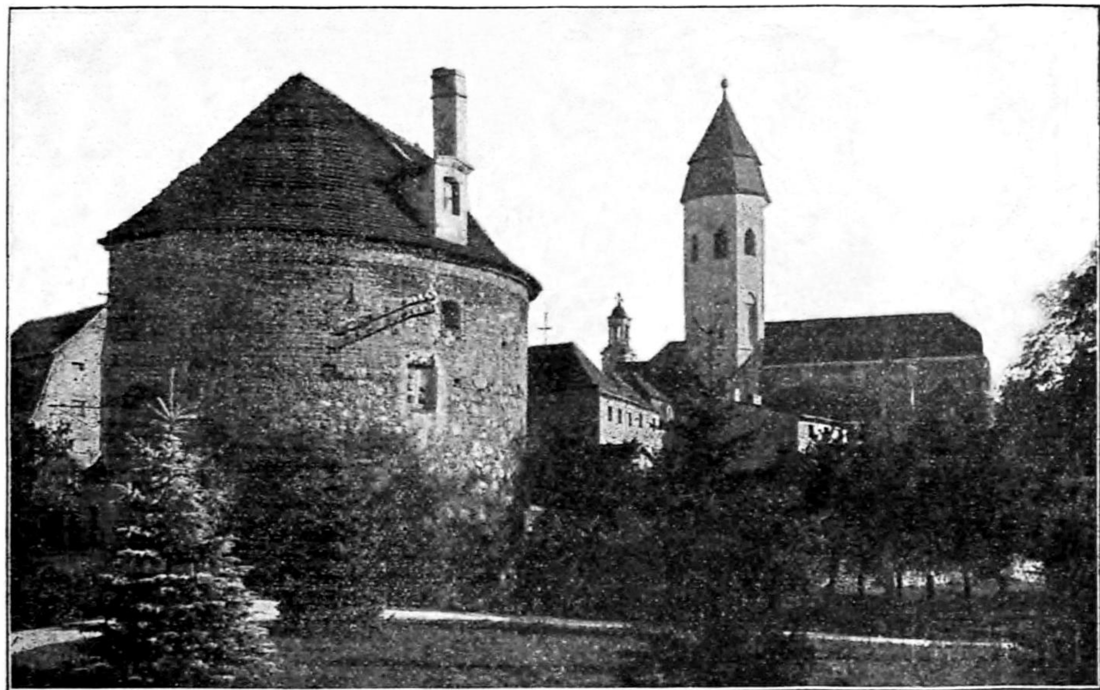
1. Photograph Riedel-Freystadt.
2. Prokurist Schuler, Neusalz a. O.
3. Photograph Senftleben, Neusalz a. O.
4. Seilermeister Weiß, Beuthen a. O.
5. Frau Tierarzt Spekker, Beuthen a. O.

Bildstöcke stellten zur Verfügung:

1. Hüttendirektor Gläser, Neusalz a. O.
2. Studienrat Klose, Grünberg.
3. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.
4. Verlag Görlich, Breslau.
5. Glogauer Druckerei, G. m. b. H.
6. Schlesische Volkszeitung, Breslau.
7. Verlag Knorrn, Waldenburg.
8. Verlag Alfred Hahn, Leipzig (Rösler. Werden und Wachsen unserer Kulturgüter.)

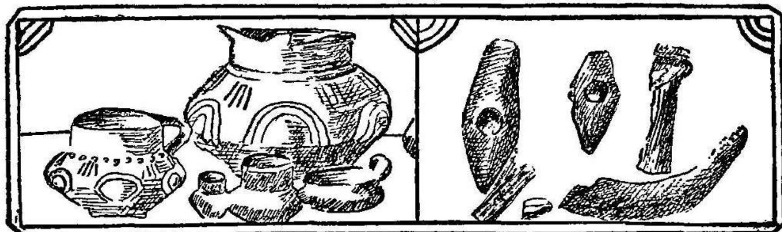
I.

Aus der Geschichte des Kreises Freystadt.



Phot. Riediger.

Wehrturm am Crossener Tor in Freystadt.



Unsere Heimat in der ältesten Zeit.

„Suche in der Heimat Hainen,
In den Gräbern, Trümmern, Steinen.
Auch dem Märchen horche treu.
Forsche in den Pergamenten
Klaren Sinns mit Lust und Sehnen.
Und das Alte wird dir neu."

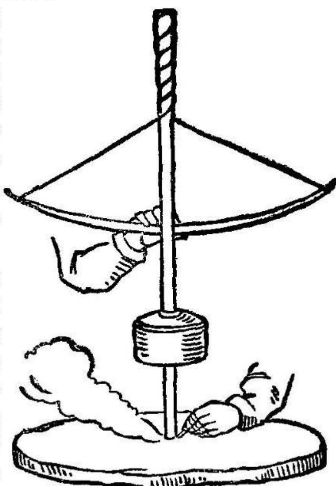
Giesebrecht.

Die Bewohner der Heimat in grauer Vorzeit.

Unsere Heimat tritt erst sehr spät in das Licht der Geschichte. Ihre durch Urkunden beglaubigte Vergangenheit reicht kaum bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück. Die zahllosen Kriegsstürme, die über den jetzigen Kreis Freystadt dahinbrausten, haben viele Schriftdenkmäler vernichtet. Selbst die Gründungsurkunden der Städte und Dörfer aus der Zeit der Wiederbesiedelung des Odertales mit Deutschen aus Franken und Thüringen sind verschwunden. Ueber die Zeiten aber, die vor der Geburt Christi liegen, geben uns nur die menschlichen Erzeugnisse Aufschluß, welche der dunkle Schoß der Erde bis zum heutigen Tage aufbewahrt hat. Solche „Erdurkunden" sind vergrabene, verborgene oder verlorene Werkzeuge, Reste menschlicher Niederlassungen und vorgeschichtliche Urnenfriedhöfe und Gräberfelder.

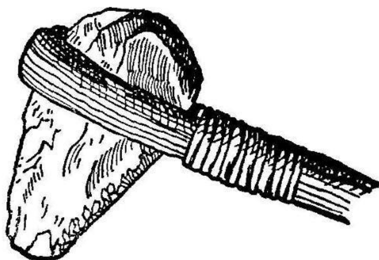
Zu welcher Zeit der Mensch den Boden Europas betrat, läßt sich nicht feststellen. Sicher ist, daß er bald nach dem Verschwinden der nordischen Gletscher Mittel-Europa besiedelte. Nackend lief er im Lande umher und nährte sich von Beeren, Früchten, eßbaren Wurzeln und kleinen Tieren. Schutz und Schirm vor Wind und Wetter und feindlichen Tieren suchte er in den Kronen der Bäume oder im Dunkel der Erde. Die Horn-, Röhren- und Unterkieferknochen starker Tiere lieferten ihm Schlagwerkzeuge, die Steine des Feldes Wurf- und Schneideinstrumente. Aus den scharfkantigen Splittern der zerschlagenen Feuersteinknollen fertigte er Schaber, Messer, Sägen, Hämmer und Aexte, aus festem Holze schwere Keulen.

Später gelang es, durch das Drehen eines spitzen Röhrenknochens ein rundes Loch in den Kopf der Axt zu bohren und einen Holzgriff hineinzutreiben. Endlich erfanden spätere Geschlechter ein Instrument zum Bohren der Löcher.



Steinbohrer.
Die Drehung wird durch Auf- u. Abwärtsbewegung hervorgerufen.

Mit diesen Werkzeugen ging er kleinen und großen Tieren zu Leibe, schlug Nüsse auf und fällte kräftige Eichen zur Herstellung von Einbäumen. Am hellodernden oder glimmenden Feuer, auf glühenden Steinen oder angewärmten Platten röstete die Frau das Fleisch oder das Brot. Damit der kühle Nachtwind das Feuer nicht ausblase, stellte sie einen Windschirm her. Dieser bestand aus einem festen Holzrahmen, in dem lockeres Flechtwerk aus dünnen Zwei-


Steinaxt.

gen und frischen Blättern ruhte. Durch die Zusammenstellung mehrerer Wände entstand die Hütte.

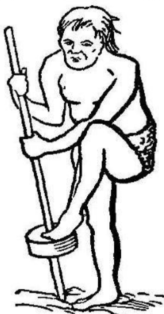
Gegen Nässe, Kälte und Dornen schützte der Mensch den Körper durch getrocknete Felle und Bastkleider. Als Schmucksachen dienten ihm Tierzähne, Muschelschalen, glitzernde Steine usw.

Aus dem ursprünglichen Früchtesammler entwickelte sich im Laufe der Zeit der Jäger. Dieser hetzte ganze Scharen von Wild auf großen Treibjagden über steile Bergrücken hinweg und tötete alles, was mit zerschmetterten Gliedmaßen im Abgrunde liegen blieb, oder er beschlich einzelne Tiere im Röhricht einer Viehtränke oder eines Weideplatzes. Tiere, die ihm an Körperkraft weit überlegen waren, fing er in Wildfanggruben, die er mit Rasen oder Zweigen leicht überdeckte. Eine solche Wildfanggrube, in der sich eine Hacke aus Hirschhorngeweih befand, deckte der verstorbene Lehrer Noack auf dem Judenberge bei Beuthen auf.

Die zunehmende Bevölkerung konnte sich von der Jagd allein nicht ernähren. Deshalb tötete der Jäger nicht mehr alle Tiere, die er bei Treibjagden oder in Wildfanggruben erbeutete, sondern hegte die Gefangenen, die er nicht sofort zur Nahrung brauchte, durch Zäune ein und schlachtete sie erst dann, wenn ihm das Jagdglück nicht hold war. Die ruhigsten Tiere wurden gezähmt und zur Aufzucht verwendet. Aus ihren Nachkommen entwickelte sich das Rind, die Ziege, das Schaf und das Schwein. Der Jäger wurde zum Viehzüchter. Seine Herden bewachte ein kleiner Spitz oder ein großer Windhund.

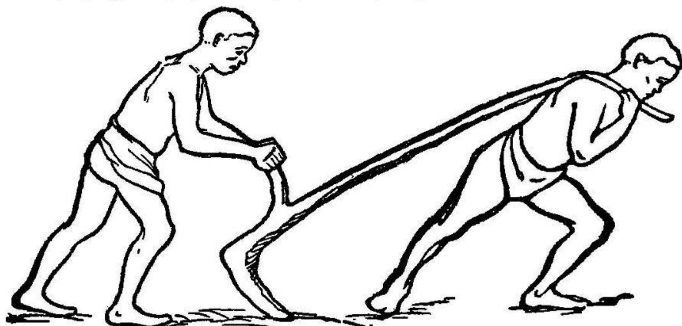
Als es dem Menschen der Flußniederung gelang, Netze und Körbe zu flechten und Angeln und kleine Speere mit Widerhaken herzustellen, begann er auch mit der Fischerei.

Die Bevölkerung wuchs. Die Fleischnahrung reichte nicht aus. Da mußte für eine Vermehrung der Pflanzenkost gesorgt werden. Kräuter, die diese zu liefern versprachen, wurden sorgfältig gepflegt, die anderen bekämpft



Urzeitlicher Mensch mit Grabstock.

und vernichtet. Durch Auswahl und Züchtung entstanden Gerste, Hirse, Linse, Bohne, Mohn und eine



Hakenpflug mit natürlichem Sterz zum Drücken und Lenken.

kleinkörnige Weizenfrucht. Aus dem Viehzüchter entwickelte sich der Ackerbauer. Feldpfleger

wurde die Frau. Mit Grabstock und Hakenflug lockerte sie den leichten Sandboden.

Die geernteten Körner wurden in der einfachsten Weise zwischen platten Handmahlsteinen zu Mehl zerrieben und dieses auf heißen Steinplatten zu Brot verbacken.

Dieser Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer lebte um das Jahr 10000 vor Christi Geburt in den Donauländern. Wild-, Wiesen- und Ackermangel trieb ganze Familien desselben nach Norden, bis er endlich die Mährische Pforte erreichte, durch diese in Schlesien eindrang und endlich unsere Heimat kennen lernte. Hier fand er ein freundliches, welliges, wald- und wasserreiches Land vor. Das linke Oderufer bot ihm zahlreiche Hügel, die sich so hoch über die Talsohle erhoben, daß er in ihnen hochwasserfreie Wohnstätten anlegen konnte. Die Talauen des Oder-, Weißfurt- und Siegerflusses versorgten seine Herden mit Wiesengras. Die Höhen und Abhänge boten die nötigen Ackerflächen. Der reiche Wald barg jagdbares Wild und das Wasser zahlreiche Fische.

Trotz unendlicher Arbeit und Mühe gelang es den Geschichtsforschern nicht, Namen und Stammesart dieser Ureinwohner des Kreises Freystadt festzustellen. Da diese alle Waffen aus Stein herstellten, nennt man die Zeit, in der sie lebten, die **Stein**zeit. Diese umfaßt den Zeitraum, der zwischen den Jahren 10 000 und 2000 v. Chr. G. liegt. Steinzeitansiedlungen bestanden in Beuthen, Carolath, Freystadt, Költsch, Lessendorf, Lindau, Neutschau, Tschiefer, Groß-Würbitz und Zäcklau.

Der größte Teil des Kreises blieb der Siedlung verschlossen, da der meilenweite, undurchdringliche Urwald weder Gras für die Herden noch Futter für das Wild bieten konnte. Daß aber dieses Waldgebiet wiederholt von Jägern durchstreift worden sein muß, beweisen die Steinbeile, die man hier und dort gefunden hat. Auf schnellen Füßen, ausgerüstet mit Steinbeil, Messer

und Lanze, jagte der Steinzeitmensch das Wisent, das wilde Pferd, den Hirsch, das Wildschwein und den Biber. In schweren Nahkämpfen überwältigte er den Luchs und den Höhlenbären Mit dem Einbaum (Kahn) befuhr er den Oderstrom und holte mit feinem Stein- und Knochengerät den Fisch aus der Tiefe des Wassers. Einen Einbaum birgt das Glogauer Museum. Er wurde bei Beuthen (nicht bei Neusalz) von Holzfischern aus der Oder gezogen.

Da der Steinzeitmensch an sein Feld gebunden war, schuf er sich einen festen Wohnsitz. Als Aufenthaltsort diente ihm die Wohngrube. Die auf dem Beuthener Judenberge freigelegte Wohngrube hatte die Form eines Zylinders von 4 m Durchmesser und 1.5 m Tiefe. Der Boden war festgestampft. Ihr Dach bildete wahrscheinlich einst ein zuckerhutähnlicher Bau aus Stangen, Zweigen, Schilf und Stroh, der mit Lehm überzogen und mit Rasen bedeckt war. Der Eingang befand sich an der Morgenseite. Ein bankartiger Absatz an der rechten Wandseite bildete die Schlafstelle der Steinzeitmenschen. Die Vertiefung an der gegenüberliegenden Wand enthielt Knochenreste; diente also sicher als Abfallgrube. Tiefschwarze Feldsteine kennzeichneten die Lage des Herdes. Die Holzpflockreste, welche ungefähr 10 cm aus dem gewachsenen Boden herausragten, mochten einst zum Anhängen von Gegenständen gedient haben.

Ausgehöhlte Kürbisse, Steine oder Bastkörbe, die mit Lehm ausgestrichen waren, dienten als Flüssigkeitsbehälter. Später gelang es, Gefäße mit der Hand aus Ton zu formen, der mit zerriebenem Glimmer oder Quarz durchsetzt und mit Holzstücken geglättet wurde. Geschlämmter Ton diente als Gefäßüberzug. Eine Glasur kannte man nicht. Als Verzierungen dienten eckig zusammengestellte Bänder aus zwei bis vier gleichlaufenden Linien, die mit einem spitzen Gegenstande gestochen wurden. Die Geschichtsforscher bezeichnen deshalb diesen ganzen Ab-

schnitt der jüngeren Steinzeit als die Periode der **Bandkeramik**.

Etwa im 3. Jahrtausend scheinen Einwanderer von Norden her die Oder bergwärts vorgedrungen zu sein. Ihr Körper- und Schädelbau weist Merkmale der germanischen Rasse vor. Die mit Henkeln versehenen Tongefäße haben die Form von Blumentöpfen und tragen Verzierungen, die mit Hilfe einer gedrehten Schnur in den feuchten Ton eingedrückt wurden. Dieser jüngste Zeitabschnitt der Steinzeit ist unter dem Namen Periode der **Schnurkeramik** bekannt.

Das Jäger-, Viehzüchter und Ackerbauervolk der Steinzeit vermehrte sich gewaltig. Nachschübe aus der alten Heimat brachten um das Jahr 2000 v. Ch. Kupfer und Bronze in unsere Gegend. Damit begann das

Bronzezeitalter.

Die alten Siedlungen vermochten die Bewohner unserer Heimat nicht zu ernähren. Offenes Neuland war nicht zu finden. Da mußte neues Kulturland durch die Vernichtung von Wald geschaffen werden. Mit Feuer und Axt führte man Rodungen auf der linken Oderseite aus. Aber auch die ausgedehnten Waldungen im Westen des Kreises blieben nicht unberührt. In ihnen entstanden die Siedlungen Malschwitz, Lessendorf, Zäcklau, Buchwald, Freystadt, Siegersdorf, Zölling, Streidelsdorf, Brunzelwaldau u. a. An seichten Stellen durchwatete man die Oder und drang mit Feuer und Axt in die Rosenthaler- und Bielawer Heide ein. Offenes Neuland scheinen der Tarnauer und Schlawaer See geboten zu haben. Dort entstanden Schlawa, Laubegast, Kölmchen. Damit war der Kreis Freystadt mit einem ziemlich engmaschigen Netze bronzeitaltriger Ansiedlungen überzogen. Bronzegebisse verraten, daß damals das Pferd in den Dienst des Menschen trat. Ein charakteristisches Zeichen dieses Zeitalters ist das **Buckelgefäß**. Die Spitzbuckel

die mit den Fingern von innen herausgedrückt wurden, werden durch Kreisfurchen und Rippen besonders scharf hervorgehoben. Die Wohngrubenzeit war überwunden. Blockhausartige Häuser bildeten die Wohnstätten der Menschen. Vor den Hakenflug wurde vielfach das Rind gespannt. Deshalb ging die Feldbestellung in die Hand des Mannes über. Die Frau übernahm die Pflege des Hausgartens. Als Pferdefutter wurde eine neue Getreideart eingeführt, der Hafer.

Die Bronzezeitmenschen unserer Heimat müssen ein friedliebendes Volk gewesen sein; denn sie besaßen offenbar sehr wenig Waffen. In langen Friedensjahren brachten sie es zu einem gewissen Wohlstande. Das beweisen die zahlreichen Schmucksachen aus Bronze und Bernstein, die der Nachwelt erhalten geblieben sind. Diese bestanden aus Armbändern, Fingerreifen und Gewandnadeln.

Um das Jahr 500 v. Ch. wurde das Eisen das herrschende Metall. Damit begann

Die Eisenzeit.

Das Eisen gewann man in größeren Mengen aus dem Raseneisenstein der Schwarzeniederung. In den einfachen Schmelzöfen wurde es mit Hilfe von Holzkohle zu einer dickflüssigen Masse, die wandernde Metallarbeiter zu Messern, Pfeilspitzen, Lanzen, Schwertern und Rasiermessern verarbeiteten.

Die Verzierung der Eisenzeit-Tongefäße bestand aus Zickzacklinien. Nicht selten erhielten diese durch einen Graphitüberzug einen wunderbaren Metallglanz. Aschenbecherartige Gefäße wurden aus gelbem Ton gefertigt und mit Ocker und Rötel bemalt.

Auf dem Felde erschien zum ersten Male der Roggen.

Um das Jahr 700 v. Ch. begann in unserer Heimat eine Temperatursenkung. Das Klima wurde feuchter

und kühler. Da die Bronzezeitmenschen aus dem Süden stammten, mag ihnen die zunehmende Rauheit des Klimas nicht zugesagt haben. Sie verließen daher zum großen Teile freiwillig ihre Wohnsitze und zogen nach dem wärmeren Süden zurück. Die leeren Wohnsitze besetzten die Germanen, die von den westlichen Gestaden der Ostsee kamen und den Namen Vandalen führten. Der Stamm, der sich in unserer Heimat niederließ, nannte sich das Volk der Lygier. Wie groß ihre Zahl gewesen sein kann, läßt sich nicht abschätzen. Doch steht fest, daß in Beuthen, Carolath, Windischborau, Zölling, Herzogswaldau und Schlawa germanische Siedlungen entstanden. Die Bevölkerungsdichtigkeit des Bronzezeitalters wurde bei weitem nicht erreicht. Der Wald nahm wieder an Ausdehnung zu.

Selten betraten Fremde das Odertal. Meist waren es römische Händler, die mit unseren Vorfahren geschäftliche Verbindungen suchten. Die vornehmen Vandalen erwarben von ihnen kostbare Schmucksachen, schöne Waffen und geschmackvoll verzierte Hausgeräte und ließen sich für den Dienst im römischen Heere anwerben. Der Nahrungsmittelmangel zwang sie zur Auswanderung, und die Wanderlust trieb sie bis nach Nordafrika, wo sie im Jahre 429 von dem römischen Feldherrn Belisar geschlagen und vollständig vernichtet wurden.

Die spärlichen Reste der vandalischen Lygier, die der alten Heimat treu geblieben waren, wurden um das Jahr 500 n. Ch. von den Polen mühelos überwunden und vertilgt oder aufgesaugt.

Schiller, Beuthen.

Wie unsere Ahnen ihre Toten bestatteten.

Die Geschichte der Totenbestattung gewährt interessante Einblicke in die Entwickelung der sittlichen Gefühle der Menschheit. Auf der untersten Stufe der Kul-

tur trat der Mensch dem Menschen mit stumpfer Gleichgültigkeit entgegen. Kranken- und Totenpflege waren vollkommen unbekannte Begriffe. Ungesunde und Verwundete blieben auf dem Marsche zurück und wurden ihrem Schicksal überlassen. Die Tiere des Waldes bestatteten sie nach ihrer Art. Später ging man dazu über, die Leichname in Höhlen zu legen und diese durch schwere Steine zu schließen.

Erst als die Menschen seßhaft wurden, erwachten die sittlichen Gefühle. Kranke und Schwache wurden alten Frauen und Zauberern zur Pflege überlassen. Der Geist eines Verstorbenen ging nach dem Glauben der Steinzeitmenschen nicht zu grunde. Er lebte vielmehr weiter, schweifte in der Nähe der Wohnung umher, stillte seinen Hunger und Durst wie die Lebendigen und belästigte oder quälte die Ueberlebenden. Seinen Tücken suchte man dadurch zu entgehen, daß man sich unkenntlich machte. Deshalb schwärzte man das Gesicht (Trauerschleier der Gegenwart), umwand Armspangen mit Fellstücken (Trauerflor), wechselte die Kleidung (Trauerkleider) und floh in den Wald. Der Zauberer holte den Leichnam aus der Wohngrube, zog die Knie stark an die Oberschenkel heran, schob die Hände vor das Gesicht, schnürte in dieser Stellung den Toten fest zusammen, stellte oder legte ihn in eine Grube und deckte ihn mit einem Erdhaufen zu. (Hockergräber in Beuthen, Groß-Würbitz u. a. Orten). Offenbar lebte auch dort der Bestattete weiter, denn man gab ihm mancherlei Gegenstände mit, die ihm im Leben lieb gewesen waren und die er vielleicht auch jetzt noch gebrauchen konnte, z. B. Steinbeile, Knochennadeln, kupferne Ringe usw., niemals aber Waffen. Für den langen Weg ins Jenseits bedurfte er


Hockergrab.

reichlicher Lebensmittelvorräte. Deshalb stellte man an das Kopfende 2—3 Tongefäße mit Speise und Trank (Wegzehrung).

Während der Bronzezeit erstarkten die sittlichen Gefühle. Deshalb traten in den geistlichen Anschauungen der Ureinwohner unserer Heimat große Veränderungen ein. Diese kommen am deutlichsten in dem Wechsel der Bestattungsgebräuche zum Ausdruck. An die Stelle der Beerdigung des Körpers trat die Leichenverbrennung. Diese beweist, daß der Urmensch von dem Fortleben nach dem Tode eine höhere Vorstellung gewonnen hatte. Er trennte den Körper, der zugrunde ging, von der Seele, die fortlebte. Durch die heilige Flamme des Feuers löste man die Seele vom Körper. War die irdische Hülle vernichtet, dann konnte sie in ein besseres Jenseits, in das Schattenreich einziehen. Die Knochenreste, die von dem Verstorbenen auf dem Scheiterhaufen zurückblieben, legte man in tönerne Urnen und setzte sie auf gemeinsamen Friedhöfen, Urnenfeldern, bei (Beuthen, Lessendorf, Langhermsdorf usw.) Das charakteristische Gefäß dieser Zeit ist die Buckelurne. Da die Seele im Schattenreiche weilte, war es nicht mehr nötig, dem Toten reiche Beigaben ins Grab mitzugeben; denn er bedurfte ihrer nicht mehr. Nur aus alter Gewohnheit stellte man neben die Aschenurne einige kleine Beigefäße und Schmucksachen. Zu Begräbnisplätzen wählte man leichte Bodenerhebungen, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt waren. Dort reihte sich Grab an Grab. Und nicht selten findet man Hunderte von Gräbern auf engem Raume zu einem Urnenfelde vereinigt.

Die Bestattungsweise des Eisenzeitalters ist nicht gleichartig. Neben Brandgräbern treten Skelettgräber auf. Nicht selten wurden die Aschenurnen mit Steinen umpackt. Zu dieser Art von Gräbern gehört das Steinkistengrab von Zäcklau. Durchaus neue Gefäßformen stellen die Gesichtsurnen dar. Sie haben

zumeist einen kreiselförmigen Körper, von dem sich ein Hals abhebt. Auf diesem sitzt ein menschliches Gesicht, darüber ein mützenförmiger Deckel oder Topf. Eine solche Gesichtsurne wurde bei Windischborau gefunden. Auch in Dalkau ist eine zu Tage gefördert worden. Diese Art von Urnen und die Beigaben von Waffen beweisen, daß es sich nur um germanische Tote handeln kann.

Ein vollständige Umwälzung des Bestattungswesens brachte das Christentum, das die Verbrennung der Toten als heidnisch empfand und deshalb nicht duldete.

Den Menschen des 20. Jahrhunderts erscheint das Leben der vorgeschichtlichen Völker unserer Heimat trostlos. Und doch mögen sie in ihrem Leben eine ebenso große Summe irdischen Glückes genossen haben, wie ihre Landsleute zu jeder anderen Zeit. Wohl mußten sie in dunklen Gruben oder in einfachen Holzhütten wohnen. Nur unvollkommen schützte sie die Kleidung aus Tierfellen und Bast- oder Leinenfäden gegen Sturm und Regen, gegen Frost und Hitze. Und doch lebte auch in ihnen schon der Sinn für das Schöne, und eine dunkle Ahnung von einem andern höheren Dasein jenseits aller irdischen Unzulänglichkeit.

Schiller, Beuthen.

Die Ankunft der Steinzeitmenschen in unserer Heimat.

Aus der Oderniederung stieg der Nebel. Die Sümpfe hauchten ihn aus und die weitgestreckten Moore und Wiesen, die sich am Fuße der steilen Beuthener und Nenkersdorfer Hügel dahinzogen. Ein frischer Wind hob sie empor und hing sie in zerfetzten Schleiern an die mächtigen Eichen, Buchen, Erlen und Zitterpappeln der Tiefe und die düsteren Eiben, Kiefern, Fichten und Tannen der Höhe.

Langsam zogen die Wellen der Oder talwärts. Nur wenige verirrten sich in die zahllosen Rinnsale, die bis zum Fuße des steilen Oderberges vorstießen. Goldene Sonnenstrahlen durchschossen die Nebelreste und badeten sich in den braunen Wassern des Sumpfes, den ein Storch nach Schlangen und Fröschen durchsuchte. Am Ufer eines toten Oderarmes stand unbeweglich ein Reiher auf einem Bein. Plötzlich stieß er seinen langen Schnabel in das Wasser und holte damit ein zappelndes Fischlein aus der Flut. Ein Zug wilder Gänse strich langsam dem Nenkersdorfer Bergteiche zu. Im Sumpfe wälzte sich eine Herde Wildschweine so übermütig hin und her, daß der Schlamm hoch aufspritzte. Ein Keiler verließ die Menge und schritt langsam dem Buchen- und Eichenhange zu. Dort nahm er sein Frühstück in Form von Bucheckern und Eicheln ein

Von den Hasel- und Holundersträuchern der Höhe löste sich eine menschliche Gestalt. Gelb war ihr Gesicht. Dunkles Haar umfloß den kantigen Schädel. Den gedrungenen Körper bedeckte ein Hemd aus Büffelhaut. Die Füße steckten in dicken Fellstücken.

Geräuschlos warf sich die Gestalt auf die Knie nieder und spähte aus dunkelglühenden Augen die Waldwiese entlang. Da knackte es im Gebüsche! Ein mächtiger Elch mit breitem Geweih durchbrach die Himbeerhecken. Staunend beäugte er die kauernde Gestalt. So etwas hatte er auf seinen weiten Wanderungen zwischen dem Schlawaer See und dem Rohrwiesener Schwarze-Sumpfe bisher noch nicht gesehen.

Da regte sich die Menschengestalt. Sie legte den Speer schnell auf den Rasen. Von der Schulter langte sie den Bogen und legte einen Pfeil mit scharfer Steinspitze darauf. Mit Blitzesschnelle löste sich das Geschoß von der federnden Sehne und bohrte sich an der Stelle tief in die Rippen des Tieres, wo es das Herz vermutete. Der Waldriese fiel vor Schreck in die Knie, sprang

aber im nächsten Augenblick auf die Beine und stürmte wutentbrannt auf den Jäger zu. Doch auf halbem Wege zu ihm durchbohrte ihn ein Speer. Lautlos brach das Tier zusammen und schlug mit den Hufen der Hinterbeine das hohe Gras. Der Jäger sprang empor, hieb dreimal mit dem Steinbeil zu, zückte das kurze Steinmesser und stieß einen wilden Siegesschrei aus.

Aus Sumpf und Moor, aus Heide und Grasland antwortete lautes Echo. Gestalten tauchten auf und stürmten heran mit wildem Jubel.

„Holt die Frauen und Männer heran! Treibt das Vieh auf die Waldwiese!" befahl Schuru, der Jäger und Häuptling der wandernden Steinzeithorde.

Die Männer machten auf der Stelle Kehrt und verschwanden im nahen Walde.

Eine Zeit lautloser Stille! Dann knackte, brach und stampfte es aus dem Südosten heran. Fünfundfünfzig bewaffnete Männer sammelten sich um den Häuptling.

Schweratmend kamen die Frauen heran. Sie keuchten unter der Last ihrer Bürde; denn arg drückte das Gewicht der Hausgeräte, die sie auf dem Rücken trugen. In Fischnetze und Felle waren Brot und getrocknetes Fleisch gehüllt. Verschieden geformte Tongefäße enthielten Weizen, Hirse, Bohnen und Linsen. Langsam entledigten sich die Frauen der Bürden und streckten und dehnten die müden Glieder.

Die Männer lehnten ihre Waffen an die Bäume. Das war die einzige Last, die sie unterwegs beschwerte. Mit dem Tragen von Gepäckstücken konnten sie sich nicht abgeben. Frei mußten ihre Arme und leicht der Körper sein; denn ihre Aufgabe war es ja, jederzeit kampfbereit den wilden Tieren und feindlichen Menschen entgegen treten zu können.

Schuru stieß seinen Speer fest in den Erdboden hinein, überblickte den Kreis der Gefährten und rief mit

dröhnender Stimme: „Der Platz ist unser! Auf ihm lassen wir uns nieder. Kein Mensch bewohnt das Land. Der Wald ist reich an Wild. Der Fluß hat Wasser und Fische. Auf den Weiden wächst reichlich Gras für unser Vieh. — Zieht das Wild ab, das ich erlegte! Zündet ein Feuer an. Bereitet das Mahl und sorgt für die Unterkunft der Menschen und Tiere!"

Die Horde löste sich in Gruppen auf und ging an die Arbeit. Fünf Männer holten Steinmesser und Schaber aus den Taschen. Dann knieten sie vor dem Elche nieder, schlitzten die Haut von der Schnauze bis zum Schwanze auf und häuteten ihn ab. Schwer und mühsam war die Arbeit. Langsam kam man von der Stelle. Aber man wurde fertig, weidete das Tier aus und zerlegte es in Stücke.

Die Knaben schleppten trockenes Holz herbei. Ein Mädchen schlug zwei Feuersteine aneinander. Zahlreiche Funken sprühten durch die Luft und entzündeten das Holzmehl, das in einer flachen Schale lagerte. Trockenes Gras entfachte die Glut zu einer hellen Flamme. Diese langte gierig nach dem daraufgelegten Holze und röstete das Fleisch, das an einem Spieße um die eigene Achse gedreht wurde.

Im Schatten eines Baumes saßen die Frauen. Sie zerrieben Getreidekörner zwischen zwei platten Sandsteinen. Als sie damit fertig waren, schütteten sie den Schrot in breite Tongefäße, gossen langsam Wasser an und verrührten die Masse zu einem Brei. Dieser wurde auf glühende Steinplatten gestrichen und geröstet. Das frischgebackene Brot schmeckte vorzüglich zu dem garen Wildbret. Manche Fleischstücke waren allerdings noch sehr zähe, doch die scharfen Zähne und die kräftigen Kiefer zermalmten alles, was ihnen geboten wurde. Die großen Röhrenknochen reichte man den Männern hin. Diese zerschlugen sie mit Steinbeilen und sogen das leckere Mark heraus.

Die Mahlzeit war beendet. Die Männer erhoben sich von den Plätzen, bewaffneten sich mit Aexten und Steinsägen und schritten dem nahen Gebüsche zu. Dort fällten sie armdicke Stangen und astreiches Buschwerk. Die dicken Pfähle wurden am Fuße des Oderberges in den Boden gerammt, durch Querhölzer verbunden und mit Dorngebüsch verflochten. Junge Burschen trieben das Vieh in diesen Pferch. Es bestand aus Rindern, Ziegen und Schafen. Lange Wanderungen hatte es matt und müde gemacht und vollständig abgemagert.

Auf der Waldwiese saßen die Frauen und Kinder. Sie flochten mit raschen Händen Aeste, Reiser und Blätter zu Wänden zusammen und stellten sie schräg gegeneinander. Den Boden belegten die Mädchen mit Laub und Moos.

Als die Sonne hinter den Beitscher Hügeln niederstieg, krochen die Frauen und Kinder in die Hütten, wickelten sich in dicke Felle und legten sich zur Ruhe nieder.

Die Männer entzündeten ein Lagerfeuer und streckten sich rings um dasselbe auf den nackten Erdboden. Dicke Felle schützten sie gegen die Kälte, und das Feuer hielt ihnen die Raubtiere vom Leibe.

Immer stiller wurde es in dem Lager. Leise strich der Wind aus dem Odertale herauf. Die Viehwächter umschritten geräuschlos die Hürden und warfen ab und zu einige Holzscheite in die lodernden Schutzflammen.

Am Lagerfeuer hockte der Wachtmann in tiefer Kniebeuge. Hin und wieder warf er eine lodernde Brandfackel nach den gierigen Augen der Wölfe, die die Finsternis vom Walde her durchglühten. Dann zuckten diese feige zurück; aber nach wenigen Minuten tauchten sie wieder an anderer Stelle auf, bis das erste Morgenrot den Himmel über der Bielawer Heide in Brand steckte.

Schiller, Beuthen.

Frau Rollo baut eine Wohngrube.

Frühzeitig wurde es lebendig im Lager. Das Vieh zog blökend zur Tränke und zur Weide. Der Häuptling umschritt den Gipfel der steilen Oderhöhe und wies jeder Familie einen Bauplatz an. Seine Ehegenossin, Frau Rollo, war außer sich vor Freude, als ihr der Platz unter einer alten Eiche zugesprochen wurde. Ihn liebte sie über alles, denn von ihm aus hatte sie einen freien Blick zum Odertale hinab.

Mit Lust und Eifer ging sie an die Arbeit. Die Gehilfinnen hoben den Rasen des Baugrundes in Form von viereckigen Erdballen ab und legten ihn sorgfältig in den Schatten. Grabstock, Tonscherbe und spitze Steine lockerten den Boden und scharrten ihn zu Häufchen zusammen. Frau Rollo sammelte denselben in Töpfe und schüttete ihn rund um die Höhlung zu einem Erdwalle auf. Immer mehr stieg die Grube in den Erdboden hinunter. Endlich hatte sie eine Tiefe von einundeinemhalben Meter erreicht. Das war die Stelle, an der man bei solchen Erdbauten mit der Arbeit inne hielt. Zwei Frauen glätteten nun den Erdboden, Frau Rollo aber hob sorgfältig fünf Treppenstufen aus, die in östlicher Richtung zur Höhe des Erdwalles hinaufführten und belegte sie mit fester Eichenrinde. Der Fußboden wurde mit Steinen gepflastert.

„Habt Ihr das Holz besorgt?“ fragte Frau Rollo die beiden Knaben, die sich in ihrer Nähe tummelten und mit einem zahmen Wolf und einem gutmütigen Bären spielten.

„Unter der Eibe trocknet es!“

„Bringt es herbei!“

Dienstfertig eilten die Knaben von dannen und schleppten drei Meter lange Eichenknüppel am Baugrunde zusammen. Frau Rollo hielt das eine Ende eines jeden Stabes in das Feuer, ließ es ankohlen und drehte es

von Zeit zu Zeit über dem Erdboden dahin, bis es spitz wurde. Dann trieb sie denselben durch wuchtige Steinhiebe schräg in den Erdwall hinein und band ihn oben mit getrockneten Viehdärmen an die anderen Pfähle. Die Gehilfinnen kneteten Lehm und vermischten ihn mit Kiefernadeln. Mit dieser Masse wurde das ganze Dach überzogen und so verdichtet, daß kein Regentropfen in das Innere der Grube einzudringen vermochte. Ein Bärenfell schloß die Türöffnung ab. Die Wohngrube war im Rohbau fertig.

Den inneren Ausbau beendete Frau Rollo ohne fremde Hilfe. Er bestand aus einem bankartigen Erddamme, der Herdstelle und einer Vertiefung, der Abfallgrube. Dann ging sie an das Aufstellen und Einordnen der Hausgeräte und Vorräte.

Mit freudestrahlendem Angesichte führte sie ihren Mann in die fertiggestellte Wohnung. Lustig flackerte das Herdfeuer auf steinernem Untergrunde in der Mitte der Behausung. Die Lagerstätte war mit getrocknetem Moos und Laub belegt. Ausgestopfte Hasenfelle bildeten die Kopfkissen, Bärenfälle die Deckbetten. An hölzernen Nägeln hingen Kleidungsstücke, geräucherte Bärenschinken und getrocknetes Rindfleisch. In Wandvertiefungen standen tönerne Töpfe mit Weizen, Hirse und Bohnen gefüllt. Mahlsteine, Spinnwirtel und andere Hausgeräte lagen friedlich in einer Nische beieinander. Nun erst fühlte die Häuptlingsfamilie, daß sie wieder eine Heimat hatte.

Schiller, Beuthen.

Des Häuptlings Tod.

Der Häuptling Schuru war alt geworden. Die Kraft des Körpers hatte abgenommen; aber der Mut zeigte nicht die geringste Spur seiner hohen Jahre. Die Bärenjagd blieb sein größtes Vergnügen. Diesem wollte er sich wieder einmal hingeben.

An einem schönen Herbstmorgen machte er sich mit sechs Genossen auf den Weg zur Würbitzer Heide.

Nach langem Hin- und Herlaufen entdeckte er die ersten Spuren des gesuchten Wildes. Eine Bärin mit zwei Jungen war quer durch den Wald gegangen. Auf einem freien Platze wälzten sich die Bärenkinder auf dem Rücken hin und her, knurrten vor Wohlbehagen und schaukelten die Beine in der Luft herum. Dann standen sie auf und trotteten von dannen.

Schuru stieß einen lauten Ruf hervor. Da wandte sich eins der Tiere um. Im nächsten Augenblicke bohrte sich der Pfeil des Häuptlings tief in das Auge des Neugierigen. Schuru sprang herbei, stach ihm den Speer in den Rachen und schlug ihn mit der Steinaxt nieder.

Der Todesschrei war dem scharfen Ohre des Muttertieres nicht entgangen. Wütend kam es herbeigerannt, stürzte sich auf Schuru und umarmte ihn krampfhaft mit den Vordertatzen. Die Jagdgenossen stachen und schlugen mit Speeren und Steinäxten auf das wütende Tier ein. Endlich erlahmte seine Kraft. Der Häuptling entglitt seinen Tatzen; aber er blutete an vielen Körperstellen und konnte sich kaum noch rühren.

Die Jagdgenossen wuschen ihm die Wunden aus, legten Moos und Farnkräuter darauf, bauten eine Bahre, legten den Verwundeten darauf und trugen ihn heim.

Die Krankenpflege übernahm die Großmutter. Dazu war sie besonders geeignet. Denn sie verstand die Herstellung von Pflastern und Arzeneien so gut wie der Zauberer. Der Kranke hatte furchtbare Schmerzen. Hin und wieder gelang es, diese durch einen kräftigen Heiltrunk zu stillen. Wenn sie aber wiederkehrten, schrie er so fürchterlich, daß seine Angehörigen fluchtartig die Wohngrube verließen. Sie fürchteten die Seele des Verstorbenen. Denn diese hatte noch Gewalt über alle Männer und Frauen der Horde. Wehe dem Unglücklichen, der ihr zu

nahe kam! Wie sollten sie sich vor ihr schützen? In der Angst bemalten sie die Gesichter mit Erde und Ruß. Die Bärenzahnketten und Armbänder wurden mit dunkeln Pelzstücken umhüllt, die Kleider zerrissen und geschwärzt. Nun konnte sie die Seele Schurus nicht wiedererkennen. Und dann begann ein Heulen und Wehklagen. Die Frauen rauften sich die Haare, warfen sich zu Boden und schlugen mit Armen und Beinen um sich.

Nur ein Mann der Horde kannte keine Geisterfurcht. Das war der Zauberer. Dieser begab sich in die Wohngrube des Toten und ließ die Tür weit offen stehen. Töpfe, Bänke und andere Geräte wurden umgestürzt und platt zur Erde gelegt, damit die wandernde Seele nirgends hängen bliebe. Dann beschwor er den Geist und trieb ihn zur Hütte hinaus.

Nun wagten sich auch die Verwandten und Bekannten in die Nähe des Toten. Der Leichnam wurde mit den besten Kleidern versehen. Mit Speise und Trank gefüllte Gefäße sollten die Seele vor Hunger und Durst bewahren.

Vor der Tür des Totenhauses versammelte der Aelteste der Horde die Männer seines Stammes. Er stellte sich auf einen hohen Stein und sprach mit lauter Stimme:

„Männer! Ich bin der Aelteste unseres Stammes. Und deshalb muß ich zu Euch sprechen. Unsere Ahnen ließen die Toten im Walde liegen. Später warfen sie dieselben in den Sumpf oder verscharrten sie in dem Sande. Unsere Toten werden mit festen Baststricken gefesselt. Große Steine sorgen dafür, daß ihre Seelen nicht aus dem Grabe emporsteigen, um uns zu schädigen. Der verstorbene Häuptling Schuru ist stärker als die Steine. Ihn kann ein gewöhnliches Grab nicht festhalten. Vor seiner Seele sind wir nur sicher, wenn wir den Körper verbrennen. Wollen wir das tun?“

Beifälliges Gemurmel folgte der Rede.

„Ja, so wollen wir Schurus Seele unschädlich machen“, erklang es laut in der Runde.

Mit ungeheurer Spannung warteten Frauen und Kinder der Dinge, die da kommen sollten. Endlich war der Begräbnistag herbeigekommen. Vier Männer trugen den Toten auf einer Bahre zum Oderberge hinauf und legten ihn auf einen mächtigen Holzstoß. Dieser wurde entzündet. Schauerlich war der Anblick der gierigen Flamme. Mit Windeseile fraß sie sich durch das dürre Holz hindurch und verzehrte den Toten fast vollkommen. Nur ein paar Knochenreste blieben zurück. Diese wurden gesammelt und in die tönerne Urne gebettet, die in einer offenen Grube stand. Der Aelteste des Stammes trat heran und legte eine Axt in das Grab, damit sich der Tote wehren konnte, wenn böse Geister ihn verderben wollten. Frauen umgaben die Totenurne mit Beigefäßen, die mit Fleisch, Hirse und Mehl gefüllt waren und schlossen das Grab mit Erde.

Dann wurde es lebendig auf dem Totenfelde. Die Männer brieten die Schinken des Bären, der den Häuptling tödlich verwundet hatte. Das übliche Opfermahl begann. Braten und Honigwasser kreisten in der Runde. Die Männer priesen in zahlreichen Reden die Tugenden des Toten, und die Frauen sangen ihm zu Ehren die gebräuchlichen Totenlieder.

Auch Musikanten fehlten nicht beim Opfermahle. Das Hauptinstrument war die Trommel. Sie bestand aus einem ausgehöhlten Baumstamme, dessen Oeffnungen mit Fellen überspannt waren. Zwei Knaben bliesen hohle, mit einem Loch versehene Röhrenknochen, und zwei Mädchen schlugen dünne, elastische Stäbe gegeneinander. Es war eine eintönige Musik, aber sie hielt einen bestimmten Takt und erfreute die Zuhörer. Das junge Volk jubelte und tanzte geschickt um das Opfer herum.

Schiller, Beuthen.

Verzeichnis der Fundorte vorgeschichtlicher Urkunden.

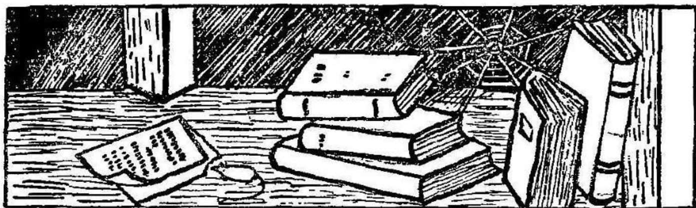
St.= Steinzeit. Br.= Bronzezeit. E.= Eisenzeit.

1. Aufhalt. Br. 2. Beuthen. St. Br. E. 3. Bielawe. Br. 4. Brunzelwaldau. Br. 5. Buchwald. Br. 6. Carolath. St. Br. E. 7. Freystadt. St. Br. 8. Herzogswaldau E. 9. Hohenborau. Br. 10. Kölmchen Br. 11. Költsch. St. Br. 12. Kuhnau. Br. 13. Kusser. Br. 14. Laubegast. Br. 15. Lessendorf. St. Br. 16. Lindau. St. 17. Lippen Br. 18. Malschwitz. Br. 19. Modritz. Br. 20. Neusalz. Br. 21. Pürben. Br. 22. Rosenthal. Br. 23. Schlawa. Br. E. 24. Seiffersdorf. Br. 25. Siegersdorf. Br. 26. Steinborn. Br. 27. Streidelsdorf. Br. 28. Tarnau. Br. 29. Alt-Tschau. Br. 30. Neu-Tschau. St. 31. Tschiefer. St. 32. Windischborau. Br. 33. Groß-Würbitz. St. Br. 34. Zäcklau. St. Br. 35. Zölling. Br. E.

Ein Teil der gefundenen Erdurkunden aus der vorgeschichtlichen Zeit des Kreises Freystadt wurde den Heimatmuseen der Städte Neusalz, Freystadt und Beuthen überwiesen. Andere wanderten in das Glogauer (Beuthener Einbaum) und das Breslauer Altertumsmuseum und in das Berliner „Museum für Völkerkunde".

Eine Weihestimmung bemächtigt sich des Menschen der Gegenwart, der diese Orte betritt. Mit staunender Teilnahme betrachtet er die Schätze, die die Urbewohner unserer Heimat vor Tausenden von Jahren dem dunklen Schoß der Erde anvertrauten und die der vorsichtig grabende Spaten des Altertumforschers an das Tageslicht brachte, um an ihrer Hand die Kultur zeitferner Menschen feststellen zu können.

Schiller, Beuthen.



Unsere
Heimat in der geschichtlichen Zeit.
Die Germanen in unserer Heimat.

Die ersten geschichtlichen Nachrichten über unsere Heimat verdanken wir den Römern. Kaiser Augustus hatte durch seinen Schwiegersohn Agrippa eine Vermessung des römischen Reiches vornehmen lassen. Auf Grund dieses Materials wurde dann um das Jahr 7 v. Ch. eine mächtige, vielfarbige Weltkarte angefertigt. Gleichzeitig gab Augustus selbst ein Handbuch heraus, das eine im Anschluß an diese Karte geordnete Sammlung der Maße und Entfernungen über Land und Meer enthielt. Von dieser Schrift sind Auszüge erhalten geblieben, aus denen hervorgeht, daß damals das Land zwischen Oder und Weichsel von Germanen besiedelt war. Späteren griechischen und römischen Schriftstellern verdanken wir die genauere Kenntnis der Volks- und Stammesverhältnisse. Der Geograph Ptolemäus weist auf seiner Karte in der Gegend von Freystadt und Beuthen die Lugier nach. Plinius nennt die Bewohner unserer Heimat Vandalen. Tacitus kennt beide Namen. Die Vandalen bewohnten nach seinen Angaben das Land zwischen dem Vandalischen Gebirge (Sudeten) und der Weichsel. Sie stammten von der Insel Seeland, waren gegen Ende des Bronzezeitalters in Schlesien eingewandert und zerfielen in mehrere Stämme.

Die bekanntesten waren die Silinger am Zobten und die Lygier (Lugier) im Kreise Freystadt.

Die Lygier waren ein kriegerisches Volk, das von Jagd, Viehzucht und Landwirtschaft lebte. Die Gräberfunde von Beuthen, Carolath, Herzogswaldau, Zölling und Schlawa beweisen, daß sie ein starkes Geschlecht mit stahlhartem Körper gewesen sein müssen. Sie fürchteten offenbar weder Frost noch Hitze, weder Sumpf noch Wasser, weder die Helligkeit der offenen Steppe noch das geheimnisvolle Dunkel des geschlossenen Waldes. Reiches Blondhaar umfloß den Nacken der freien Männer und Frauen. Aus großen, blauen Augen leuchtete die Güte, aber auch der Mut und Freiheitsstolz. Die Kleider waren aus Leinwand und Tierfellen gefertigt. An der rechten Seite des Mannes hing ein kurzes Schwert. Die Hand führte einen Spieß. Die Frauen trugen lange Leinengewänder, die von einem Gürtel zusammengehalten wurden.

Jeder Hausvater errichtete aus dicken Baumstämmen sein eigenes Haus und deckte es mit Schilf oder Stroh. Den Giebel schmückte er mit Pferdeköpfen. Kleine Windlöcher, die mit Läden versehen oder mit Fellen und Tüchern verhängt werden konnten, dienten als Fenster und Schornsteine. Der größte Raum des Hauses führte den Namen Diele. Er diente als Wohnzimmer und zugleich als Versammlungsort bei Festen und Beratungen. In der Mitte stand ein Herd. Er war vierkantig und bestand aus Feldsteinen. In seiner Nähe befand sich der Herrensitz und der Ehrenplatz für vornehme Gäste. Dorthin wurde der Fremde zuerst geführt und ihm über dem Herdkessel Friede gelobt, dort aber auch der Kampf dem Uebeltäter verkündigt. An den Zimmerwänden zogen sich einfache, breite Bänke entlang. Davor standen rohgezimmerte Tische. Der Fußboden war aus Lehm gestampft. Keller, Vorratsspeicher und Viehställe waren in besonderen Gebäuden untergebracht. Der Hofraum wurde durch einen Holzzaun mit einem Gatter oder durch einen Wall mit einem Tore geschützt.

Eine Reihe von unregelmäßig beieinanderliegenden Hofstätten bildete einen W e i l e r. (Dorf.) Derselbe war von einem hohen Zaun umgeben. Außerhalb der Befestigungsanlagen lag das Feld. Der Grundbesitz des einzelnen hieß A l l o d. Wiese und Wald benutzten die Bewohner einer Markgenossenschaft gemeinsam. Die Bestellung des Ackers erfolgte im Frühjahre. Nach zweijähriger Ernte wurde das Feld mehrere Jahre in der Brache gelassen. Die landwirtschaftlichen Geräte bestanden aus Hacke, Spaten, Pflug, Egge, zweirädrigem Karren und vierrädrigem Wagen. Das Feld lieferte Weizen, Gerste, Hafer, Hirse und wildes Obst, das Rind und die Ziege Milch, Butter und Käse, Pferd und Schwein das Fleisch. Wildbret und Fisch boten Wald und Fluß in Fülle. Hafer- und Gerstenbrot durften bei keiner Mahlzeit fehlen. Bei Festlichkeiten wurde der süße Met (aus Honig) und ein wohlschmeckendes Bier (Hopfen und Malz) herumgereicht.

Die Bestellung des Ackers und die Pflege des Viehes überließ der vornehme Vandale den unfreien Knechten und Mägden, die auch alle Handwerkerarbeiten zu verrichten hatten. Er selbst war im Hause der Verwalter seiner Güter. Seine Hand durfte keine Arbeit verrichten. Nur Waffenschmiedekunst, die Töpferei und Weberei waren eines freien Mannes würdig. Am liebsten ging er auf die Jagd oder in den Krieg. Seine Rüstung bestand aus einem kurzen Schwert, das um die Lenden gegürtet war, aus einem langen Speer in der Rechten und aus dem runden Weidenschild in der Linken. Die Helmkappe schmückten die Schwungfedern des wilden Schwanes. Die Mehrzahl des Volkes bestand aus Ackerbauern, Viehzüchtern und Jägern.

Die höchste Gewalt hatte die V o l k s v e r s a m m l u n g. Diese wurde bei Voll- oder Neumond unter freiem Himmel abgehalten. Ein mächtiger Lindenbaum oder eine Quelle bezeichneten den Ort der Zusammen-

kunft. Den Vorsitz führte der Häuptling. Jeder freie Mann hatte bei der Versammlung das Recht zu reden. Den Beifall gab man durch Klirren der Waffen kund. Dumpfes Gemurmel bedeutete Ablehnung.

Das schönste Fest der Germanen war die Hochzeit. Zeugen und Verwandte bildeten einen Ring um das Brautpaar. Dieses mußte in Gegenwart des Aeltesten der Sippe (Familie) sich zu gegenseitiger Liebe und Treue verpflichten. Darauf brachten die anwesenden Frauen das wallende Haar der Braut unter eine Haube. Das bloße Schwert, das dem Bräutigam überreicht wurde, deutete an, daß er fortan seine Frau unter Ansetzung seines Lebens zu schirmen hatte. Nachdem der Bräutigam der Braut einen Ring angesteckt hatte, begann der Hochzeitsschmaus. An der Spitze der Tafel saß das Brautpaar, rechts und links die Brauteltern und die Freunde und Bekannten. Am entgegengesetzten Ende hatte die Jugend Platz genommen. Gebratene Stücke vom Ur, vom Eber und Bären wurden herumgereicht, daneben wurde das Trinken nicht vergessen. Lange Auerochsenhörner, die auf einem Fuß befestigt waren, und weitbäuchige Tonkrüge, die mit Met gefüllt waren, kreisten um den Tisch. Bald stieg den Männern das Getränk in den Kopf. Immer lauter wurde es an den Tischen. Die Alten erzählten von Jagd und Krieg, von Abenteuern und Heldentaten, von Wunden, Tod und Wiedersehn in Walhalla. Die Jungen aber hörten begeistert zu. Sie wünschten, einst auch solche Helden zu werden. Darum nahmen sie sich vor, mit unermüdlicher Ausdauer den Speerwurf zu üben und durch Springen über die Pferde, die Kraft und Geschicklichkeit des Körpers zu erhöhen. Nach der Beendigung des Mahles kreiste der Becher weiter. Die Würfel kamen an den Tisch. Der Met verwirrte die Sinne. Mancher Mann spielte dann so leichtsinnig, daß er nicht nur Kalb, Rind, Pferd und Haus verspielte, sondern sogar Kind, Weib und die eigene Freiheit verlor. Nach der Hochzeit wur-

den die Hochzeitsgeschenke auf einen Wagen geladen, die junge Frau darauf gesetzt und in die neue Behausung gefahren. (Brautwagen.)

Das neugeborene Kind mußte dem Vater auf den Schoß gelegt werden, damit dieser es als das seine anerkenne. Die Erziehung lag in der Hand der Mutter. Nach Herzenslust tummelte sich das Kind in Feld und Wald. Die Mutter hielt es zum Gehorsam und zu einem gesitteten Wesen an, erzählte ihm die alten Heldensagen, lehrte es zu den Göttern beten und sang ihm die alten Lieder ihres Stammes vor. Die erwachsene Tochter lernte unter ihrer Anleitung die häuslichen Geschäfte, die Viehzucht und den Ackerbau, der Sohn vom Vater das Rennen, Jagen, Reiten und Fechten.

Auf den Höhen des Zöllinger Berges und in dem heiligen Haine zu Beuthen (Sitz des Lygierfürsten Bythurix) verehrten die Lygier wahrscheinlich ihre Gottheiten. Der Vater der Götter war Wodan. Ihn stellte man sich einäugig vor. (Sonne). Auf achtbeinigem Rosse, bekleidet mit dem grauen, rotgeränderten Wolkenhut und dem blauen Sturmmantel, ritt er blitzschnell durch die Lüfte. Zwei Raben, seine Boten, und zwei Wölfe, seine Jagdhunde, begleiteten ihn auf allen seinen Wegen. Seine Wohnung war die hunderttorige Himmelsburg Walhalla. Von hier aus regierte er die Welt. Wodans gewaltigster Sohn hieß Donar. Sein Bart war feuerrot, seine Waffe ein gewaltiger Hammer. Blies er in seinen Bart, so sprühten Blitze heraus. Schlug er mit dem Hammer gegen den Schild der Riesen, so rollte der Donner durch die Luft. Wodans Gemahlin war Freia. Wenn sie im Frühling durch das Land fuhr, schmückte sich die Erde mit frischem Grün und duftenden Blumen. Tempel und Bilder kannte der Lygier unserer Heimat nicht. Als Opfer brachte er weiße Rosse dar. An ein künftiges Leben glaubte er fester als jedes andere Volk. Darum kannte er auch keine Todesfurcht. Starb er, so verzehr-

te ein Scheiterhaufen seine sterbliche Hülle. Eine Urne nahm die Asche auf. Diese wurde in die Erde gesetzt und mit einem Erdhügel überschüttet oder in einer Art Steinkammer beigesetzt. (Beuthen, Zölling, Zäcklau.) Den Strohtod starb der Lygier nicht gern. Viel lieber fiel er in der heißen Schlacht. Denn vom Schlachtfelde holten ihn die Schlachtenjungfrauen, Walküren, und trugen ihn auf fliegenden Rossen durch die Luft nach Walhalla. Dort heilten seine Wunden mit einem Schlage. Wodan lud ihn zu Tische und bewirtete ihn mit einem Braten, der nie alle wurde, und mit einem feurigen Met, der nie ausging.

Der Einfluß der römischen Kultur machte sich zu Beginn unserer Zeitrechnung auch in unserer Heimat geltend. Die ersten Handelsbeziehungen zwischen Lygiern und Römern wurden zur Zeit Kaiser Neros angeknüpft. Der römische Ritter Carnuntum lernte wahrscheinlich auf seiner Reise zur Nordsee die hiesige Gegend kennen und sorgte dafür, daß römische Kaufleute auch den Kreis Freystadt bereisten. Eine vielbegangene Handelsstraße führte am linken Ufer der Oder entlang. Der Reichtum der Ostseeküste, der vielbegehrte Bernstein, war es, der die findigen Kaufleute des Südens all den Gefahren, die das Land für sie in sich barg, trotzen ließ.

Um das Jahr 200 setzte in Deutschland eine gewaltige Völkerverschiebung ein. Das Klima Norddeutschlands, das schon zu Beginn der Eisenzeit die Ureinwohner nach dem wärmeren Süden getrieben hatte, wurde immer rauher. Die Temperatur sank noch tiefer, und die Feuchtigkeit belästigte Menschen und Tiere. Nordische Germanenschwärme, die wegen Uebervölkerung das Land ihrer Väter verlassen hatten, durchzogen unsere Heimat, um in dem wärmeren, ertragreicheren Süden neue Wohnsitze zu suchen. Wagemutige und wanderlustige Lygierfamilien des Kreises Freystadt, denen die Heimat zu eng und unfreundlich erschien, ergriff auch das Wanderfieber

der Brüder von der Bernsteinküste. Sie verließen ihre Wohnsitze. Auf dem Wege nach dem Süden schlossen sich Tausende von Familien an, sodaß sie zu einem wandernden Volke heranwuchsen, dem kein Land widerstand. Nach langer Wanderung ließen sie sich in Dazien, dem heutigen südöstlichen Ungarn, nieder. Später verlegten sie ihre Wohnsitze nach Panonien, südlich der Donau.

Die große Völkerbewegung, die 375 n. Ch. im südöstlichen Europa durch den Einbruch der asiatischen Hunnen in das Ostgotenreich begann, setzte auch die Hauptmasse der Lygier unserer Heimat in Bewegung. Nicht auf einmal griffen sämtliche Familien zum Wanderstabe. Nein, viele Jahre hindurch traf man in der Ebene auf geheimen Waldpfaden, auf Haupt- und Nebenwegen germanische Wanderzüge. Immer stiller wurde es in unserer Heimat. Viele Gehöfte standen leer. Auf den Talauen weideten nur noch Wisent und Hirsch. Selten glitt ein Einbaum die Oder hinunter. In den Wäldern verklang das lustige Hifthorn.

Um das Jahr 400 n. Ch. brannte auf dem steilen Oderhügel der Bythurixstadt (Beuthen a./O.) zum letzten Male das Opferfeuer der germanischen Lygier. Wirbelnde Rauchwolken stiegen zum Himmel empor. Eintöniger Priestergesang ertönte, und Priesterinnen murmelten inbrünstige Gebete. Den nächsten Tag brachen die Auswanderer auf. Bewaffnete Männer eröffneten den Zug. Wagen mit Saatkorn und Hausrat folgten. Frauen und Kinder trieben das Vieh, und Hunde hielten es zusammen. Mühsam war die Fahrt. Oft mußte mit Axt und Spaten Bahn gebrochen werden. Auf der Höhe des Bullendorfer Windmühlenberges wurde vielleicht Halt gemacht. Von dem Gipfel des Riesenfindlings überschaute man die heimatliche Flur und sandte noch einen letzten Blick nach dem weithinsichtbaren Hochkessel der Beuthener Fluren und dem breiten Silberbande des Oder-

stromes. Dann ging es talwärts, dem Bober zu, in die dunkle Zukunft hinein.

Nach monatelanger Wanderung trafen alle Vandalenstämme, die unter einander stets Fühlung hielten, jenseits der Elbe zusammen und zogen gemeinsam weiter. Ein wilder Kampf entbrannte um den Rheinübergang. In Gallien (Frankreich) mußte so mancher Held den Schlachtentod sterben. Doch weiter ging es ohne Aufenthalt. Die Pyrenäen wurden überstiegen. Heiß war der Kampf um das schöne Spanien. Doch auch hier fanden die Vandalen keine bleibende Stätte. Dreiundzwanzig Jahre nach dem Auszuge aus dem Kreise Freystadt setzten sie nach Nordafrika über und gründeten dort ein Vandalenreich mit der Hauptstadt Karthago. Ganz wohl wird ihnen dort sicherlich nicht zu Mute gewesen sein. Denn nach dem Berichte des Geschichtsschreibers Prokop (550 n. Chr.) verhandelten die afrikanischen Vandalen mit den in der Heimat verbliebenen Brüdern wegen ihres Anrechtes auf die verlassenen heimischen Fluren und hielten dabei ihren Anspruch auf die einst innegehabten Besitztümer aufrecht. Es war ihnen aber nicht beschieden, von den vorbehaltenen Rechten Gebrauch zu machen, denn sie wurden 429 n. Chr. G. von dem römischen Feldherrn Belisar geschlagen, vernichtet und ausgerottet. Das war das traurige Ende des herrlichen germanischen Lygierstammes, der einst unsere Heimat bewohnte. Losgelöst von dem kräftespendenden Heimatboden trieb er wie ein vom Stamme gelöstes Blatt in die weite, ungewisse Ferne, die ihm nach kurzem Freudenrausche Not und ein grausames Ende brachte.

Schiller, Beuthen.

Unsere Heimat unter polnischer Herrschaft.



Die polnische Einwanderung und Siedlung.

Um das Jahr 600 n. Chr. G. war der Kreis Freystadt fast menschenleer. Nur hier und dort bebaute ein heimattreuer germanischer Lygier den Boden der Väter. Da tauchten im Osten dunkelhaarige Männer mit breiter Nase und tiefliegenden Augen auf. Diese drangen in kleinen Gruppen mit Frauen und Kindern, Wagen und Viehherden gegen die Oderniederung vor. Sie stammten aus den flachen Wald-, Steppen- und Sumpfgebieten des heutigen Südrußlands und trieben ihre Viehherden von einer Weide zur anderen, bis das ganze Land zwischen dem Schlawaer See und dem Bober besetzt war. Der germanische Vandale, der seinen Besitz den Fremdlingen nicht freiwillig überließ, wurde getötet oder zum Sklaven gemacht. Damit verschwand das germanische Volkstum aus unserer Heimat.

Die neuen Bewohner hatten keinen Sinn für feste Wohnsitze und häuslichen Herd. Sie wanderten im Sommer mit ihren Schafen und Ziegen, Rindern und Pferden von einer Weide zur anderen. Als ihre Zahl immer größer wurde, konnte sie die Vieh- und Weidewirtschaft nicht mehr ernähren. Da spannte der Pole ein struppiges Pferd und eine magere Kuh vor den hölzernen Haken-

pflug [Radlo], bearbeitete damit den leichten Sandboden und vertraute ihm Hirse, Wicken und wenige Getreidekörner an. Mit der Sichel wurde die Frucht gemäht, die Körner mit der steinernen Handmühle zu Mehl gemahlen.

Der klügste und tüchtigste Mann einer Familiengenossenschaft [opole] wurde Häuptling. Bei ihm holte man Rat in allen Lebenslagen. Von ihm wurden alle Familienstreitigkeiten geschlichtet. Seinem Befehle gehorchte man ohne Widerspruch; denn er war Führer, Richter und Priester in einer Person und hatte nach innen und außen für das Wohl und den Schutz jedes einzelnen zu sorgen.

Je mehr die bebaute Fläche an Größe zunahm, desto seltener konnte der Wohnort gewechselt werden. Deshalb drang der Häuptling auf Schaffung eines festen Wohnsitzes. Ein günstig gelegener Ort mit Viehtränke, grüner Wiese, ehemaligem Ackerstück und verfallenen Germanenhütten war bald gefunden. Am Teiche erbaute der Häuptling sein Haus aus leichten Kiefernstämmen und setzte die Wände mit strohdurchflochtenem Lehme aus. Durch eine angelehnte Tür gelangte er in den inneren Raum, der Menschen und Tieren als Wohnstätte diente. An der Wand entlang führten niedrige Holzbänke. Eine Ecke barg ein Lager aus Stroh und Heu für die ganze Familie. Die Mitte der Lehmdiele deckte ein steinerner Herd. Der Rauch zog durch die zahlreichen Oeffnungen der Wand. Vor dem Hause des Häuptlings breitete sich die Dorfaue aus. Dicht um dieselbe drängten sich die Stroh- und Schilfhütten der Volksgenossen zusammen. Ein einziger Weg führte von dieser ins Freie. Ein solches Dorf, Rundling genannt, bildete eine kleine Festung und war leicht zu verteidigen. Die Aecker zogen sich in vollständig regelloser Form in Wiese und Wald hinein. Sie wurden schlecht gepflegt und wechselten ihren Bebauer alle drei Jahre durch das Los.

Feindseligkeiten benachbarter Familiengenossenschaften führten zur Bildung von Schutz- und Trutz-Verbänden. Diese nannte man Zupen (zupa-Sippe.) Eine größere Anzahl solcher Vereinigungen von gleicher Sippe und Mundart bildeten einen Stamm. Hervorragende Kraft, List oder Rücksichtslosigkeit bahnten manchem Häuptling den Weg zu einer herrschenden Stellung. Wollte ein solcher Emporkömmling seine Macht behalten, so mußte er für die nötigen Stützen sorgen. Diese fand er in den bisherigen Häuptlingen. Ihnen wurde eine bevorzugte Stellung innerhalb der Gesamtbevölkerung eingeräumt. Und aus diesen entwickelten sich die Großgrundbesitzer und der polnische Adel, Szlachta. Neben sie trat die kriegsgeübte Gefolgschaft des Emporkömmlings, der sich zum Fürsten emporgeschwungen hatte. Ihre Aufgabe war es, die Herrschaft des Gebieters gegen alle Feinde zu verteidigen. Oft bildeten sie ein buntes Gemisch verschiedenster Gestalten aus aller Herren Länder. Der erste geschichtliche Polenherzog M i e s k o soll über 3000 geharnischte Ritter verfügt haben, die mit Schwert, Lanze, Schleuder, Schild, Pfeil und Bogen bewaffnet waren.

Diesem Geburts- und Kriegsadel gegenüber standen die übrigen Volksgenossen. Sie waren nicht freie Männer, sondern dienten dem Herzoge oder dem Adel, denen aller Grund und Boden gehörte, als h ö r i g e B a u e r n (Kmeten) oder als l e i b e i g e n e s G e s i n d e. Von den geringen Erträgen der gepachteten Äcker und Wiesen zahlte der Kmete hohe Natural-Abgaben an den Grundherrn. Die Kirche erhielt den Zehnten. So blieb dem Bauer nur das Notdürftigste für das nackte Leben. Deshalb fehlte der Ansporn zu zähem Fleiße. Der Leibeigene besaß überhaupt nichts. Er und der Kmete erarbeiteten dem Grundherrn alles, was er brauchte.

Bis ins 10. Jahrhundert hinein waren die Polen H e i d e n. Sie verehrten als höchste Gottheiten den B e l b o g (weißer, guter Gott) und den Z e r n e b o g (schwarzer böser Gott.) Zu diesen gesellte sich eine große Zahl Unter-

götter. Ihre Bildnisse wurden aus Holz geschnitzt oder aus Ton gebrannt und in Tempeln oder heiligen Hainen aufgestellt. Wer bei ihnen Hilfe suchte, der ließ durch den Priester ein Opfer bringen. Dieses bestand aus einer Ziege, einem Rinde, einem Pferde oder einer Getreidegabe. Nach einem großen Siege wurden sogar Gefangene als Opfer dargebracht.

Schiller, Beuthen.

Befestigungsanlagen aus alter Zeit.

Nach der Schaffung fester Wohnsitze schlossen sich die polnischen Dörfer zu größeren Verbänden zusammen. Mit Neid betrachtete der eine Dörferbund das Glück des anderen. Da ging die Freundschaft bald in die Brüche. Diebstähle erregten die Gemüter. Mit Gewalt suchte man das Seinige zurückzuholen. Wurde das Gestohlene nicht freiwillig zurückerstattet, so kam es zu einer Prügelei. Freunde griffen in den Streit ein, und es entwickelte sich aus dem Zweikampf das Gefecht. Die Sieger begnügten sich oft nicht mit der Zurücknahme des entwendeten Gutes, sondern eigneten sich an, was ihnen gefiel. Da schwuren die Unterlegenen Rache.

In aller Stille sammelte ihr Häuptling die stärksten Männer seiner Gemeinde an geheimnisvoller Waldstätte. Vorsichtig setzte sich der Zug in Bewegung. An der Dorfgrenze wurde Halt gemacht. Späher schlichen in die feindliche Ortschaft und stellten die Zahl der Verteidiger fest. Schien der Sieg gesichert. dann kroch die Horde im Dunkel der Nacht an den feindlichen Rundling heran. Mit gewaltigem Schrei drang sie in denselben hinein. Wer sich wehrte, wurde niedergeschlagen, wer da floh, um Hilfe zu holen, zum Gefangenen gemacht. Dann ging es an das Beutemachen. Alle wertvollen Gegenstände wanderten in Säcke, diese auf den Rücken der erbeuteten Tiere und Menschen.

Die Verteilung der Beute machte einige Schwierigkeiten, aber diese wurden überwunden. Dann galt es, den Raub und den eigenen Besitz gegen die Racheпläne der Ausgeplünderten zu sichern. Den besten Schutz gegen Ueberfälle bot der Sumpf. Bald war in ihm der passen-

de Verteidigungsplatz gefunden. Bäume wurden gefällt, in den abgesteckten Baugrund gerammt und mit Querhölzern versehen. Dann ging es an das Ausheben eines Grabens. Die ausgeworfene Erde wurde auf den Pfahlrost gelegt und zu einem Hügel geformt. Die steilen Wände desselben erhielten feste Holz- und Bretterstützen. Auf dem Scheitel der Höhe errichtete man Vorratshäuser und Unterkunftsräume für Menschen und Tiere. In den festgestampften Rand wurden mitteldicke Holzstämme gerammt und oben zugespitzt. Der Palisadenzaun war fertig. Ein schweres Tor gestattete nur von innen den Zugang zu der Zugbrücke. Die „Fliehburg" war fertig. Nahte der Feind, so suchte die Bevölkerung in ihr Aufnahme und Schutz für sich und ihre Habe. Hinter dem festen Palisadenwall verteidigten die Männer mit Pfeil und Axt ihre Familien und ihr Besitztum.

Zu den festesten Verteidigungsstätten jener kriegserfüllten, rauhen polnischen Zeit gehörte der Burgwall bei Zölling. Dieser erhebt sich abseits des Dorfes aus Wiese und Feld und ist einst von so dichtem Wald und Buschwerk umgeben gewesen, daß nur der Landeskundige den Schleichweg zu ihm fand. Als natürliche Deckung diente wahrscheinlich eine Wasserlache, die von dem Sumpfgelände der Umgebung gespeist wurde.

Solche Burgwälle wurden aber nicht nur in versteckten Wiesengründen angelegt; sondern auch auf kleinen Anhöhen, alleinstehenden Berggipfeln und den Steilabfällen hoher Talränder errichtet. Zu dieser Art Burg- oder Ringwällen gehört die Tatarenschanze bei Schlawa, die Tatarenschanze bei Lippen und der Burgberg bei Poppschütz und bei Dalkau.

Der Burgberg bei Poppschütz erhebt sich auf einer bewaldeten Bergzunge, die von den Vorbergen der Dalkauer Hügel gegen das Dorf vorspringt und auf drei Seiten steil ins Tal hinabfällt. Ausgrabungen lassen darauf schließen, daß er ständig als Wohnsitz gedient hat. Denn man entdeckte in ihm „Kulturschichten", die Zeu-

gen menschlicher Tätigkeit, wie Asche, Holzkohle, Tierknochen, Topfscherben mit slawischer Wellenlinie („Burgwalltypus") und die verkohlten Reste eines reichhaltigen Getreidelagers einer vorgeschichtlichen Ansiedelung.

Zu diesen Befestigungsanlagen aus vorgeschichtlicher polnischer Zeit gesellten sich später die Landesburgen, die eine wichtige Straße oder einen Flußübergang zu sperren hatten. Diese wurden die natürlichen Sitze obrigkeitlicher Gewalten, soweit solche in jenen Zeiten der ersten Anfänge staatlicher Ordnung vorhanden waren. Sie entwickelten sich deshalb bald zu Herrensitzen der umliegenden Landschaft. Eine dieser Befestigungen, nämlich die Burg Bytom (Beuthen), hat ihre Bedeutung für die Verwaltung und die Wehrhaftigkeit des Landes bis in die geschichtliche Zeit hinein behalten. Sie war der Mittelpunkt der Kastellanei oder Burggrafschaft gleichen Namens. In ihr wohnte der Stadthalter. Zu seinem Amte gehörte die Aufsicht und Verteidigung der Burg, die Rüstung und Führung der ihm unterstellten Krieger und die Verwaltung der Gerichtsbarkeit in dem zur Burg gehörigen Landkreise.

Sagen und vorgeschichtliche Funde beweisen, daß die ursprüngliche Befestigungsanlage der Stadt Beuthen nicht slavischen Ursprungs ist. Die Polen haben vielmehr die vorgefundene germanische Anlage für ihre Zwecke ausgebaut.

Das gegenwärtige Geschlecht kennt nur einen kleinen Teil der ehemaligen Burgwälle. Ein großer Teil derselben ruht noch unerkannt im Dunkel der Wälder oder ist im Laufe der Zeit vom Erdboden verschwunden.

Als den Polen die mühelos in den Schoß gefallene germanische Provinz Schlesien einerseits von den Tschechen, die unter tatkräftigen Herrschern wie Swantopluk (vor 900) über das Gebirge vordrangen, andererseits von den Deutschen seit Ludwig des Frommen Zeit streitig gemacht wurde, schufen sie im Westen unserer Heimat jene großartigen Landesbefestigungen, die unter dem Namen „Dreigräben" bekannt sind. Schiller, Beuthen.

Die Dreigräben.

Durch den südlichen, westlichen und nordwestlichen Teil des Sprottauer, den Ostteil des Saganer und den Westen des Freystädter Kreises ziehen sich die Reste einer der ältesten Befestigungsanlagen Schlesiens, die Dreigräben.

Was sind die Dreigräben? Nichts anderes als eine Schanzenlinie, die aus einer dreifachen Reihe von Wallgräben mit dazwischen liegenden Wällen gebildet wird.

Die Länge dieses Schanzwerkes, das bei Rückenwaldau am Rande des Greulicher Bruches beginnt und in der Nähe von Crossen das Ende erreicht, beträgt etwa 110 km.

Wandert man von der Haltestelle Armadabrunn im Kreise Sagan an der Grenze der Bunzlau-Modlauer Heide entlang, so stößt man wenige Schritte westlich von dem Wege nach Neuvorwerk auf die ersten noch deutlich erkennbaren Reste des uralten Befestigungswerkes der Dreigräben. Die nach Westen ausgeschanzte Erde bildet einen nach Osten steil abfallenden, nach Westen aber allmählich verlaufenden Wall. Kommt der zweite Graben dem ersten wohl an Tiefe gleich, so ist doch der westlich von ihm liegende Wall niedriger. Am wenigsten tief ist der dritte Graben, dessen Erde auch nach Westen ausgeworfen ist und einen Wall von nur geringer Höhe bildet. Der Hauptgraben ist durchschnittlich von Manneshöhe, erreicht aber an manchen Stellen die Tiefe von 3 Metern. Die Querlinie des Werkes beträgt hier im Durchschnitt 40 Meter. In scharfem Zuge ziehen sich die Gräben eine Wegstunde in fast gerader Linie ohne jede Unterbrechung von Süden nach Norden hin. Auf den Feldern von Neuvorwerk verschwindet auf eine kleine Strecke der Zug der Gräben, die hier zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eingeebnet und zu Ackerland umgewandelt worden sind. Bei den kleinen Hügeln im Walde hinter

Neuvorwerk kann der Verlauf der Dreigräben aufs neue aufgenommen werden. Sie ziehen sich in der Richtung auf Petersdorf hin bis an die Brüche, die den Kühsee umgeben und verschwinden hier, allmählich flacher werdend. Vom Petersdorfer Bruche ab wenden sie sich nach Nordwesten. Vom westlichen Rande einer sumpfigen Wiese bei Baierhaus werden die Gräben wieder deutlich sichtbar, überschreiten den Steinbach, gehen im Verlauf der Gemarkungsgrenze von Nieder- und Oberleschen, werden hier von der Kunststraße Sprottau — Bunzlau durchschnitten, ziehen hinunter zur Boberaue und enden etwa 350 Meter vom jetzigen Flußlauf entfernt. Weil das alte Befestigungswerk der Bodenkultur in der fruchtbaren Boberaue hinderlich war, sind hier Gräben und Wälle beseitigt worden. Westlich vom Bober zwischen Zirkau und Boberwitz findet man die Dreigräben an der Wegegabelung Forsthaus Boberwitz—Waldhaus wieder und kann eine wesentliche Veränderung der alten Verteidigungsanlage wahrnehmen: zu den ursprünglichen drei Wallgräben ist ein vierter getreten, so daß das Werk hier drei Wälle aufweist. Die Anlage des Werkes zeigt auch eine weitere Veränderung: es drängt sich auf eine Breite von 20 Metern zusammen. Die Wallsohle liegt durchschnittlich einen Meter tief. Neuere Forschungen über ihren Verlauf in der Mallmitzer Heide machen darauf aufmerksam, daß die sumpfigen Wiesen der Raude, welche die genannte Heide durchfließt, von der Natur gegebene Hindernisse seien, welche dort Bau und Weiterführung der Schanzen erübrigt hätten. Aufs neue treten kümmerliche Reste des Werkes auf dem linken Boberufer bei Eulau, Kreis Sprottau, dem alten Ilavacastra auf, die auf dem rechten Boberufer an der steilen Höhe des „Dremmel" sich hinaufzogen. 1825 konnten nicht bloß hier, sondern auch noch nördlich vom Dremmel auf den Feldern zwischen Kunzendorf, Kortnitz nach Johnsdorf die Reste der Dreigräben festgestellt werden. Der Ackerbau hat sie hier wie die bei Johnsdorf, Wittgendorf, Rückersdorf, Hirschfeldau

vernichtet. Nördlich von Hertwigswaldau (Kreis Sagan) ist auf der Wachsdorfer Gemarkung im Landsbusche (östlich von dem vom Dominium Wachsdorf nach Weichau führenden Wege) wieder ein Stück des alten Befestigungswerkes (ungefähr 200 Meter) festzustellen. Es geht in einen mit Feldsteinen bedeckten und mit Sträuchern bestandenen Wall über, der zwischen den Merzdorfer und Weichauer Feldern die Grenze bildet. Jenseits der Merzdorf-Weichauer Straße sind die Dreigräben noch recht gut erhalten, da sie durch die hier beginnenden ausgedehnten Kiefernwaldungen geschützt werden, die sich zwischen den im Saganer Kreise gelegenen Dörfern Merzdorf, Peterswaldau und Kottwitz einerseits und andererseits den im Freystädter Kreise gelegenen Ortschaften Weichau, Reinshain, Langhermsdorf und Niebusch hinziehen. Links von der am Merzdorf-Reinshainer Wege befindlichen Kiesgrube ziehen sich drei Gräben und zwei Wälle des Werkes fast schnurgerade durch die Heide hin und zeigen nahe dem Wegweiser „Nach Merzdorf" die gleiche Entwickelung wie bei Neuvorwerk und Boberwitz. Während auf einer Waldwiese weiterhin nur noch der westliche Wall deutlich erkennbar ist, sind im Walde die Dreigräben bis zur Peterswaldauer Kiesgrube wieder deutlich zu verfolgen. Durchbrochen von dem von Peterswaldau nach Reinshain führenden Wege, ziehen sie sich vom Wegweiser ab über eine Wiese, auf der sie bis auf einen Graben eingeebnet sind. Nun steigen sie einen ziemlich steilen Hügel hinauf und bieten hier ein ähnliches stattliches Bild wie in der Primkenauer Heide. Die Wallhöhe beträgt an dieser Stelle eineinhalb bis zwei Meter. Die Gräben laufen nun genau an der Gemarkungsgrenze zwischen Peterswaldau—Kottwitz und Langhermsdorf entlang. Wenige hundert Meter von der Anhöhe weichen sie in einem stumpfen Winkel nach Norden ab und bilden hier wie bei Boberwitz eine Art Bastion. Vom Langhermsdorfer Ziegeleiwege ab verschwinden sie einige 100 Meter, lassen sich aber dann

bald wieder auffinden und ziehen ziemlich flach von der Kottwitz-Langhermsdorfer Straße durchbrochen—bis in den Niebuscher Park, in welchem sie immer niedriger werden und schließlich an dem tiefen Einschnitte des Dorfbaches verschwinden. Das sumpfige, von der Schwarze durchflossene Gelände bei Rohrwiese bildet ebenso wie die vom zur Ochel fließenden Wildgraben durchflossene Kunzendorfer Gemarkung im Saganer Kreise eine natürliche Verteidigungslinie, welche nicht erst durch besondere Schanzanlagen verstärkt zu werden brauchte.

Sollten, wie Grünhagen annimmt, die Dreigräben sich bis zum Gröditzberge hinausgedehnt haben, so wiese der alte Verteidigungswall zwei starke Flügelstützpunkte, Crossen und den Gröditzberg, und ein starkes Kernwerk Ilavacastra (Eulau,) als Knoten- und Scheitelpunkt auf. Dieses Kernwerk dürfte in Klein-Eulau auf dem linken Boberufer eine von einem etwa 20 Schritt breiten Wassergraben umflossene Insel gewesen sein, welche heute die Gebäude des Dominiums Klein-Eulau trägt und im Volk „der Schloßberg" heißt. Partsch bezeichnet in seinem Werke „Schlesien" die Dreigräben als eine Anlage, die den Verteidigungswert des unteren Bobers erhöht und deren beiden Enden eine Anlehnung an schwer zu überschreitende Gewässer suchen.

Wie mögen die Dreigräben zur Zeit ihrer Anlage ausgesehen haben und kriegerisch verwendet worden sein? Sicher waren die Wälle, wie man noch heute stellenweise erkennen kann, bedeutend höher und durch Schanzpfähle oder Holzverhaue befestigt. Eine Besetzung der gesamten Verteidigungslinie dürfte ausgeschlossen gewesen sein. Wahrscheinlich wurde das Werk im Kriege abschnittsweise an den Stellen besetzt, an denen Gefahr drohte. Die Hauptaufgabe der Dreigräben dürfte sicher darin bestanden haben, dem Gegner ein schwer überwindbares Hindernis zu bieten. Wie sich das Werk im Kriege bewährt hat, berichten der Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg (gest. 1018) und Friedrich Barba-

rossa (1152—1190.) Thietmar erzählt, daß bei einem Kriegszuge Kaiser Heinrichs II. (1002—1024) gegen die Polen ein deutscher Heerführer mit seinem Heereshaufen in ein Dickicht gefällter Bäume gelockt und durch Pfeilschüsse getötet worden sei. Friedrich Barbarossa, der bei seinem Zuge gegen die Polen im Jahre 1157 den Bober bei Eulau überschritt, meldet, er sei, ehe er die Oder erreicht habe, durch ein Land gezogen, das durch Natur und Kunst stark befestigt gewesen sei. Der Feind habe hier Verhaue aus Bäumen angelegt, doch sei es ihm gelungen, durch die mit größter Ueberlegung eingerichteten Befestigungen hindurchzudringen.

Von wem dieses gewaltige Befestigungswerk ausgeführt sein mag, darüber gehen die Ansichten auseinander. Worbs hält die Dreigräben „für ein tausendjährig Monument der alten Diadesier, die westlich von Glogau bis an den Queis ihre Siedelungen hatten". Grünhagen betrachtet die Dreigräben als Grenzbefestigung, welche die Lausitzer Wenden gegen die Polen errichtet haben und faßt sie als Grenzlinie beider Völker auf, eine Annahme, der sich auch Virchow anschließt. Schopke hingegen hält die Dreigräben für ein Werk der Polen. Hellmich-Glogau und Michael-Sagan teilen die Ansicht, daß das alte Befestigungswerk germanischen Ursprungs und nichts anderes als eine Anlage zum Schutze gegen Feinde von Osten und Süden sei.

Und nun noch ein Fingerzeig zur Besichtigung der Dreigräben:

Von Brunzelwaldau, dem beliebten Ausflugsorte vieler Grünberger, läßt sich eine Besichtigung eines besonders sehenswerten Teiles der Dreigräben leicht ermöglichen. Eine Wanderung über die Bergkolonie durch den Brunzelwaldauer Forst über Altenau nach Peterswaldau führt zu einer nördlich vom östlichen Dorfeingange gelegenen Höhe, an der sich am Waldrande gut erhaltene Reste der Dreigräben zeigen. Von hier aus kann man den Zug der alten Grenzbefestigung bis zum

Niebuscher Parke verfolgen. Heimwärts wandert man von Niebusch über Steinborn zum Seiffersdorfer Bahnhofe. Wem diese Besichtigung und der Heimweg zu anstrengend sein sollte, verfolge die Dreigräben bis zur Kottwitz—Langhermsdorfer Straße und mag über Langhermsdorf nach Brunzelwaldau oder von Langhermsdorf durch den Wald über Steinborn nach Seiffersdorf gehen und von hier die Heimreise antreten.

Lehrer Lindner, Seiffersdorf.

Die Einführung des Christentums.

Um das Jahr 950 herrschte über unsere Heimat der Polenherzog Miesko. Dieser vermählte sich mit der tschechischen Prinzessin Dombrowka. Das war eine fromme und eifrige Christin. In wiederholten Gesprächen wies sie ihren Gemahl auf die unendliche Gnade und Herrlichkeit des Heilandes hin. Die tschechischen Edelleute und Ritterdamen, die ihrer Herrin nach Polen gefolgt waren, stachen in ihrem Benehmen und in der Lebensweise sehr vorteilhaft von der heidnischen Umgebung des Hofes ab. Da erkannte Miesko, daß die christliche Religion die Sitten der Menschen mildere und den Charakter veredele. Deshalb beschloß er, dem Heidentume zu entsagen. Im Jahre 965 trat er öffentlich zur christlichen Kirche über. Seinem Beispiele folgten nach und nach alle hohen Beamten und Edelleute. Nur das Volk hielt an dem Glauben der Väter fest. Da befahl er, seine Untertanen mit Gewalt der christlichen Kirche zuzuführen und die Taufe an einem bestimmten Tage vollziehen zu lassen. Damit aber die Neubekehrten nicht wieder in das Heidentum zurückfallen sollten, wurden am 6. März 966 die heidnischen Tempel und heiligen Haine in ganz Polen und Schlesien, also auch in unserer Heimat, zerstört, die Götzenbilder zerschlagen und in die Flüsse, Teiche und Sümpfe versenkt. Am Tage darauf, einem Sonntage Lätare, versammelten sich die Bewohner eines jeden Ortes auf einem bestimmten Platze und wurden getauft.

Der Sohn des Herzogs Miesko, Boleslaw der Tapfere, suchte den christlichen Glauben durch die Errichtung des Bistums Breslau zu festigen. Auf der Dom-

insel baute er eine Kirche und sorgte ernstlich dafür, daß in allen größeren Orten Schlesiens Kapellen gegründet und Geistliche eingesetzt wurden. Diese hielten streng darauf, daß die Bewohner unserer Heimat die Fasttage hielten, die Sonn- und Festtage feierten, die Kirche besuchten, das Zeichen des Kreuzes machten, das Glaubensbekenntnis und einige christliche Gebete lernten.

Doch einem großen Teile der Bevölkerung fiel es schwer, den alten heidnischen Sitten zu entsagen und den Glauben der Vorfahren zu verleugnen. Sein Christentum blieb deshalb nur eine äußerliche Nachahmung der christlichen Gebräuche und Gebetsformeln. Im Geheimen lief er den alten heidnischen Priestern zu und schüttete das Herz im Gebete dem Gotte der Väter aus.

Als daher nach dem Tode des Herzogs Boleslaw I. ein schwacher Herzog die Regierung des Landes übernahm, fiel 1034 der größte Teil der Polen von der christlichen Kirche ab. Die kleine Zahl der Gläubigen, die dem Christengotte treu blieb, umgab ihre Kapellen mit festen Wällen und besuchte bewaffnet die Gottesdienste, um sich gegen Angriffe verteidigen zu können.

Viele Jahrzehnte dauerten diese Religionskämpfe. Endlich trug das Christentum den Sieg davon. Seine Verankerung in der polnischen Seele Schlesiens, also auch in der unserer Heimat, gelang dem polnischen Edelmann Peter Wlast. Dieser hatte im Dienste seines polnischen Herzogs (Boleslaw III.) auf dem Gebiete der Kriegführung und Verwaltung Vorzügliches geleistet. Dafür wurde er mit Reichtümern und Ehrenstellen überschüttet. Endlich erhielt er als Landeshauptmann die Verwaltung Schlesiens. Seine Amtswohnung war die Burg auf der Dominsel in Breslau. Dort betätigte er sich als eifriger Christ und suchte seinen Seelenfrieden durch Bußübungen, Schenkungen und Wallfahrten zu erhöhen. Auf einer Pilgerfahrt nach Rom soll er dem Papste seine Sünden gebeichtet und das aufrichtige Verlangen gezeigt haben, sie durch gute Werke zu büßen. Da forderte ihn

der Papst auf, sieben Kirchen zu bauen. Mit inniger Freudigkeit kehrte er in seine Heimat zurück und gründete nicht sieben, sondern siebenundsiebzig Gotteshäuser.

Leider wurde das Alter dieses christlichen Edelmannes durch schwere Leiden getrübt. Seinem Feinde gelang es, durch abscheuliche Verleumdungen den Herzog gegen ihn einzunehmen. Dieser ließ ihn ins Gefägnis werfen, blenden, seiner Güter berauben und zu ewiger Verbannung verurteilen. Als sich seine Unschuld herausgestellt hatte, erhielt er sein Eigentum wieder zurück. Er starb hochgeehrt im Jahre 1153 und wurde in dem Vinzenzkloster in Breslau, das er gestiftet hatte, begraben.

Von den ehemaligen polnischen Kirchen unserer Heimat hat sich nicht eine einzige bis auf den heutigen Tag erhalten. Alle älteren Gotteshäuser der Gegenwart stammen aus der Zeit der deutschen Einwanderung.

Schiller, Beuthen.



Unsere Heimat im Streit der Slaven- und Germanenstämme.

Nach der Besetzung Schlesiens drangen die Slaven immer weiter nach Westen vor. Einzelne Stämme überschritten sogar die Elbe und die Saale. Dort stießen sie auf starken Widerstand. Kaiser Karl der Große [768—814] trieb sie über die Elbe zurück und gründete als Schutzwehr gegen die weiteren Bedrohungen der deutschen Ostgrenze die Grenzmarken an der Elbe.

Diese Maßnahme zwang die halbnomadischen, unruhig durcheinander flutenden Slavenstämme zur Gruppierung und zu fester Ansiedelung. Die Wenden besetzten die Lausitz und die Mark Brandenburg. Die Tschechen ließen sich in dem heutigen Böhmen nieder.

Und die Polen wählten alles Land östlich von Bober und Oder zu ihrem Wohnsitze.

Nach dem Tode Karls des Großen setzten die slavischen Einfälle in deutsches Gebiet wieder ein. Heinrich I. (919—936) duldete solche Räubereien nicht. Er überschritt mit einem starken Heere die Elbe, eroberte 932 die Ober-Lausitz und ordnete sie der Markgrafschaft Meißen unter. Deutsche Ritter erhielten die menschenleeren Gegenden als Eigentum. Dafür hatten sie feste Burgen zu errichten und diese mit den ihnen zugewiesenen Söldnern gegen alle slavischen Angriffe zu verteidigen. Aus solchen befestigten Orten entwickelten sich später die Städte Görlitz, Rothenburg, Muskau, Ruhland und Hoyerswerda.

Kaiser Otto der Große (936—973) erweiterte das Werk seines Vaters. Mit Hilfe des Markgrafen Gero von Brandenburg (Nordmark) und des Sachsenherzogs Billung machte er sich zum Herren des ganzen Wendenlandes. Dadurch wurden die Grenzen des deutschen Reiches wieder bis an die Oder vorgeschoben und die Polen zu deutschen Grenznachbarn. 963 zwang Markgraf Gero von Brandenburg den Polenherzog Miesko zur Anerkennung der deutschen Oberherrschaft. Diese wurde öffentlich durch die Zahlung eines jährlichen Tributs anerkannt.

Miesko und sein Volk traten 965 zum Christentum über. Sogleich beeilte sich Otto der Große, das neue Christenland an die deutsche Kirche anzugliedern. Posen wurde Sitz eines deutschen Bischofs und sein Sprengel dem Erzbesitztum Magdeburg unterstellt. Mit unermüdlichem Eifer widmete sich Bischof Jordan mit zahlreichen Mönchen aus mittel- und süddeutschen Klöstern der Festigung des deutschen christlichen Glaubens. Diese deutsche Missionsarbeit wurde für Polen die Grundlage zum Aufstiege zu einer höheren Kultur.

Unter Ottos Nachfolgern schwand die deutsche Kaisermacht. Da erhoben sich alle Slaven östlich der Elbe

zu einem furchtbaren Kampfe gegen die Deutschen, vernichteten 982 das Werk Ottos des Großen und mit ihm alle deutsche und christliche Kultur des Polenlandes und unserer Heimat.

In demselben Jahre nahm der Polenherzog Miesko I. den Kampf mit den Böhmen auf und gewann die Provinz Schlesien, die Jahrhunderte lang den Zankapfel dieser beiden feindlichen Brüder gebildet hatte.

985 erschienen wieder polnische Fürsten auf dem deutschen Hoftage zu Quedlinburg, zahlten den schuldigen Tribut und leisteten ein Jahr später dem Kaiser Hilfe gegen die Wenden.

Mieskos I. tatkräftiger Sohn, Boleslaw I. Chroby, (999—1025) faßte den Entschluß, alle slavischen Stämme zu einem Einheitsstaate zu verbinden. Um nun bei der Ausführung des Planes der deutschen Neutralität sicher zu sein, heuchelte er Freundschaft und Gehorsam. Er empfing im Jahre 1000 den schwärmerischen Otto III. (983—1002) an der Grenze seines Landes in Eulau bei Sprottau, und geleitete ihn mit großer Prachtentfaltung durch das unwirtliche Land. Nachdem Otto am Grabe seines Freundes, des Bischhofs Adalbert von Prag, gebetet hatte, machte er Gnesen zu einem selbständigen Erzbistum und erkannte Boleslaw als Herrscher von Großpolen an.

Damit war Polen zu einem von Deutschland unabhängigen Staate geworden. Boleslaw warf die trügerische Maske ab und benützte die deutschen Wirren, die im Jahre 1002 nach Otto III. Tode ausgebrochen waren, um mit Waffengewalt bis an die Elbe vorzudringen.

König Heinrich II. (1002—1024) stellte sich ihm entgegen, trieb ihn zurück und verlegte den Kriegsschauplatz nach Schlesien. Im Jahre 1005 drangen die Deutschen in unsere Heimat, den damaligen polnischen Gau Diodesi, ein und verheerten das ganze Land. Den Polenherzog selbst vermochten sie nicht zu fassen, da dieser jedem entscheidenden Kampfe auswich. Doch mußten die

Deutschen unverrichteter Sache wieder abziehen. Denn die gewaltigen Regengüsse des Monats September verwandelten die Wege in Moräste, und verheerende Krankheiten lichteten die Reihen der deutschen Krieger.

Noch schrecklicher wurde unsere Heimat im Jahre 1015 verwüstet. Da der Polenherzog Boleslaw wiederum größere Stücke deutschen Landes in Besitz genommen hatte, erschien Heinrich II. abermals in der Oberlausitz, erkämpfte bei Crossen den Uebergang über die Oder und drang brandschatzend südwärts bis über Glogau hinaus. Lebensmittelmangel und Krankheiten zwangen wiederum das deutsche Heer zum Rückzuge. Dieser wurde aber nicht über Crossen vollzogen. Man wählte dazu vielmehr den kürzeren Heimweg, der durch das Gebiet des polnischen Bannwaldes und der Dreigräben führte. Das war schwer zu durchqueren. Denn der unberührte Urwald mußte erst mit gangbaren Wegen versehen, die Flußläufe überbrückt und die Sümpfe durch Knüppeldämme betretbar gemacht werden.

Das waren mühevolle und zeitraubende Arbeiten, welche die Kampfkraft der Truppe herabsetzten. Um sie vollkommen zu lähmen und das Heer dann dem Untergange zu überliefern, leitete der Polenherzog zum Scheine Friedensverhandlungen ein. Kaiser Heinrich entlarvte den Gesandten, Abt Tuni, als Spion und behielt ihn solange bei sich, bis das Heer das Bruchland der Primkenauer Gegend überwunden hatte. Zur Nachhut bestimmte er 200 der besten Ritter unter der Führung des Markgrafen Gero, des Erzbischhofs Gero und des Pfalzgrafen Burchard.

Am 1. September 1015 wurde der Spion Tuni in Freiheit gesetzt. Da begann der Kampf von neuem. Fürchterlich brauste das wilde Kriegsgeschrei der Polen durch Wald und Bruch, und ein Pfeilregen durchschnitt zischend die Lüfte. Die deutschen Ritter setzten sich zur Wehr und hieben ganze Reihen stürmender Polen zu Boden. Doch die Uebermacht sprengte sie auseinander,

und hinterlistige Pfeilschüsse streckten die Männer einzeln zu Boden. Nur dem Erzbischhof Gero und dem schwerverwundeten Grafen Burchard gelang es, zu entkommen und die Trauerbotschaft dem Kaiser zu überbringen.

Nach der Beendigung des Feldzuges erstreckte sich das polnische Reich vom Schwarzen Meere bis zur Saale und von Ungarn bis zur Ostsee. Ueberall wurden neue Burgen angelegt und die alten wie z. B. Glogau und Bytom verstärkt. Die Besatzungen bildeten eine Art stehendes Heer. Oberbefehlshaber der Burgen waren die Burggrafen oder Kastellane. Die Landleute unserer Heimat mußten des Nachts an den Grenzen Wache halten und sich beständig im Waffendienste üben. Sie wurden in Pulke oder Regimenter eingeteilt.

Im Jahre 1025 ließ sich der Polenherzog Boleslaw I. zum Könige ausrufen. Aber er erfreute sich nicht lange der neuen Würde, denn er schied noch in demselben Jahre aus dem Leben.

Kaiser Konrad II. (1024—1039) nahm Boleslaws Sohn, Miesko II. im Jahre 1031 weite Strekken deutschen Landes wieder ab und machte den Queis zum Grenzflusse zwischen Deutschland und Polen.

Nach Mieskos II. frühem Tode geriet Polen in völlige Zerrüttung. Seine Witwe, die als deutsche verhaßt war, mußte mit ihrem Sohne Kasimir nach Deutschhand fliehen. Das Volk rottete auch in unserer Heimat das Christentum vollständig aus. Herzog Bretislaw von Böhmen brach in Schlesien ein und verwüstete alles Land bis an die brandenburgische Grenze. Die Polen sahen dem Treiben der Tschechen nicht müßig zu. Und so wurde denn unsere Heimat der Tummelplatz böhmischer und polnischer Mordbrennerbanden. Grauenvoll soll Bretislaw II. im Jahre 1093 in Schlesien gehaust haben. Alles Land von Brieg bis Beuthen und darüber hinaus wurde zur menschenleeren Einöde.

Erst Boleslaw III. (1102—1139), der den merkwürdigen Beinamen „Schiefmaul“ führte, vermochte un-

sere Heimat für Polen zurückzugewinnen. Als er sich weigerte, dem deutschen Reiche den schuldigen Tribut von 300 Silber-Mark zu entrichten, drang Kaiser Heinrich V. (1106—1125) mit einem Heere, das er aus Bayern, Allemannen, Ostfranken und Rheinländern zusammengestellt hatte, im Sommer 1109 von Norden her in unsere Heimat ein.

Die erste Festung, die ihn aufhalten sollte, war die polnische Landesburg Bytom. Diese lag — nach neueren Feststellungen — auf dem steilen Oderhügel des linken Talrandes, auf dem sich heut die Stadt Beuthen ausbreitet. Sie war fast auf drei Seiten von den schrankenlos ihren Weg suchenden Oderfluten geschützt. Gräben, starke Wälle und Holzpalisaden schlossen sie gegen die Landseite ab. Den höchsten Punkt bedeckte die Wohnung des Kastellans. Langestreckte Bauwerke enthielten die Vorratsräume und Pferdestelle, und die niedrigen Hütten der Besatzungsmannschaften waren bis auf dem letzten Platz mit leicht beweglichen Bogenschützen besetzt. Die Zugbrücke lehnte am Festungstore, und Späher beobachteten mit scharfem Blick die Bewegungen der deutschen Truppen. Kaiser Heinrich ritt nahe an die Festungsanlagen heran und betrachtete aufmerksam das starke Bollwerk, das den Oderübergang zu schützen hatte. Nach kurzem Kriegsrate gab er den Befehl zum Weitermarsche. Denn er hatte die Absicht, die polnischen Truppen, die in der Nähe von Glogau ein festes Lager bezogen hatten, aufzureiben, ehe Boleslaw mit dem Hauptheere herbeigeeilt war. Das verdroß die Gruppe der Ritterschaft, die mit jedem Polentrupp, der gestellt wurde, sofort abrechnen wollte. Sie blieben deshalb zurück, um auf eigene Faust das „Polennest“ zu nehmen. Doch die Polen waren auf ihrer Hut. Sie hatten die Abzweigung des kleinen Trupps vom Hauptheere bemerkt schlichen sich lautlos an ihn heran und überschütteten ihn mit einem Hagel von Pfeilen. Aber die Geschosse prallten an den gepanzerten deutschen Rittern ab. Nur

wenige sanken aus den Sätteln. Da stiegen die Reiter von den Pferden, ergriffen Lanze und Schild und stürmten den Polen entgegen. Im Nu stoben diese auseinander. Ein kleiner Teil rettete sich in die Feste, die übrigen verschwanden im Dickicht des Oderwaldes. Und nun begann ein zäher Zermürbungskampf gegen die Ritter. Jeder Busch und Strauch im Rücken der deutschen wurde zu einer Schießscharte. Und wandten sich die Ritter um, dann setzte der Ausfall der Belagerten ein. Diesem elastischen Vorstoßen und Ausweichen der leichtbeweglichen polnischen Bogenschützen waren die wenigen schwergepanzerten, marschmüden Deutschen Ritter nicht gewachsen. Sie bestiegen die Pferde und zogen sich kämpfend auf das Hauptheer zurück.

Vergeblich belagerte Kaiser Heinrich V. die Landesfeste Glogau Dann zog er weiter bis Breslau. Tag und Nacht umschwärmten die leichten polnischen Reiterscharen das deutsche Heer, ohne sich in einen entscheidenden Kampf einzulassen. Schlechte Wege, Seuchen und Lebensmittelmangel zwangen ihn endlich zum Rückzuge. So mißglückte auch der Versuch dieses Kaisers, Polen wieder in die frühere Abhängigkeit vom deutschen Reiche zu zwingen.

Im Jahre 1139 schied Boleslaw III. aus dem Leben.

Kurz vor seinem Tode hatte er sein Reich unter seine vier Söhne geteilt. Als Großherzog sollte der älteste, Wladislaw, die Oberhoheit über seine Brüder ausüben, doch waren Rechte und Pflichten der einzelnen Erben nicht bestimmt gegeneinander abgegrenzt. Damit vernichtete Boleslaw III. sein Lebenswerk. Denn das Testament rief schwere Bürgerkriege hervor, die Wladislaw zur Flucht nach Deutschland zwangen.

Kaiser Konrad III. (1137—1152), der Schwager des Flüchtlings, trat zunächst vermittelnd ein. Da seine Bemühungen keinen Erfolg hatten und Polen die Tributzahlungen einstellte, so mußte er aus Rücksicht auf die Machtstellung des deutschen Reiches gegen Polen zu

Felde ziehen. Er drang 1146 von Brandenburg her in unsere Heimat ein. Da sich die Feinde in keine Schlacht einließen und der Lebensmittelmangel empfindlich drückte, mußte Konrad im Herbste den Rückzug antreten.

Elf Jahre später faßte der Kaiser Friedrich Barbarossa (1152—1190) den Entschluß, die alte Oberhoheit über Polen wieder herzustellen. Mit großer Heeresmacht drang er 1157 in Schlesien ein, überwand mit zäher Energie alle Widerwärtigkeiten und Unsicherheiten des gewaltig befestigten Dreigräben- und Baumwaldgebietes und stieß siegreich bis in unsere Heimat vor. Als die Polen merkten, welch überlegenem Feldherrn sie gegenüberstanden, zerstörten sie die starken Landesburgen Bytom (Beuthen) und Glogau und zogen sich auf das rechte Oderufer zurück. Doch diese Opfer waren umsonst gebracht. Barbarossa erkämpfte am 22. August den Flußübergang bei Glogau und drang siegreich in das Herz Polens vor. Jetzt fürchtete der Polenherzog Boleslaw IV. für seine Herrschaft. In Kryszkowo bei Posen erschien er als demütig Bittender, barfuß, ein bloßes Schwert um den Hals, vor dem Kaiser. Offen bekannte er, daß er sich gegen das deutsche Reich vergangen habe und gebührende Strafe verdiene. Er versicherte, daß er am nächsten Weihnachtsfeste auf dem Reichstage zu Magdeburg erscheinen werde, um dem vertriebenen Bruder Genugtuung zu geben, den Lehnseid zu leisten und eine Sühne von 3220 Mark Silber entrichten zu wollen. Boleslaw IV. dachte aber nicht daran, seine feierlichen Eide zu halten. Diese Wortbrüchigkeit konnte der Kaiser in den nächsten Jahren nicht ahnden, da er gegen die Italiener zu Felde ziehen mußte.

1163 starb der vertriebene Polenherzog Wladislaw in Altenburg i. S. Alsbald forderte Friedrich Barbarossa den Großherzog Boleslaw IV. auf, den Söhnen des Verstorbenen das väterliche Erbteil auszuhändigen. Boleslaw wagte es nicht, sich dem Wunsche des Kaisers zu

widersetzen und trat seinen drei Neffen die Prov. Schlesien mit unserer Heimat ab. Schlesien wurde ein selbständiges Herzogtum unter drei Fürsten, die in Deutschland erzogen worden waren. Diese begannen ihre Regierung damit, das Land der höheren Kultur ihres geistigen Vaterlandes zu erschließen. Infolgedessen entwickelte es sich zu einem blühenden Lande deutscher Kultur.

Schiller, Beuthen.

Friedrich Barbarossas Kampf um unsere Heimat.

In schweren Gedanken saß Kaiser Rotbart (1152—1190) am Abend des 3. Augustes 1157 in seinem Quartiere in Halle an der Saale. Die Abgesandten des polnischen Herzogs Boleslaw Kraushaar hatten eben gedrückt das Zimmer verlassen. Ihre Bitte, den Feldzug gegen Polen aufzugeben, da ihr Herr sich verpflichte, dem deutschen Kaiser den Lehnseid zu schwören, ihm die schuldige Heeresfolge nach Italien zu leisten, den bisher verweigerten Tribut für die letzten vier Jahre an das deutsche Reich zu zahlen und endlich seinem vertriebenen Bruder Wladislaw die geraubten Länder zurückzuerstatten, war nicht erfüllt worden, da der polnische Fürst ein Ränkeschmied war, der niemals das gegebene Wort hielt. Der schlesisch-polnische Streitfall, der schon manchen deutschen Kaiser beschäftigt hatte, mußte endlich mit überlegener Waffengewalt zum Austrag gebracht werden. Darüber war sich Barbarossa vollkommen klar. Kopfschmerzen bereitete ihm nur die Wahl des Aufmarschgebietes. Die Aufrollung der starkbefestigten Oderlinie von Crossen aus erschien ihm nicht schwer aber verlustreich, da volkreiche polnische Heere das bekannte Einfalltor der Deutschen besetzt hielten. Der Marsch durch die dichten Bannwälder, die Polen von Deutschland trennten, war nicht ungefährlich. Aber ein überraschender Angriff von dieser Seite her konnte die Feinde gänzlich verwirren und den Feldzug schnell beendigen.

Da klopfte es an die Tür. Der Kaiser wandte sich jäh um. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand nach dem

Messer, als wenn er einen polnischen Ueberfall befürchtete.

Boso, der Kämmerer, trat eilfertig in das Gemach. „Herzog Wladislaw und Boleslaw der Lange bitten, meinen Herrn sprechen zu dürfen."

„Führe sie herein," gebot der Kaiser und blickte gespannt nach der Tür.

Gleich darauf erschien der vertriebene Polenherzog, der sich der besonderen Gunst des Kaisers erfreute und dessen Sohn, der mit Begeisterung an der ersten Italienerfahrt an der Seite Barbarossas teilgenommen und sich durch große Umsicht und Tapferkeit Friedrichs Hochachtung in hervorragendem Maße erworben hatte.

„Meine schlesischen Freunde", begann Wladislaw „sandten mir soeben die Kunde, daß Boleslaw Kraushaar mit seinem Heere auf dem Wege nach Crossen sei. Glogau und Beuthen werden befestigt, und bei Ilva (Eulau) sammeln sich schwache Abteilungen. Das Gebiet der Dreigräben wird von den Freunden seit 15 Monaten Tag und Nacht beobachtet. Sie kennen jeden Weg und Steg in dem Gelände und sind bereit, Euch auf Schleichwegen sicher durch die Sümpfe und Verhaue zu bringen."

„Freunde vom Schlage deines Bruders?"

„Nein, Herr! Treue Knechte aus meiner Herzogszeit."

„Also keine Polenfalle?"

„Bei Gott und allen Heiligen, nein!"

Der Kaiser antwortete nicht gleich. In seinem plump geschnitzten Armstuhle lehnte er sich eine ganze Weile weit zurück und richtete den Blick fast unbeweglich nach der niedrigen Decke des Gemaches.

Dann sprach er schwer und langsam die Worte: „So sei denn der Weg durch die Dreigräben gewählt! Und du bist unser Führer!"

Am nächsten Morgen ritt der Kaiser auf seinem prächtigen Rappen nach dem Sammelplatze der Truppen. Dort harrten schon seiner der kampferprobte Markgraf

Albrecht der Bär, der tatendurstige Heinrich der Löwe, der treue Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Landgraf Ludwig von Thüringen, die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Merseburg, Hildesheim und Meißen und der Abt von Fulda.

Schmetternder Hornruf befahl den Aufbruch nach dem unbekannten Schlesierlande. Es war eine stattliche Heeressäule, die sich langsam nach Osten zu in Bewegung setzte. Das Fußvolk hielt sich immer eine Tagesreise hinter dem Reitergeschwader. Ihm folgte der Kaiser mit der Leibwache. Eine lange Reihe hochbepackter Lastwagen beschloß den Heereszug. Nach zwei Wochen wurde die polnische Grenzfeste Ilva (Eulau) im Sturme genommen und das zurückweichende Polenheer beständig nach Osten getrieben.

Schon höhnten die Krieger des Kaisers, sie würden in wenigen Tagen die fliehenden Polen in die Oder treiben, da stockte der Zug. Die Feinde waren vom Erdboden verschwunden, und 20 m breite Gräben verlegten dem deutschen Heere den Weg. Auf 1½ m hohen Erdwällen saßen gewaltige Palisadenanlagen. Hochaufgerichtete Holzstöße, angespitzte Baumstümpfe, sperriges Strauchwerk und dichtes Unterholz vereinigten sich zu undurchdringlichen Verhauen. Moorige Wiesen und zahllose Wasserläufe machten das Gelände an vielen Stellen ungangbar. Zur Rechten lauerten die Greulicher Schwarzwasserbrüche auf ihre Opfer. Und zur Linken schoben sich die ausgedehnten Flächen des Primkenauer Bruches zwichen die Deutschen und das Odertal. Das war das Gebiet der Dreigräben. Barbarossa befahl die Einstellug des weiteren Marsches. Ein Lager wurde aufgeschlagen; denn das Heer war erschöpft, und Mann und Roß bedurften der Ruhe. Die müden Krieger wikkelten sich in ihre Mäntel und streckten sich neben die glimmenden Wachtfeuer zum Schlafe aus.

In der Mitte des ruhenden Heeres erhob sich das Kaiserzelt. Ein Kranz hellodernder Wachtfeuer umgab es mit lichtem Scheine. Um die flammenden Holzstöße herum hockten und standen fünfunddreißig auserlesene Bogenschützen aus Schwaben. Diese bildeten für diese Nacht die Leibwache des Kaisers. Im Lager herrschte vollständige Ruhe. Nur der schleichende Tritt der Wachen und das unruhige Stampfen der Rosse durchschnitt hin und wieder die Stille der Nacht.

Mitten im Kaiserzelte saß Friedrich Barbarossa. Neben ihm kauerte der vertriebene Polenherzog Wladislaw. Tiefste Besorgnis spiegelte sich in dem Antlitze des deutschen Kaisers, das durch brennende Holzspäne notdürftig beleuchtet wurde. Ein Vorstoß auf Glogau erschien ihm eine Unmöglichkeit. Ein Rückzug aber deuchte ihm ebenso schmachvoll wie gefährlich.

„Wir sind den Polen in die Falle gelaufen", begann Barbarossa.

„Davon kann keine Rede sein", entgegnete Wladislaw.

„Und doch kann unsere schwergepanzerte Truppe den Kampf in diesem Sumpfgelände nicht aufnehmen."

„Das wird auch nicht Eure Absicht sein."

„Aber der Wunsch der leichtbeweglichen Feinde, denn hier vernichteten sie vor 60 Jahren Kaiser Heinrich II. Nachhut und vor 11 Jahren meines Oheims Konrad III. beste Regimenter."

„Was damals möglich war, kann uns heut nicht widerfahren."

„Warum wohl nicht?."

„Weil ich das Gelände genau kenne und 20 zuverlässige polnische Jünglinge, die unter der Maske von Handelsleuten monatelang die Dreigräben von Bunzlau bis Crossen durchstreiften, jedes polnische Jäger-, Zeidler- und Wachtpostenhaus kennen, und uns sicher und un-

auffällig durch die Schanzen und den Bannwald führen werden."

„Haben die polnischen Wachen keine Augen und keine Botenläufer?"

„Die werden vor dem Aufbruche unseres Heeres von den Leuten meines Schwagers, des Böhmenherzogs Wladislaw, beseitigt".

„Wann und in welcher Richtung kann unser Marsch fortgesetzt werden?"

„Das ist im Augenblick sehr schwer zu sagen. Strecke Dich jetzt ruhig auf Dein Lager. In ein paar Stunden muß mein Sohn Boleslaw der Lange von einem Späherzuge aus der Gegend von Bytom und Glogau zurückkehren. Dann bringe ich Antwort".

„Mögen die Heiligen mit ihm sein!" rief der Kaiser hoffnungsvoll und geleitete ihn zu der Tür des Zeltes.

Gedankenvoll schritt Wladislaw durch das Lager. Nach fünf Minuten blieb er stehen. Boleslaw der Lange trat schmutzbedeckt an ihn heran und lispelte ihm einige polnische Worte in das Ohr. Da erhellte sich das Gesicht des Vaters. Dann machte er kehrt und schritt eilig dem Kaiserzelte zu. Barbarossa schnellte von seinem Lager empor.

„Wie steht unsere Sache?"

„Ausgezeichnet!"

„So erzähle!"

„Boleslaw der Lange durchquerte mit treuen Freunden, die jeden polnischen Bauer zwischen dem Bannenwalde und Bytom kennen, das Gebiet der Dreigräben, das nur von einzelnen Posten besetzt ist. Bytoms Mauern sind stark befestigt, die Häuser bis auf den letzten Platz mit Bogenschützen und Steinwerfern besetzt. In Glogau lagert das Hauptheer, das gestern von Crossen zurückkehrte. Bei Quaritz belauschte er betrunkene russische Fürsten. Diese bewachten die Straße, die durch

den Quaritzer Bruch führt. Auf diese soll unser Heer gelockt und im Sumpfe vernichtet werden."

Schweigend vernahm Barbarossa die Ausführungen des ortskundigen Schützlings. Dann sagte er lebhaft: „In der Frühe des morgenden Tages rückt Boleslaw der Lange mit seinen Freunden und einer Abteilung deutscher Reiter nach der Sprotte, baut Wege und legt Breschen in die Palisaden. Du führst vorsichtig eine kleine Truppe durch den Quaritzer Bruch und beschäftigst die Polen so lebhaft, daß sie den Abmarsch des Hauptheeres nicht merken. Alles übrige erfährst Du in der Frühe des morgenden Tages."

Wladislaw entfernte sich, Barbarossa arbeitete mit Boleslaw dem Langen den Angriffsplan aus.

Am frühen Nachmittage des nächsten Tages folgte das Hauptheer langsam dem vorangezogenen Vortrupp. Oft genug noch mußten Erdlöcher ausgefüllt, Flußläufe überbrückt, Sumpfstrecken durchwatet, und Wege durch das Fällen von Bäumen verbreitert werden. Endlich standen die Deutschen in der Flanke des Feindes. Sehnsüchtig erwarteten ihre Spitzen den Befehl zum Angriff. Da gab Friedrich den Befehl zum Losschlagen, denn schon sausten die polnischen und russischen leichten Lanzenreiter gegen die deutschen Ritter heran und überschütten sie mit einem Hagel von Pfeilen und Schleudersteinen. Aber die Geschosse prallten von den deutschen Panzern ab. Nur wenige Germanen sanken aus den Sätteln. Unaufhaltsam flutete die deutsche Heereswelle vorwärts und sprengte die ungepanzerten slavischen Reiterscharen wie lose Spreu auseinander. Vergebens warf sich der Polenherzog Boleslaw Kraushaar den Fliehenden persönlich entgegen. Umsonst hieb er mit seinem krummen Säbel in sie hinein. Die drängende und schreiende Masse riß ihn mit fort.

Mit lautem Siegesschrei verfolgten die Deutschen die Polen bis vor Bytom und Glogau. Doch war es unmöglich, den leichtbewaffneten polnischen Streitern auf

den Versen zu bleiben. Deshalb gelang es diesen, auf bereitgehaltenen Brücken das rechte Oderufer zu erreichen.

Boleslaw der Lange erhielt den Befehl, die Burg Bytom zu umstellen. Friedrich Barbarossa lagerte mit dem Hauptheere in der weiten Ebene von Glogau. Böhmische und mährische Fürsten führten ihm die versprochenen Hilfskräfte zu.

Unter dem Schutze der Festungswälle rüsteten sich die verbündeten Polen, Pommern, Prussen, Ungarn und Russen zu blutiger Abwehr.

Der erwartete Sturmangriff ließ nicht lange auf sich warten. Am 22. September ließ eine kleine Abteilung deutscher Truppen die Katapulten (Wurfmaschinen) spielen, schleuderte Steine und Feuer in die Stadt, und drang auf Floßen, Brettern und Baumstämmen über den Fluß. Die Polen rollten Mühlsteine und Klötzer gegen Fahrzeuge und gossen siedendes Wasser auf die Feinde herab.

Boleslaw Kraushaar stand auf einem Turme und lenkte von dort aus die Schlacht. Da bemerkte er zu seiner Linken einen Trupp polnischer Reiter. Sie kamen in gestrecktem Galopp in die Stadt gesprengt und waren mit dem Schaum der gehetzten Tiere bedeckt.

„Ueber Nacht sind die Deutschen an unbeobachteter Stelle über den Oderstrom gegangen, haben auf Flößen ihr Kriegsgerät auf das diesseitige Ufer gebracht und marschieren auf Glogau zu."

Ein lohender Zornesblick des Fürsten fuhr über die gebeugten Häupter der Meldereiter dahin, und sein Mund gröhlte mit zornerstickter Stimme: „Ihr Höllenhunde habt sie über die Oder gelassen? Das ist Euer Lohn!" Der krumme Säbel pfiff schneidend durch die Luft. Drei Häupter rollten in den Sand.

In Eile wurden die starken Oderfesten Glogau und Beuthen von den eigenen Leuten in Brand gesteckt und der Befehl zum Rückzug in das Innere des Landes gegeben.

Vergeblich bemühte sich Friedrich Barbarossa, die Polen noch einmal zu einer offenen Feldschlacht zu zwingen. Tag und Nacht umschwärmten die leichten polnischen Reiterscharen das kaiserliche Lager und suchten die deutschen Marschkolonnen durch fortgesetzte Angriffe und Ueberfälle, durch Aufhebung der schwachgedeckten Proviantzüge, durch Gefangennahme verirrter oder versprengter Mannschaften und durch die Verwüstung des gesamten Kriegsgebietes zu ermüden und aufzureiben. Aber der Kleinkrieg führte zu keinem Ziele. Unaufhaltsam drang Friedrich Barbarossa gegen das Herz Polens vor.

Als Herzog Boleslaw IV. einsah, daß alle seine kleinlichen Feldherrnkünste umsonst waren, bat er um Frieden. In Kryszkowo bei Posen erschien er als demütig Bittender, barfuß, ein bloßes Schwert um den Hals, vor Friedrich Barbarossa. Er erkannte Deutschlands Oberhoheit an, zahlte den schuldigen Tribut, versprach Heeresfolge, Erscheinen auf dem nächsten Reichstage und Zurückerstattung der geraubten brüderlichen Güter.

Kaum hatte Barbarossa das Land verlassen, da zeigte der Polenherzog offen, daß er gar nicht daran dachte, sein Wort zu halten. Der Kaiser weilte in Italien und konnte deshalb den Treulosen nicht zur Erfüllung des Friedensvertrages zwingen. Als er aber 1162 nach Deutschland zurückkehrte, hielt Boleslaw Kraushaar es doch für geraten, die Länder, die er einst seinem inzwischen verstorbenen Bruder Wladislaw geraubt hatte, herauszugeben. Von den drei Söhnen desselben erhielt Glogau und Freystadt mit der Trümmerstätte Bytom der jüngste, Konrad Krummfuß. (1164—1178). Boleslaw dem Langen, der dem Kaiser Friedrich Barbarossa in dem Kampfe gegen die Polen und die Italiener wichtige Dienste geleistet hatte, wurde Niederschlesien zugesprochen. Nach dem Tode Konrads erbte er auch das Herzogtum Glogau mit unserer Heimat. Boleslaw der Lange starb 1201.

Der siegreiche Feldzug Friedrich Barbarossas, der den heimischen Gau in Mitleidenschaft zog, trennte die Provinz Schlesien und damit den Kreis Freystadt vom polnischen Staate und ermöglichte dadurch die Wiederbesiedelung unserer Heimat mit deutschen Bauern und Bürgern. 1163 wurde Schlesien ein selbständiges Herzogtum, das deutsche Wirtschaft und deutsche Kultur zu der heutigen Blüte emporgehoben haben.

Schiller, Beuthen.

Die Wiederbesiedelung unserer Heimat mit deutschen Bauern und Bürgern.



Warum wurden die Deutschen in unsere Heimat zurückgerufen?

Als der schlesische Herzog Konrad I. (1164—1178) im Jahre 1164 in seine Residenzstadt Glogau einzog, um das väterliche Erbe, das ihm Kaiser Friedrich Barbarossa mit Waffengewalt erstritten hatte, anzutreten, führte unsere Heimat den Namen Diadosesane. Sie bestand zumeist aus Wald und Sumpf und Heide. Sandige Ackerflächen bedeckten die Hügellehnen und Bergabhänge. Und magere Viehherden stillten den Hunger mit den sauren Gräsern der Talmulden.

Der gesamte Grund und Boden gehörte dem Herzoge und seinem Adel. Dieser ließ ihn durch leibeigenes Hausgesinde und durch hörige Bauern bewirtschaften. Der polnische Bauer beschränkte sich zumeist auf Vieh- und Bienenzucht, auf Fisch- und Biberfang. Den Acker bebaute er soweit, als das für den eigenen und den Steuerbedarf nötig war.

Alle anderen Aecker ließ er brach liegen. Der hölzerne Hakenpflug (Radlo) vermochte das fette Erdreich nicht zu brechen und ritzte nur notdürftig die leichten Böden. Deshalb erzielte der Bauer auch nur geringe Erträge. Dabei lastete eine ungeheure Summe von Diensten und Abgaben auf seinen Schultern. Er

mußte Burgen bauen und ausbessern, Brücken über Flüsse, Knüppeldämme über Sümpfe legen, und Kanäle und Gräben durch Moorlandschaften ziehen. In Kriegszeiten hatte er Pferde und Wagen für die Truppen zu stellen, das Heeresgut zu befördern, Führer durch Wald und Sumpf zu stellen und Wachtdienste in den Landesburgen und in dem Gebiete des Bannwaldes und der Dreigräben zu leisten.

In Friedenszeiten lag ihm die Unterhaltung des reisenden Hofstaates ob. Wurden die angeforderten Naturalien nicht sofort geliefert, so erbrachen die herzoglichen Knechte die Scheuern und Schüttböden gewaltsam und räumten sie vollständig aus.

Auf den Gütern, die der Herzog in eigener Verwaltung hatte, mußte er alle Wochen mehrtägige Spann- und Handdienste leisten. Zur Betreuung der eigenen Pachtwirtschaft blieb ihm wenig Zeit. Und gelang es seinem Fleiße, wirtschaftlich vorwärts zu kommen, so durfte er die Früchte desselben nicht genießen.

So blieb dem hörigen Bauern von den Früchten der Arbeit kaum das Notwendigste, das er zu des Leibes Nahrung und Notdurft brauchte. Eine Besserung seines Loses war unmöglich, da ihn das polnische Recht an die Scholle fesselte und der Landesfürst oder sein Kastellan eine unbeschränkte Strafgewalt über ihn ausübte.

Noch trauriger ging es dem Leibeigenen. Er hatte keinerlei Anrecht auf Grund und Boden. Seine Arbeitskraft gehörte voll und ganz dem Brotherrn. Beim Verkauf eines Gutes ging er in das Eigentum des Käufers über. Er bestellte die Güter des Herrn, pflegte seine Herden oder diente als Fischer, Vogelsteller, Schuster, Schneider u. s. w. Oft wurden die Leibeigenen eines Berufes in einem Wohnort vereinigt. Als Handwerkerdörfer dürfen in unserer Heimat wohl angesprochen werden: Zäcklau-Falknerdorf, Kuhnau-Roßdorf (Pferdeherdenpfleger), Reinberg-Fischerdorf, Tschiefer-Schifferdorf, Groß-Würbitz-Weidendorf (Korbflechter), Nenkersdorf (Vogelherd)

Vogelstellerdorf, Kusser-Mäherdorf, Bobernig-Biberjägerdorf, Beitsch-Ochsendorf (Mastviehzüchterdorf) usw. Ueber das Los des Leibeigenen konnte der Grundherr nach Belieben verfügen; er durfte ihn verkaufen, verschenken oder durch Ueberlastung langsam zu Tode quälen.

Herzog Konrad, der Sohn einer deutschen Fürstentochter, hatte als Student der Theologie im Kloster Fulda den Wert des Geldes kennen gelernt und sich an deutsche Lebensgenüsse gewöhnt. Diese wollte er als Herzog von Glogau nicht entbehren. Mit den Einnahmen, die ihm Besitztümer und Steuerquellen boten, waren sie nicht zu befriedigen.

Darum beschloß er, mit der alten, ertraglosen Wirtschaft zu brechen und an die Stelle polnischer Gleichgiltigkeit und Lässigkeit deutsche Tatkraft und Schaffensfreude zu setzen. Aber aus dem arbeitsunlustigen Kmeten ließ sich nicht durch einen herzoglichen Befehl ein steuerkräftiger Zinsbauer machen.

Da rief Konrad ackerbautreibende Mönche in sein Land, diese sollten einige seiner Güter in Musterwirtschaften umwandeln und das Volk durch Belehrung und Beispiel zur Nachahmung deutscher Anbauweisen anfeuern. Doch umsonst war aller frommer Eifer deutscher Mönche! Denn zur Nachahmung fehlte die Tatkraft, die Gewissenhaftigkeit und die Freude am eigenen Besitz. Sklawische Gedrücktheit und Bequemlichkeit ließen alles beim alten. Es blieb dem Herzog darum nichts anderes übrig, als deutsche Bauern in das Land zu rufen und durch sie größere Strecken unbenützten Bodens kultivieren zu lassen.

Schiller, Beuthen.

Die Entstehung deutscher Dörfer und Städte.

Die ersten deutschen Bauern zogen im Jahre 1175 in unsere Heimat ein. Es waren Landleute aus Franken und Thüringen. Herzog Konrad von Glogau schenkte ihnen die Höhen, die die Südwestgrenze des Bytomer Ländchens wie ein Schutzwall umgaben. Die Gehöfte errichteten sie in der Höhe des wenig bevölkerten Korbmacherdorfes Würbitz. Sie versäumten, der Siedlung einen Namen zu geben, deshalb übertrugen die herzoglichen Beamten die polnische Ortsbezeichnung auf die neue Dorfanlage. Diese entwickelte sich bald zu einer blühenden deutschen Kulturinsel in dem weiten Urwaldgebiete unserer Heimat.

Der erste Siedlungsversuch war glänzend gelungen. Er spornte den Herzog zur Aussetzung neuer Bauern an. Unter ihren Händen verschwanden Busch- und Strauchwerk. An die Stelle derselben traten üppige Getreidefelder und reichtragende Obstgärten. Der Fleiß und der Eisenpflug der deutschen Ansiedler rangen dem schweren Boden, den die Polen nicht bearbeiten konnten und der ehemaligen Wildnis, die der Slawe mied, Fruchtmengen ab, die den Bedarf der Erzeuger weit überstiegen. Der Ueberschuß an Bodenerzeugnissen mußte für bares Geld verkauft werden. Dazu bot sich selten Gelegenheit; denn Schlesien besaß damals keinen eigenen Handelsstand. Der fremde, zumeist jüdische Kaufmann, der den Ein- und Ausfuhrverkehr vollständig beherrschte, bezahlte die angebotene Ware so schlecht, daß es dem an eine höhere Lebenshaltung gewöhnten Deutschen unmöglich wurde,

mit den erzielten Einnahmen auszukommen. Dieser drang deshalb auf die Schaffung eines einheimischen, seßhaften Kaufmanns- und Gewerbestandes. Der Landesfürst Heinrich I., der Gemahl der heiligen Hedwig (1202—1238), begünstigte die Bestrebungen lebhaft, da ja dann der reiche Gewinn, den die Handelstätigkeit abwarf, nicht mehr den Fremden zufiel, sondern dem eigenen Lande erhalten blieb. Da aber die eigentümliche soziale Gliederung des polnischen Volkes einem eigenen Handelsstande keinen Platz anweisen konnte, so rief der Herzog deutsche Kaufleute und Handwerker in das Land. Die Trümmerstätte der untergegangenen Grenzfeste Bytom lockte zur Niederlassung. Denn der Platz bot bequemen Baugrund, lag an einer alten Wasser-, Heeres- und Handelsstraße und ließ sich leicht verteidigen. So entstand zu Anfang des 13. Jahrhunderts die deutsche Stadt Beuthen.

Mit der Besiedlung des Beuthener Ländchens begnügte sich der Herzog nicht. Immer größer wurde die Zahl der deutschen Männer, die in seinem Auftrage in ihre Heimatgaue wanderten, um weitere Scharen fleißiger Bauern zur Auswanderung in das menschenarme Oderland zu bewegen. Da ergoß sich ein Strom deutscher Kolonisten in unsere Heimat. Diese machten ganze Landstrecken vom Urwalde frei, verwandelten sie mit Hilfe des Eisenpfluges in fruchtbares Ackerland und gründeten zahlreiche Dörfer, die noch heute durch ihre Namen den deutschen Ursprung verraten. Zu diesen gehören die Ortschaften, die durch ihren Namen das Andenken der Männer festhalten, die Siedlergruppen in unsere Heimat führten, z. B. Siegersdorf (Dorf des Siegfried), Seifersdorf (Seifried) Langhermsdorf (Hermann) Hartmannsdorf (Hartmann), Heinzendorf (Heinrich), Bösau (Dorf des Beutmann] u. s. w. Mitten im Grenzwalde entstanden: Herzogswaldau, Niebusch, Großenborau (=Walddorf), Heydau (Heideort), Windischborau u. s. w. Andere Namengebungen wurden veranlaßt durch die Lage oder die Beschaffenheit des Baugrundes oder der

Landschaft z. B. Liebenzig= Schöner Ort, Eichau=Eichenort, Rohrwiese=Dorf am Schilf, Steinborn=Steinige Gegend, Teichhof=Ort in tiefer Lage u. s. w.

Die Dörfer wurden in der Regel von Bauern, die Städte von Rittern angelegt.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts war die friedliche deutsche Besiedlung unserer Heimat vollendet. Ein angenehmes Leben war dem eingewanderten Bauern nicht beschieden. Denn der Berg= und Waldboden des Kreises Freystadt erforderte harte Arbeit, rastlose Tätigkeit und unbeugsame Energie. Aber er überwand mit Ruhm und Tatkraft alle Widerwärtigkeiten des unwirtlichen Landes und schuf seinen Nachkommen eine schöne Heimat.

Schiller, Beuthen.

Die Gründung der deutschen Stadt Beuthen.

Ein früher Lenz war in die Wälder des Saale- und Unstruttales (Thüringen) eingezogen. Aus dem leichten Grün der Felder stiegen die ersten Lerchen trillernd empor. Sie erquickten durch ihren frischen Gesang die drei Reiter, die langsam einem mitteldeutschen Städtchen zustrebten. Mit scharfem Blicke prüfte der Torwart die Fremdlinge. Dann ließ er sie das Stadttor passieren. Vor dem Gasthofe zum „Goldenen Löwen“ schwangen sich die Reiter aus den Sätteln.

Ihr Führer übergab das Roß dem Knappen. Dann begab er sich auf das Rathaus. Der Bürgermeister prüfte ihn mit forschendem Blicke. Dann erhob er sich rasch von seinem Sitze, erfaßte herzhaft die Hand des Jugendfreundes und sagte in warmem Tone: „Gott und alle Heiligen seien gelobt, daß ich Euch gesund wiedersehe. Ich glaubte schon, Ihr wäret in Schlesien verschollen.“

„Vielen Dank für den herzlichen Gruß“, entgegnete der Ritter lebhaft. „Es freut mich, Euch so gesund und frisch hier wiederzufinden. Ich habe die Zeit, die ich in der Fremde zubrachte, in Glogau verlebt. Der Herzog und seine deutsche Gemahlin pflegen germanische Art und Sitte an ihrem Hofe und möchten diese auch in ihrem polnischen Lande verbreiten. Darum gründen sie überall deutsche Dörfer u. Städte. Auch ich soll ihnen eine feste Stadt nach deutschem Muster erbauen. Deshalb bin ich hierher gekommen, um Landsleute für die Ausführung des Auftrages zu gewinnen. Ich erbitte von Euch die Erlaubnis zur Veranstaltung einer Werbeversammlung. Hier

ist die herzogliche Urkunde mit dem roten Wachssiegel. Diese wird Euch die Wahrheit meiner Behauptungen bestätigen."

„Sehr gern erfülle ich Eure Bitte! Denn unsere Stadt ist voll tüchtiger Handwerksgesellen, die niemals Meister werden können. Und zahlreiche Hagestolze sehnen sich nach der Gelegenheit, eine Landwirtschaft zu erwerben."

Dankbaren Herzens verabschiedete sich der Ritter von dem Bürgermeister. Im „Goldenen Löwen" besprach er mit seinen Gefährten die weiteren Schritte, die zur Erreichung ihres Zieles führen sollten. Dann bestieg der Knappe sein Pferd und suchte an jeder Straßenecke die Bewohner der umliegenden Gassen durch lauten Trommelwirbel auf sich aufmerksam zu machen. Hatte sich ein Haufen Neugieriger um ihn versammelt, so verstummte die Trommel, und der Knappe rief mit lauter Stimme in die Menge hinein: „Deutsche Brüder! Der Sohn Eures Burgherrn, der vor zehn Jahren in die Fremde ging, soll dem Herzoge von Schlesien eine deutsche Stadt erbauen. Wer Lust hat, Bürger dieses Ortes zu werden, der komme morgen früh in den „Goldenen Löwen". Dort wird ihm der Ritter selbst alles Wissenswerte über das ferne Ostland und die Gründung der neuen Stadt mitteilen."

Die Nachricht von der Ankunft des bekannten Ritters und von dem Zwecke seiner Reise verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und das Land. Lange vor Beginn der angesagten Versammlung füllte sich der Versammlungsraum mit Auswanderlustigen und Neugierigen. Handwerksmeister und Gesellen, Hagestolze und Kleinbauern, Hörige und Verstoßene saßen in seltener Eintracht nebeneinander und erwarteten mit Spannung den Beginn des angekündigten Vortrages.

Zur festgesetzten Stunde trat der Ritter in das Zimmer. Mit wohltönender Stimme entwarf er der Versammlung ein Bild des fernen Ostlandes, erzählte von

den landwirtschaftlich ungenützten Gebieten des nördlichen Schlesierlandes, von dem Wild- und Fischreichtum des Odertales und fuhr dann fort: „Die Gegend, in der die neue Stadt gegründet werden soll, ist schon zum Teil von deutschen Bauern besiedelt. Diese brauchen Handwerker, die ihre Acker- und Hausgeräte, ihre Kleider und Schuhe nach deutscher Art ausbessern und erneuern. Ihre Aecker und Wiesen tragen zwar keine hundertfältige Frucht, aber sie nähren den fleißigen Mann und seine Familie. Der Segen der Arbeit muß in bares Geld umgesetzt werden. Aber es ist niemand da, der Getreide und Vieh zu angemessenen Preisen erwirbt und weiter gibt. Der Pole treibt keine Handelsgeschäfte; denn er kann weder rechnen noch schreiben, der fremde Aufkäufer aber zahlt derartige Spottpreise, daß der Deutsche damit nichts ausrichten kann. Deutschen Kaufleuten böte sich also in der neuen Stadt ein gewinnbringendes Arbeitsfeld. Aber auch Ackerbürger sind mir willkommen. Sie erhalten Aecker, Wiesen und Gemüsegärten als freies Eigentum. Sie brauchen keinem fremden Herrn zu dienen und zu frohnen. Zwanzig Jahre ist jeder Bürger der neuen Stadt vollständig steuerfrei. Eigene Richter sprechen das Recht nach deutscher Art und Sitte. Ich will freilich nicht verhehlen, daß auch in dem fernen Schlesierlande aller Anfang schwer ist. Doch wer die Arbeit schätzt und redlich vorwärts strebt, der wird in wenigen Jahren die Mühen und Entbehrungen der Gründerjahre überwinden und dann als unabhängiger Bürger in eigener Werkstatt oder auf eigener Scholle frank und frei schalten und walten können."

Als der Ritter geendet hatte, glänzte manches Auge in der frohen Hoffnung auf künftige glücklichere Tage. Die Neugierigen verließen das Gastzimmer. Die Auswanderlustigen blieben zurück und stellten tausenderlei Fragen. Alle wurden beantwortet. Nach längeren Verhandlungen ließen sich viele in die Auswandererliste eintragen. Es waren fast nur jüngere Leute. Mit diesen

besprach der Ritter die Einzelheiten der Ausrüstung, Ausfahrt und Reise. Gottfried Aschenbörner und Friedrich Serner wurden Obmänner, die den Auswanderlustigen mit Rat und Tat zur Seite stehen sollten. Dann ging die Versammlung auseinander.

Nun begann eine anstrengende Zeit für die Auswanderer. Vorräte mußten eingekauft, Handwerkszeug erworben, Haus- und Wirschaftsgeräte beschafft, Wagen und Pferde besorgt, Kühe, Ziegen, Gänse, Hühner und Tauben ausgewählt und alle in der Fremde nicht verwendbaren Besitztümer veräußert werden. Verlobte Paare ließen sich trauen, Hagestolze suchten Frauen für ihre künftige Landwirtschaft.

Endlich waren alle Arbeiten erledigt. Wagen und Karren standen gepackt vor dem Stadttore. Die Männer prüften die Deichseln, Räder und Achsen und musterten mit scharfem Auge das Geschirr der Zugtiere. Junge Frauen vergossen am Halse der Mütter bittere Abschiedstränen. Väter drückten den Söhnen stumm die rauhen Hände. Verfeindete Nachbarn begruben allen Streit vergangener Tage. Von Lippe zu Lippe rollte das tröstende Wörtchen „Auf Wiedersehen!" Und doch wußte jeder von ihnen sehr genau, daß es ein Abschiednehmen für immer war. Da krampfte sich gar manches Herz in herbem Schmerz zusammen. Die Träne rann, und ein tiefer Seufzer entquoll der gequälten Brust. Der Ritter sprengte heran und zählte die Köpfe der Auswandererschar. Dann rief er mit weithallender Stimme: „Nun auf zur Fahrt nach dem Schlesierlande!"

Da fuhr ein frisches Leben in die Glieder der Niedergeschlagenen. Rasch wurde der letzte Händedruck gewechselt! Wünsche und Heilgrüße flogen von Mund zu Mund. Dann eilte jeder auf seinen Platz. Die Männer stiegen zu Pferde. Frauen und Kinder krochen in die Wagen. Kühe, Ziegen und Schafe wurden zu-

sammengetrieben. Die Peitschen knallten, die Pferde zogen an, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Weithin schallte die Stimme des Mönches, die hell und klar die Weise des Auswandererliedes in den jungen Morgen hineinschickte:

1. Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir fort,
All' über die grünen Heiden,
Frisch über die Heiden!
Da finden wir besseren Ort.

2. Wenn wir nach Ostland kommen,
All' unter das hohe Haus,
Da werden wir aufgenommen.
Frisch über die Heiden!
Wir werden willkommen sein!

3. Ja, willkommen wird man uns heißen!
Sehr willkommen werden wir sein.
Wir werden am Abend und Morgen,
Frisch über die Heiden!
Noch trinken den kühlen Wein.

4. Wir trinken den Wein mit Schalen,
Und Bier auch, soviel uns beliebt,
Dort ist es so fröhlich zu leben,
Frisch über die Heiden!
Dort ist zu wohnen uns lieb.

Im Saaletale bat ein des Landes verwiesener Mann um Aufnahme unter die Kolonisten. Seine Bitte wurde erfüllt. Er erhielt den Namen „Verjagt." In einem einsamen Dorfe schloß sich ihnen ein Hausierer an. Bald wurde er im Zuge der „Krämer". Eines Abends entdeckten die Lagerwachen einen schlafenden Mann in den Sträuchern. Es war ein Flickschneider, der heimatlos die Welt durchstreifte. Als er versprach, seine Kunst in den Dienst der Kolonisten zu stellen, wurde er unter dem Namen „Strauchmann" mitgenommen.

In Weißenfels an der Saale, in Lützen und Leipzig stießen neue Auswanderlustige zu ihnen. Bis an die Grenzen der Lausitz ging die Fahrt flott von statten. In allen Dörfern und Städten, die sie berührten, fanden Frauen und Kinder freundliche Aufnahme und bequeme Unterkunft für die Nacht. Die Wagen wurden auf freiem Felde oder auf dem Marktplatze zu einer Wagenburg zusammengefahren. In ihr übernachteten die Männer, die nicht zur Nachtwache bestimmt waren. Die Hirten weideten die knapp genährten Tiere an Grabenrändern oder auf der Gemeinde-Hutung.

Nach wenigen Wochen gelangte der Zug in das unerschlossene Waldgebiet der Spree und der Lausitzer Neisse. Die holperigen Wege zertrümmerte manche Wagenachse, zerrissen manchen Zugstrick der Zugtiere. Die Hochwasserfluten des Bobers zwangen die Ostfahrer zu unfreiwilligem Aufenthalte mitten im dichtesten Urwalde. Zweimal zerstörte der Strom die Notbrücken. Endlich erreichte der Wanderzug das rechte Flußufer. Besonders schwierig gestaltete sich die Fahrt durch das Gebiet des polnischen Bannwaldes, der bis an die Dalkauer Berge heranreichte. Hier hatten Säge, Axt und Spaten gar selten einen vollen Ruhetag. Denn es mußten Bäume gefällt, Strauchwerk aus dem Wege geräumt, Gräben überbrückt, Löcher ausgefüllt und Knüppeldämme gelegt werden.

Hin und wieder tauchte ein Pole am Wege auf und schaute neugierig den Fremden nach.

Kein Dorf, keine Stadt lag am Wege. Da mußte im Freien übernachtet werden. Bald nach Sonnenuntergang hielt der Zug an. Lagerfeuer flammten auf. Alles drängte sich um sie zusammen. Denn die Abende waren rauh, und die Geschichten und Göttersagen, die der Mönch und der Ritter erzählten, verkürzten die Zeit und erheiterten das Gemüt oder stählten das Herz. Zeitig begab sich alles zur Ruhe. Die Frauen krochen in die gedeckten Wagen. Die Männer hüllten sich in ihre Pelze

und streckten sich unter die Wagen. Die Wachen zündeten rings um die Wagenburg Lagerfeuer an, um Wölfe, Luchse und Bären zu verscheuchen.

Neue Tage kamen und gingen. Aber der Weg wollte kein Ende nehmen. Nichts als Himmel, Kiefern, Fichten und Tannen! Langsam schleppten sich Menschen und Tiere durch die Wildnis. Endlich gelangte der Zug auf eine Lichtung. Auf ihr schlossen sich elende Lehmhütten zu einem polnischen Dorfe zusammen. Schmutzige, halbnackte Kinder trieben sich ungebärdig auf Wiesen und Wegen herum. Männer, in Schafpelze gehüllt, die Pudelmütze weit über die Ohren gestülpt, trieben mit klatschendem Prügelschlag und hartem Wort die mageren Pferde und schlechtgenährten Rinder zu schnellerem Gange vor dem hölzernen Hakenpfluge an.

An einem schönen Maienabende des beginnenden 13. Jahrhunderts erreichten die deutschen Ostfahrer aus dem Unstrut- und Saaletale endlich die Brandstätte der untergegangenen polnischen Oderfeste Bytom. Die Wagen wurden zu einer Wagenburg zusammengefahren. Die Hirten trieben das Vieh auf die Oderwiesen. Die Frauen holten das letzte Brot aus den Kisten, belegten es mit dünnen Speckscheiben und verteilten es unter die Familienglieder. Das war die erste Mahlzeit in der neuen Heimat. Kurze Entdeckungsreisen durch Flur und Wald, durch Wiese nnd Sumpf beschlossen den frohen Tag. Nach einem gemeinsamen Dankgebete zu Gott, der sie sicher und gesund in das Land der Sehnsucht geführt hatte, begab sich alles zur Ruhe.

Ein lauter Gruß aus deutschen Kehlen weckte die Wandermüden am nächsten Morgen aus dem festen Schlafe. Die Würbitzer Bauern waren gekommen, um den Landsleuten ihren Gruß zu entbieten, sie mit Speise und Trank zu versehen und ihnen eine frohe Zukunft zu wünschen. Deutsche Laute an fremdem Orte! War das eine Freude! Wie schnell sich da die Zungen lösten, die Herzen den Fremden öffneten! Gemeinsame

Bekannte aus dem Saaletale rückten vor das geistige Auge. Liebe Erinnerungen an sie erwärmten die Gemüter und spannen die ersten Freundschaftsfäden von Herz zu Herz. Nach allerlei Ratschlägen und herzlichen Zusagen der Unterstützung beim Aufbau der neuen Stadt verabschiedeten sich die Würbitzer Landsleute.

Die Kolonisten traten zur ersten gemeinsamen Besprechung in der neuen Heimat zusammen. Der Ritter legte ihnen den Stadtplan vor, regte die Wahl von vier Männern an, die ihm hilfreich zur Seite stehen sollten und reihte jede männliche Person in eine Arbeitsgruppe ein. Dann ging es an die Arbeit. Schwachstämmige Bäume wurden gefällt und zu einfachen Blockhütten zusammengefügt. In wenigen Wochen besaß jede Familie ihr Not-Heim. Freilich kam auf sie nur ein bescheidenes Eckchen. Denn Pferd und Rind, Ziege und Schwein, Saatkorn und Hausgerät wollten auch untergebracht sein. Und doch war man glücklich, endlich ein festes Plätzchen gefunden zu haben, über das man nach Belieben verfügen konnte. Die Waldblößen wurden in Eile aufgerissen und mit Sommersaat und Gemüse bestellt.

Dann begann eine schwere, geräuschvolle Arbeit auf dem stillen Bytomhügel. Schlag auf Schlag dröhnte laut durch den Wald. Scharf kreischte die Säge an allen Ecken und Enden. Flammen lohten empor und verzehrten Baum- und Strauchwerk. Bär und Wolf, Reh und Hirsch verließen entsetzt ihre Waldlager u. flohen eiligst den Dickichten des rechten Oderufers zu. Falken schwangen sich hoch in die Lüfte und schauten verständnislos dem Treiben der Fremden zu. Aus sicherem Verstecke lugte neugierig der scheue Tarnauer Pole zu dem Barackenlager der Deutschen hinüber.

Endlich war der Baugrund fertig. Da begann der Ritter mit den Vermessungsarbeiten. Geschickt hantierte der Obmann Aschenbörner mit Meßkette und Winkelmaß. Der mächtige Marktplatz, die breiten Hauptstraßen,

die engen Quergassen und die einfache Stadtumwallung wurden abgesteckt und in der Nähe des „Ringes" ein freier Platz für die Kirche und den Friedhof bestimmt. Die Vogtei erhielt ihren Baugrund an der Glogauerstraße. Dann folgte die Vermessung und Verteilung der Herdstellen. Diese löste eine so fieberhafte Bautätigkeit aus, als gelte es, die Stadt an einem Tage zu erbauen.

Die Frauen und Kinder gingen auch nicht müßig. Sie mußten die gewonnenen Ackerflächen mit dem Spaten umstechen oder mit dem eisernen Pfluge brechen, damit Luft und Licht die harte Scholle zermürbe. Die verkohlten Holzreste wurden zusammengelesen und für den Winter aufgestapelt. Die Kinder sammelten Eicheln und Bucheckern zum Füttern des Viehes und zum Strecken der zusammengeschmolzenen Mehlvorräte.

Den Winter über ruhte die Bautätigkeit. Im nächsten Frühjahre setzte sie mit aller Macht wieder ein. Zur Zeit der Getreideernte stand das letzte Wohnhaus bezugsfertig da. Dann wurde der Stadtgraben ausgehoben und ein Palisadenzaun um die Siedlung gezogen. Drei feste Stadttore, das Glogauer-, das Sprottauer und das Freystädter Tor schützten den Ort gegen das Eindringen gewalttätiger Gäste. Von dem dicken Wachtturme des steilen Oderberges spähte der Wächter Tag und Nacht in das Hinterland hinein.

An einem wundervollen Sommersonntage wurde der Bau der Kirche beendet. Goldener Sonnenschein bedeckte Berg und Tal und bestrahlte freundlich die Beuthener Bürgerschaft, die mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd in gewaltigem Zuge unter den hellen Klängen der neuen Kirchenglocken vom Marktplatze aus dem Gotteshause zuschritt, um an der feierlichen Weihe der heiligen Stätte teilzunehmen und Gott für alle Liebe und Güte zu danken, die er ihr in den verflossenen Jahren in so reichem Maße erwiesen hatte.

Am Nachmittage des Kirchweihfestes besuchte Herzog Heinrich I., der Bärtige (1102—1238) die neue Stadt

mit stattlichem Gefolge von blondbärtigen deutschen Rittern in Eisenhelmen und dunkeläugigen polnischen Adligen in pelzverbrämten Mützen. Ehrerbietig begrüßte ihn die gesamte Bürgerschaft auf dem weiten Marktplatze. Der Gründer der Stadt überreichte ihm in einem goldenen Becher den Willkommenstrunk. Auf den Wunsch der Bürger erhielt die Stadt den Namen Beuthen, d. h. tauschen. Dieser sollte aller Welt kundtun, daß sie mit der neuen Heimat, die sie gegen die alte eingetauscht hatten, wohl zufrieden waren. Knieend empfing der Ritter die Stiftungsurkunde, in der alle Rechte und Pflichten der Bürger schriftlich festgelegt waren. Dann ernannte ihn der Herzog zum Erbvogte und übergab ihm das Stadtrichteramt, die Polizeigewalt und die Aufsicht über Handel und Gewerbe. Für seine Dienste erhielt er die Erbvogtei mit einem großen Hofe und Garten an der Glogauerstraße, eine halbe Hufe Acker, eine Wiese, einen Fischteich, ein Drittel der Gerichtseinnahmen und Teile vom Grundzins und Marktzoll.

Die Stiftungsurkunde der Stadt wurde immer wie ein Heiligtum gehütet; doch ist sie bei irgend einem Brande verloren gegangen. Deshalb kennt niemand den Namen des Gründers noch das Jahr der Entstehung der Stadt.

Schiller, Beuthen.

Die Gründung des deutschen Dorfes Fürstenau.

Mit leuchtendem Auge betrat der Bauer Ferdinand Fürst sein Haus.

„Hast Du die Siedlungsurkunde nun endlich in der Tasche?“ fragte seine Frau teilnahmsvoll.

„Gott sei Dank, ja! entgegnete er freudestrahlend. Lange genug haben sich die Verhandlungen wegen der Aussetzung des neuen Dorfes zwischen Schwarze und Ochel hingezogen.“

„Weißt Du auch, welche Last Du Dir damit auf die Schultern geladen hast?“

„Was tut man nicht alles für die Kinder!“

Wann denkst Du die Siedler-Werbefahrt in die alte Heimat anzutreten?“

„Sobald die herzoglichen Feldmesser die Feldmark des neuen Dorfes ausgemessen haben werden.“

„Und wann wird das sein?“

„Vielleicht sind sie schon morgen mit der Arbeit fertig.“

Am nächsten Tage spannte der Bauer die Pferde vor den Wagen und fuhr nach der Stelle in dem weiten Grenzwalde der Heimat, die ihm von dem herzoglichen Amte in Glogau bezeichnet worden war. Als er dort eintraf, hatten die Feldmesser die Arbeit beendet. Am nächsten Tage wurde die Feldmark umschritten. Ihr Inhalt war nach Hufen aufgeteilt worden. (1 Hufe 25 ha oder 100 Morgen.) Jede von ihnen schnitt quer das Bett eines plätschernden Bächleins, zog sich nach Süden bis an das flache Ufer der Schwarze und

stieg im Norden bis auf den Rücken des Höhenzuges, dessen Fuß die trägen Fluten der Ochel netzten. Sie umfaßte Wiese, Wald und Lichtung. Als Grenzmale dienten Erdhaufen, Steine und Baumstumpfe. Als die Sonne über den Dreigräben zur Rüste ging, waren alle Amtsgeschäfte erledigt. Bauer Fürst übernachtete in dem Unterkunftsraume der Feldmesser und kehrte am nächsten Morgen zu seiner Familie zurück.

Drei Tage darauf spannte er seine leichten Rappen vor den gedeckten Wagen und fuhr mit den beiden ältesten Söhnen zum Hoftore hinaus. In drei Wochen erreichte er die thüringische Heimat.

Der Hagestolz des Vaterhauses machte große, runde Augen, als er den Neffen aus der Fremde so selbstbewußt in die weite Welt hineingucken sah. Ein bitteres Weh griff nach dem pochenden Herzen, das vor Jahren so feig an der heimischen Scholle kleben geblieben war, anstatt mit dem unternehmungslustigen Neffen in der Ferne das Glück zu suchen. Vergeblich bemühte sich der alte Vater beim Anblick des verschollen geglaubten Sohnes, die gewaltsam aufstoßenden Freudentränen zu unterdrücken. Ein lauter Jubelruf entwandt sich der alten Mutterkehle. Stürmisch umschlang sie den Hals des wiedergekehrten Sohnes und streichelte stumm die frischen Wangen der stämmigen Enkelkinder. Und dann ergoß sich ein Strom von Fragen über den unerwarteten Besuch, der kein Ende nehmen wollte. Der Haushahn krähte schon zum dritten Male, als die gebrechliche Großmutter die Kinder aus der Ferne in die Schlafkammer geleitete.

Tagelang füllte sich das Haus des Großvaters Fürst mit Menschen. Verwandte und Bekannte strömten herbei, um dem Ostländer persönlich den Willkommensgruß zu entbieten. Auswanderlustige Bauernsöhne und Leute, die über kein anderes Kapital als über schwielige Fäuste und den redlichen Willen zu treuer Arbeit verfügten, verhandelten wegen der Ueberlassung von Kolo-

nistenstellen im fernen Schlesierlande. In wenigen Tagen war die Auswandererliste gefüllt.

Mit Mann und Frau und Roß und Wagen ging es dann wieder dem Ostlande zu. Die Reise dorthin vollzog sich diesmal viel müheloser als damals, da Bauer Fürst als junger Mann in der Fremde sein Glück suchen wollte. Ein großer Teil der schlesischen Urwälder war verschwunden, die Bober- und Katzbachaue fast aufgeteilt. Breite Straßen zogen sich von Dorf zu Dorf. Und gastliche Städte boten alles, was der Wanderzug für Menschen und Tiere benötigte. Endlich war die Wohnstätte des Lokators Fürst erreicht. Die Wagen wurden auf den Dorfanger gefahren, die Frauen und Kinder der Auswanderer auf die Häuser der Siedler verteilt. Die Landwirtschaft des Unternehmers versorgte die besitzlosen Kolonisten mit Vieh nnd Saatgetreide, und freundliche Nachbarn stellten bereitwillige Unterstützung für die ersten Einrichtungsarbeiten in Aussicht.

Bauer Fürst und die Männer, die der Wanderzug entbehren konnte, bestiegen die Pferde und ritten mit Säge, Axt und Schaufel nach der zukünftigen Niederlassung. In wenigen Tagen war ein breiter Zugangsweg zu der neuen Dorfflur hergerichtet, die Schwarze überbrückt und ein günstiger Lagerplatz gefunden. Die Aexte spielten, die Späne flogen, und zahlreiche Baumkronen fielen zur Erde. Die stärksten Baumstümpfe wurden zu Ecken und Mittelsäulen von Hüttengerüsten. Aus Knüppeln flocht man die Wände. Das Dach deckte man mit Fichten- und Tannenreisig. Die Nothütten waren fertig und warteten der Gäste, die da kommen sollten.

An einem strahlenden Maitage rollten die bekränzten Kolonistenfahrzeuge über die Schwarzebrücken und kurze Zeit darauf in das Barackenlager. Mit frommem Sang umschritten Männer, Frauen und Kinder die Grenzen der Feldmark und gelobten einander Beistand in Freud und Leid, in Not und Tod. Ein gemeinsames Dankge-

bet zu dem Herrn der Heerscharen beschloß den ereignisreichen Tag.

Am nächsten Morgen begann sehr frühe die Arbeit. Die Frauen bezogen die Notwohnungen. Die Männer suchten mit Fleiß und Bedacht den Baugrund für die Dorfanlage. Endlich war er im Tale eines plätschernden Bächleins gefunden. Nun konnten die 32 Hufen der Feldmark verlost werden. Der Gründer des Dorfes, Bauer Fürst, erhielt 4 Hufen, die Kirche 2 und jeder der 26 Kolonisten je 1 Hufe.

Und dann ging es an die beschwerliche und langwierige Rodearbeit. Laut schallten die wuchtigen Axtschläge der Kolonisten durch den Wald. Die Säge kreischte schnell und scharf. Krachend stürzten Waldriesen und junger Baumbestand zu Boden. Mit grimmigem Gebrumm verzog sich der Bär in die unberührte Ochelniederung zurück. Knurrend suchte der Wolf mit seiner Brut das Weite. Scharen wilder Bienen stürzten sich blitzschnell auf die Waldarbeiter, um diese aus der Nähe ihrer Wohnungen zu vertreiben. Nicht selten büßte ein Eber seine wütenden Angriffsversuche mit dem Tode. Fischreiher und Storch verloren Nest und Brut, und der Kranich verließ scheltend die tollgewordene Niederung.

Die schönsten Waldbäume wurden zu Brettern und Bohlen zersägt oder von den Pferden zum Baugrunde geschleift. Alles andere Holzwerk fraßen die Flammen. Die Asche düngte das Erdreich. Schritt für Schritt drangen die Ansiedler in die Wildnis hinein. Die dem Urwalde gewaltsam abgerungenen Felder mußten mühsam mit Rodehacke und Grabscheit von dem Wurzelwerke gesäubert und dann besät werden. Nach einigen Jahren erst konnte der Pflug in den Waldboden eindringen. Es war eine mühselige und beschwerliche Arbeit, die Bauer Fürst mit den Kolonisten leistete.

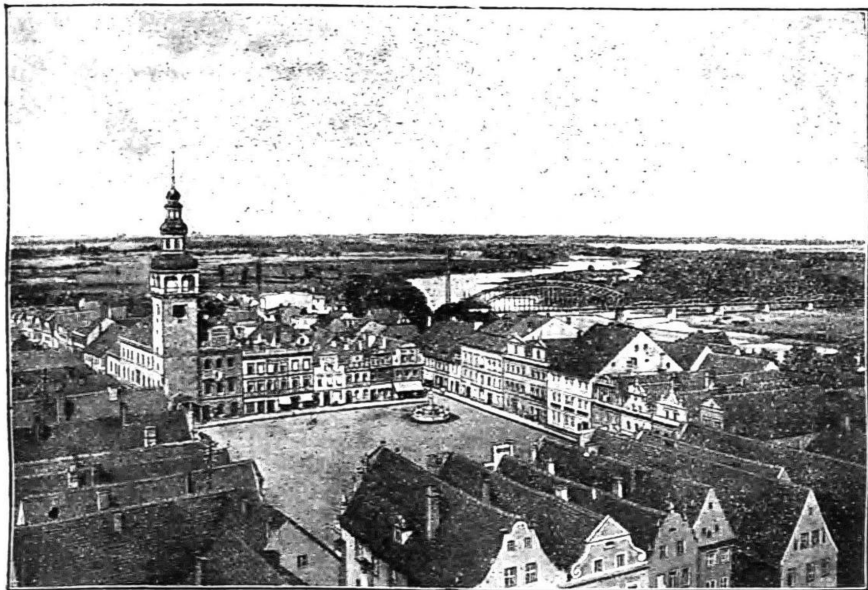
Endlich konnte der Bau der Gehöfte begonnen werden. In langer Doppelreihe hoben sich die Bauplätze aus dem Grunde. Der Bau der Häuser begann. Endlich

war das Dorf fertig. Wohnhaus, Kuh- und Pferdestall füllten die eine Langseite der Hofstätte, Schuppen-, Schaf- und Schweinestall die andere. Die quergestellte Scheune schloß die Gartenseite. Das große Tor, das auf schweren Eichensäulen ruhte, schützte den Hofraum vor den neugierigen Blicken vorübergehender Straßenläufer. Die Stelle der Fensterscheiben vertraten Holzgitter, geöltes Papier oder durchscheinende Stoffe. Diese Lichtöffnungen konnten durch Strohmatten oder Fensterläden geschlossen werden.

Jedes Gehöft wurde von einem hohen Stangenzaun umwehrt. Denn nicht immer kam der Fremde, der die Wildnis durchstreifte, in friedlicher Absicht. Und die Beamten des Herzogs von Glogau, die polnische Hörigkeit von deutscher Freiheit immer noch nicht so recht zu unterscheiden vermochten, suchten nicht selten die verbriefte Freiheit zu schmälern. Gegen solche Zudringlinge half eben nur persönlicher Widerstand hinter einem festen Plankenzaune.

Im Laufe der Jahre veränderte sich gewaltig das Antlitz der Landschaft zwischen Schwarze und Ochel. Das ehemalige Waldland und die sumpfige Niederung wurden durch den zähen Fleiß der deutschen Kolonisten zu gesegneten Ackerfluren. Ein stattliches Reihendorf mit festgefügten fränkischen Hofstätten entwickelte sich zu einem blühenden deutschen Gemeinwesen nach deutschem Recht. In langen breiten Streifen zogen sich die Fruchtfelder bis zu den Waldresten der Höhe hinauf, und auf den Wiesen der Niederung weideten stattliche Rinder- und Schafherden deutschen Edelviehes. Neben der Erbscholtisei erhob sich ein freundliches Kirchlein mit einem schmucken Kirchturme.

Am ersten Erntedankfeste, das die Gemeinde festlich beging, erschien ein Beamter des Herzogs von Glogau in der neuen Siedlung. In feierlicher Handlung ernannte er vor versammelter Gemeinde den Begründer des Dorfes zum „Schultheißen". Damit wurde dem



Beuthen · Marktplatz vom Turm aus gesehen.

Lokator Fürst die Verwaltung des Ortes übertragen. Zu seinen Obliegenheiten gehörte die Einziehung des Ackerzinses, die pünktliche Ablieferung desselben an die Staatskasse und die Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit. Im Falle eines Krieges hatte er dem Herzoge von Glogau als Schütze zu Pferde zu dienen.

Die Siedlung erhielt auf den Wunsch der Gemeinde den Namen ihres Gründers: „F ü r s t e n a u". Eine feierlich überreichte Urkunde mit rotem Wachssiegel stattete die Ortschaft mit deutschem Rechte aus. Dieses kannte nur freie Männer. Haus und Hof waren persönliches Eigentum des Kolonisten. Auf ihm ruhten keinerlei Dienstpflichten und Arbeitsleistungen. Als einziges Entgelt für die Abtretung des Grund und Bodens an die Siedler erhielt der Herzog von Glogau eine jährliche Geldabgabe, den Zins. Dieser betrug einen Vierdung (=1/4 Silbermark — 1 Silbermark 200 g Silber) für die Hufe.

Frei von allen Lasten und Abgaben war die Besitzung des Schultheißen. Sie umfaßte 4 Hufen Landes und führte den Namen E r b s c h o l t i s e i. In der Nähe derselben errichtete der Fürst in weiser Fürsorge für seine allezeit trinkfreudigen Kolonisten den „Krug", aus dem sich später der Kretscham entwickelte. Von dem Rechte, eine Mühle zu erbauen, eine Fleisch- und Brotbank einzurichten und einen Schuster und Schneider auszusetzen, machte er keinen Gebrauch.

Als das 13. Jahrhundert zur Rüste ging, war die Umwandlung der Feldmark Fürstenau in anbaufähiges Ackerland vollendet. Aber ein leichtes Leben ist dem Besiedler der Schwarze-Niederung nicht beschieden gewesen. Der Anbau des ehemaligen Wald- u. Sumpfgeländes erforderte harte Arbeit und unverzagte Treue von Geschlecht zu Geschlecht. Darum hängt aber der Landmann auch heute noch mit zäher Liebe an seiner Scholle. Dieses starke Gefühl und die Erfurcht vor dem Ererbten an Gut und Sitte sind die Grundlagen seiner Schollentreue, seiner Heimat- und Vaterlandsliebe. Schiller, Beuthen.

Heimisches Stadtleben im 15. Jahrhundert.

An einem schönen Sommermorgen des 15. Jahrhunderts treten wir durch das Crossener Tor in Freystadt ein.

Es ist Markttag, das Landvolk strömt zu Wagen und zu Fuß hinein; uns umfängt allerlei Geräusch und Geruch; die Straßen sind nicht so säuberlich gepflastert wie heute, sondern tiefer Schlamm hindert das Fortkommen der Wagen. Am herzoglichen Schloß mit seinem trutzigen Turm, zu dem der Landmann ängstlich hinaufblickt, denn dort hat der böse Herzog Hans den Zabeltitzer verhungern lassen, gehts vorbei der Kirchgasse zu. Die Häuser sind wie heute mit dem Giebel nach der Straße gebaut, nur daß sie nicht geputzt, sondern mit schönem Fachwerk verziert einen weit größeren Schmuck darstellen als heute. Vor dem Saganer Tore ist noch ein altes Fachwerkhaus erhalten. Segnend blickt der Turm der Stadtpfarrkirche über die Holzhäuser; er sieht auch anders aus als heute, zweimal durchsichtig ist seine zierliche Haube, geschmückt mit allerlei Maßwerk. Gänse, Enten und Hühner beleben die Straße, und dort treibt gar ein Hütejunge die Schweine zum Tor hinaus, ist aber gar ängstlich, daß ihm keins entläuft; denn der Ratsdiener wartet schon darauf, eins einzufangen und nur gegen einen Groschen wieder freizugeben. Fröhliche Taubenschwärme flattern klatschenden Flügelschlages über die Dächer hin zu den Aeckern vor der Stadt. Da liegt noch wahrhaftig ein großer Misthaufen vor der Tür, und die Bewohner beeilen sich, ihn schnell auf den Wagen zu laden, damit er aufs Feld kommt; denn nach des Rates Bestimmung darf er nicht länger als eine Nacht auf der

Gasse liegen bleiben. Am Eingang zur Kirchgasse, nahe der herzoglichen Stechbahn, wo die Turniere, Ringelreiten und Lanzenstechen vor der großen Zugbrücke geritten wurden, wenn der wilde Herzog in der Freystadt ist, steht am alten Gasthause ein Röhrkasten. Gastwirts Magd will darin schnell waschen, aber der Ratsdiener kommt ja gerade die Gasse herunter, schnell huscht sie fort, denn das Waschen im Trinktrog kostet das Wäschestück. Wir schreiten am Eingang zum Pfarrkirchhof vorbei. An seinem Tor nach dem Markt zu sind 3 Halseisen angebracht. An einem stehen im Stein gehauen die Worte:

„Seyd nicht wie Roß und Mäuler: die nicht verständig sind, welchen man Zäume und Gebiß muß ums Maul legen, wenn sie nicht zu dir wollen".

Und am anderen steht:

„Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, sondern dem Ungerechten und Ungehorsamen, den Gottlosen und Sündern".

Am Rathause fällt der „Wisch"; ein roter Lappen wird herausgehängt, der Markt beginnt. Im Gasthaus zum Löwen mit der stolzen goldenen Inschrift: „In Freystadt ist gut wohnen", ist reges Leben, und die Hausfrauen drängen sich um die Fleischbänke nahe der Pfarrkirche; die städtische Brotbank ist umlagert, und an den Schuhbänken, gegenüber dem großen steinernen Hause, in dem Herzogin Käterlein so oft gewohnt, stehen die Bauern und Fuhrknechte und versuchen die neuen Langschäfter, die sie bestellten, um einen guten Groschen wohlfeiler zu bekommen. Aber der Meister Schuhmacher läßt nur schwer davon ab, und nach langen Reden bekommt er doch noch ein Paar Freystädtische Näppelheller als Ersatz für den abgezogenen Groschen zugelegt. Der auswärtige Händler, der den Markt besucht, betrachtet die neue Münze mißtrauisch; aber er wird aufgeklärt und beruhigt, denn die Breslauer Herzöge haben ja öffentlich ausrufen lassen, daß man neben Breslauer, Brieger,

Neisser und Schweidnitzer Groschen auch die neuen Oelser, Freystädter und Crossener Münzen nehmen soll. Dort steht an der Rathaustreppe der Stadtknecht mit Blechhaube und Schwert, und zum Rathause schreitet gerade der Stadtrichter mit Mütze, Gürtel um den faltigen Rock und den kurzen Stab in der Hand, denn heute am Markttage, wird auch gleichzeitig Gericht abgehalten, und vor gehegten Thing noch vor hundert Jahren unter freiem Himmel, heute aber in der Ratsstube, erscheinen Parteien, melden erlittenes Unrecht, oder schließen Erbverträge, lassen Käufe beurkunden oder stiften zur Ehre der Kirche manch gute Meißener Mark für Unschlittkerzen oder Seelenbäder, die den Armen in der Badestube verabreicht werden sollen.

Abends geht es in den Schänken am Markt lebhaft zu; denn heute ist Hochzeit im Hause eines reichen Handwerksmeisters. An den Biertischen wird die Aussteuer lebhaft besprochen, hat doch der Vater außer dem üblichen Vaterteil der Tochter Kleider und Kleinodien mitgegeben im Werte von 194 ungarischen Gulden, darf auch mit Erlaubnis des Herrn Bürgermeisters Willen eine Hochzeit von zwei Tagen halten und hat nicht weniger als 36 heimische Gastwirte eingeladen. Am steinernen Hause an der Seite nach der Saganer Gasse ist eine Menge Volkes versammelt, denn der Brautvater läßt Brautsuppen austeilen; das ist ja nach den alten Statuten verboten, aber der Spender gibt dem Rat eine Mark Silber und ist von dem Verbote befreit. Der Ratsknecht drückt also heute Nacht ein Auge zu, wenn nach der Bierglocke um 10 Uhr noch Gesang in den Schänken ertönt. Nur die unverschämten Buhlergesänge, die in der Badergasse gerade bei der Badestube ertönen, reißen ihn aus der Ruhe, und er meldet es dem Bürgerwächter, der auf der Wachtstadt gerade die Wachen bestellt und die Wächter ermahnt, trotz der lustigen Hochzeit fleißig zu wachen, denn er kann keine „Bierschlingel“ oder „Pechvögel“, die an den Bierbänken kleben, für die

Wache gebrauchen. Ueberhaupt hat ja der Rat kürzlich erst wieder erneut verfügt, daß das unordentliche viehische Saufen und das unordentliche Nachtgeschrei männiglich soll vermieden und gänzlich soll abgestellt werden.

So wird es allgemach stiller, der Mond scheint auf Giebel und Türme herab, spiegelt sich im Wasser des Wallgrabens und blickt auf das erleuchtete glückliche Hochzeitshaus am Markt; die Bürgerwächter lassen Stunde um Stunde ihre Hörner ertönen, und der uralte deutsche fromme Wächterruf klingt durch die stillen Gassen. Mitternacht ist längst vorbei, vom Turme schlägt die Glocke eins, und der Wind verweht Hornruf und Wächtersang:

„Hört ihr Herren und laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat eins geschlagen.
Eins ist allein der ew'ge Gott,
Der uns trägt aus aller Not."

Hüttendirektor Gläser, Neusalz.

Unsere Heimat zur Zeit der Glaubenskämpfe.



1. Die Hussitenzeit.

Im 15. Jahrhundert flammten in ganz Mitteleuropa Glaubenskämpfe auf. Fürsten und Bischhöfe forderten eine Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern. Doch ihre Stimmen verhallten wirkungslos. Und selbst die drei großen Kirchenversammlungen jener Zeit vermochten keine wesentliche Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse herbeizuführen.

Da wagte Johannes Hus, Prediger und Professor an der Universität Prag, öffentlich die Gebrechen

der Kirche aufzudecken. Seine zündenden Predigten gewannen ihm viele Anhänger. Ihre Zahl wuchs gewaltig, als diese religiöse Bewegung in eine nationale überging und Hus nicht nur gegen die Verweltlichung der Kirche, sondern auch gegen die Bevorzugung der Deutschen in der Verwaltung, in der Wissenschaft und im Wirtschaftsleben zu eifern begann. Kirche und Staat forderten den tschechischen Professor zum Widerruf seiner Lehre auf. Doch dieser bestand auf seiner Meinung und ersuchte um Ladung vor ein Konzil. Dieser Wunsch wurde erfüllt, und Kaiser Sigismund (1410 — 1437) sicherte ihm freies Geleit zu. Doch das fürstliche Ehrenwort wurde gebrochen und Johann Hus 1415 zum Feuertode verurteilt. Ein Jahr spätet folgte ihm sein Freund Hieronymus auf den Scheiterhaufen.

Der Tod der Führer entflammte die Tschechen zu wilder Wut. Und als der wortbrüchige Kaiser Sigismund 1419 die Krone Böhmens erbte, verweigerten sie ihm den Gehorsam. Da zog der neue Herr mit Waffengewalt gegen sie. Die Schlesier standen ihm bei, um das gefährdete Deutschtum Böhmens zu schützen. Vergeblich belagerte man Prag. Ja, man ließ sich dazu hinreißen, einige gefangene Böhmen als Ketzer zu verbrennen.

Da lösten sich in Tchechien alle Bande der Ordnung. Der Pöbel vertrieb die Geistlichen und wütete gegen die deutschen Bürger. Die rachsüchtige Menge rottete sich zusammen. Ihre Kleidung bestand aus Schaffellen, Bärenpelzen oder Eisenpanzern. Als Waffen dienten Heugabel und Dreschflegel, Spaten und Axt, später auch Donnerbüchsen. So ausgerüstet durchrasten sie auf schnellen Pferden die benachbarten Länder, besonders Schlesien, das sich auf die Seite des Kaisers gestellt hatte. Ihr Führer, Johann Ziska von Trotzenau, verwüstete ganz Schlesien und verwandelte die blühenden deutschen Siedlungen in Schutthaufen und Wüsteneien. Alle Kostbarkeiten der Städte, Kirchen und Klöster und das Vieh

und die Habseligkeiten der Dörfer wurden nach Böhmen geschleppt. Im Jahre 1427 erreichten die Hussiten das Fürstentum Glogau. Vergeblich wurde Freystadt belagert. In Windischborau soll der gefürchtete Hussitenführer Ziska ein Lager bezogen und Schanzen aufgeworfen haben, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch gezeigt wurden. Die Hauptleute von Tschammer und Stosch überwältigten fliehende Hussitenhaufen bei Herwigsdorf und trieben sie über die Grenze. Sonderbarerweise sollen sich die Hussitten in unserer Heimat menschlich benommen haben, obgleich Herzog Heinrich IX. (1413—1467) dem Kaiser Sigismund Mannschaften zu Hilfe sandte und sein Büchsenmeister ein großes Geschütz gegen die Hussiten ins Feld geführt hatte. Johann von Sagan erkaufte die Schonung seines Gebietes durch große Geldsummen und Versprechungen. Der Geschichtsschreiber Tschirschnitz erzählt, daß im September 1431 eine hussitische Streiftruppe unsere Heimat wiederum heimgesucht habe, aber recht bald mit einem Verluste von 252 Toten zurückgetrieben worden sei. Von 1430 an begannen die Hussiten, sich in den Festen Schlesiens einzunisten, mit schlesischen Raubrittern gemeinsame Sache zu machen und ständig von ihren Schlupfwinkeln aus das Land zu berauben. Endlich wurde die Not so groß, daß selbst schlesische Bauern in ihre Reihen traten, um dem Hungertode zu entgehen. Innere Streitigkeiten schwächten endlich die Stoßkraft der Feinde und zwangen sie im Jahre 1436 zum Frieden. Nachdem Kaiser Sigismund den Hussiten freie Religionsübung zugestanden hatte, erkannten sie ihn als Landesherrn an.

Wie aber sah Schlesien aus? Zahllose Dörfer und vierzig Städte lagen in Asche. Der Bauer, der nur durch die Flucht in die Herrenburg sein Leben gerettet hatte, mußte den Schutz durch die Freiheit bezahlen. Slawisches Landvolk besetzte die geleerten Grenzen der Heimat, und die polnische Sprache flutete wieder gegen die Oder vor.

Schiller, Beuthen.

2. Die Reformation in unserer Heimat.

Um die Wende des 15. Jahrhunderts wurden viele gläubige Christen auf die Schäden aufmerksam, die sich damals in die christliche Kirche eingeschlichen hatten. Vergeblich erhofften sie eine Beseitigung derselben. Deshalb fanden überall die Lehren des Wittenberger Professors Dr. Martin Luther begeisterte Aufnahme. Wittenberger Studenten brachten sie nach Schlesien und verbreiteten sie langsam und friedlich von Ort zu Ort. Jeder Bruch mit den bestehenden Gebräuchen wurde vermieden und die katholische Form des Gottesdienstes beibehalten. Denn die neue Lehre erstrebte keine Glaubensspaltung, sondern eine Kirchenerneuerung. Deshalb legten auch die Breslauer Bischöfe ihrer Verbreitung kein Hindernis in den Weg.

Frühzeitig fand die Reformation auch in unserer Heimat Eingang. Der Freystädter Pfarrer Valerius Rosenhain gesellte sich frühzeitig zu ihren Anhängern. 1522 wurde die Beuthener Bürgerschaft mit der neuen Lehre durch den Probst Paul Lemberg bekannt. Dieser hatte in Wittenberg Theologie studiert und begann seine reformatorische Tätigkeit im Augustinerkloster zu Sagan und in der Probstei zu Beuthen.

In regen Fluß aber kam die religiöse Bewegung erst durch Philipp Melanchton. Dieser verlebte die großen Universitätsferien des Jahres 1522 auf dem Schlosse Herrndorf bei Glogau. Dort lernte er zahlreiche Bekannte seines Gastfreundes Georg vom Berge kennen. Das bescheidene Auftreten des berühmten Gelehrten und die überzeugende Art seiner Religionsgespräche machten fast den gesamten Adel des Herzogstums Glogau zu begeisterten Anhängern der neuen Lehre. Und bald darauf räumte Hans von Rechenberg, Be-

sitzer der Herrschaft Beuthen und Pfandinhaber des Schlosses Freystadt, einem lutherischen Prediger die Freystädter Schloßkapelle zu Vorträgen und Religionsübungen ein und nahm das Abendmahl unter beiderlei Gestalt.

Dem Beispiele des Grundherrn folgten fast alle Gemeinden des Kreises. Und schon 1524 gingen die Pfarrkirchen zu Freystadt, Beuthen und Schlawa in den Besitz der Evangelischen über.

Die Einführung der Reformation vollzog sich fast reibungslos; denn man vermied jeden schroffen Bruch mit den bestehenden kirchlichen Verhältnissen. Die katholische Form des Gottesdienstes wurde beibehalten. Der Geistliche erhielt nur die Weisung, der Predigt den biblischen Text zugrunde zu legen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen. Ganz allmählich verschwanden die Gebräuche, die mit der Lehre Luthers unvereinbar waren. Es vergingen noch nahezu fünfzig Jahre, ehe die alten gottesdienstlichen Formen den neuen das Feld räumten.

Einhundert Jahre später brach in Böhmen der furchtbare Dreißigjährige Krieg aus (1618—1648), der „Sachsen verderbt, Schlesien verscherbt, Oesterreich verheert, Böhmen umgekehrt" und die Anhänger beider Kirchen arm und elend gemacht hat.

In den ersten Kriegsjahren blieb unsere Heimat von den Drangsalen der Zeit verschont. Erst nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag (1620) wurde man auf sie aufmerksam. Die Stadt Beuthen hatte es gewagt, den flüchtigen „Winterkönig" Friedrich V. von der Pfalz Weihnachten 1620 zu übernachten. Diese Tatsache genügte, um sie in den Augen des Wiener Hofes zu einer Bundesgenossin des geschlagenen Fürsten zu stempeln. Die Strafe für den „Landesverrat" blieb nicht aus. Beuthen wurde dafür eine Nacht mit Kosaken belegt. Das genügte, um das „Verbrechen" zu sühnen. Die evangelische Pfarrkirche wurde ge-

schlossen, das Akademische Gymnasium aufgelöst, das prächtige Schulgebäude mit Pack- und Troßknechten belegt, die Stadt unsäglich grausam ausgeraubt.

Im Jahre 1628 setzte die Gegenreformation mit aller Schärfe ein. Die berüchtigten Lichtensteinschen Dragoner besetzten auf Anordnung des Landeshauptmannes von Schlesien, Burggrafen Hannibal zu Dohna, die Häuser der Protestanten und erzwangen durch Mißhandlung und Quälerei mancherlei Scheinübertritte zum alten Glauben. Hunderte von Protestanten verließen die Heimat und bevölkerten die polnischen Grenzstädte. Freystadt verödete, Beuthens Häuser leerten sich. Selbst von katholischer Seite wurde die Grausamkeit der Lichtensteiner verurteilt. Diese „Seligmacher" verließen unsere Heimat erst beim Herannahen der Brandenburger und Schweden. Von dieser Zeit an (1632) wechselten die Kirchen unsere Heimat sehr oft ihren Besitzer. Denn der jeweilige Sieger auf dem Schlachtfelde sprach sie stets den Glaubensgenossen zu. Als der Krieg 1648 ein Ende nahm, bestand unsere Heimat aus einer Einöde mit vollständig zusammengeschmolzener Bewohnerschaft, die bis auf den Leib ausgeplündert war und kaum einen Bissen Brot zur Erhaltung des nackten Lebens besaß.

Das einzige Gute, was der Krieg sowohl den Katholiken als auch den Protestanten brachte, war die Erkenntnis, daß es nicht Gottes Wille ist, sich gegenseitig mit Feuer und Schwert zu vertilgen.

Nur der österreichische Hof konnte sich zu dieser Einsicht nicht hindurchringen; darum setzte er in seinen schlesischen Fürstentümern das Werk der Gegenreformation mit unmenschlicher Härte fort. Die Kirchenreduktions-Kommission reiste von Pfarrdorf zu Pfarrdorf, nahm den Kirchenpatronen die Schlüssel ab, vertrieb die evangelischen Geistlichen und untersagte die Erteilung des evangelischen Schulunterrichtes. Das amtliche Protokoll enthält folgende Kircheneinziehungs-Daten: 8. Januar

1654 Beuthen, 13. Grochwitz, 14. Bielawe, und Carolath, 15. Liebenzig, 17. Schlawa, 6. Februar Heinzendorf, 20. Februar Neusalz und Rauden. Alle Protestanten hatten den katholischen Gottesdienst zu besuchen und die von der Kirche vorgeschriebenen Feiertage zu halten. Der Besuch der polnischen und der brandenburgischen Gotteshäuser zu Fraustadt, Christianstadt und Sorau wurde verboten. Da liefen die Protestanten scharenweise den „Prädikanten" und „Buschpredigern" zu, die im Dunkel der Wälder oder im Röhricht der Sümpfe Predigtversammlungen und Andachten abhielten.

Eine kleine Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse erreichten die Evangelischen durch den Schwedenkönig Karl XII. Dieser zwang den österreichischen Kaiser Joseph I. (1705—1711), die Bestimmungen des Westfälischen Friedens endlich durchzuführen. Der Vertrag zu Altranstädt bei Leipzig sicherte 1707 den Protestanten eine größere Religionsfreiheit zu. Jeder Evangelische durfte die Kirche seines Bekenntnisses besuchen und ungehindert Hausandachten abhalten. Die ev. Geistlichen erhielten das Recht, Kranken und Sterbenden die Tröstungen der Religion zu spenden. 185 schlesische Kirchen gingen in die Hände der Evangelischen über. Dazu kamen noch 6 „Gnadenkirchen", die neu aufgeführt werden durften. Eine davon erhielt Freystadt.

Die Berührung mit den Schweden gab Veranlassung zu der Erscheinung der „Betenden Kinder". Im Heere Karl XII. sammelten die Feldprediger jeden Tag ihre Regimenter zur Morgenandacht um sich. Diesen frommen Brauch ahmte die Jugend nach. Die Beuthener Kinder z. B. versammelten sich regelmäßig auf dem Oderberge, schlossen einen Kreis um einen Kameraden, sangen ein Lied, lasen einen Psalm und endeten ihre Andacht mit dem Gebet:

„Ach, bleib bei uns Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist.

Dein göttlich Wort, das wahre Licht,
Laß ja bei uns erlöschen nicht.
In dieser jetzt betrübten Zeit
Verleih' uns Glaubens Beständigkeit,
Daß wir Dein Wort und Sakrament
Rein halten bis an unser End!"

Die Erwachsenen erklärten die Andachten als Wunder Gottes oder des Teufels Werk. Später verlor dieser Brauch seinen ursprünglichen Charakter und nahm hin und wieder einen tumultarischen Verlauf an. Deshalb wurde das „Kinderbeten" verboten. Verständige Eltern vereinigten kleine Kindergruppen zu gemeinsamer häuslicher Andacht. Dadurch verlor sich der krankhafte Beteifer der Kinder von selbst.

Der Friede zwischen den beiden großen deutschen Religionsparteien wurde durch König Friedrich den Großen hergestellt. (1740—1786). Bald nach dem Einmarsche in Schlesien (1740) begaben sich die Vertreter einiger evangelischer Kirchengemeinden in des Königs Hauptquartier nach Rauschwitz bei Glogau, denn sie erhofften von ihm die sofortige Zurückerstattung sämtlicher früheren Kirchen und Güter. Diese Bitte konnte er nicht erfüllen. Doch sicherte er ihnen gleiche Rechte mit den Katholiken zu. Sie erhielten die Erlaubnis zur Anstellung von Predigern und zum Bau von Kirchen. Doch durften die Gotteshäuser weder mit Turm noch Glocken versehen werden und erhielten den Namen „Bethäuser." Kirchhof und Glocken der alten Kirche blieben gemeinsames Eigentum beider Religionsparteien. Da es in Schlesien an Kandidaten der ev. Theologie mangelte, überwies Friedrich der Große der neuen Provinz 12 junge Geistliche. Diese wurden durch das Los den um einen Prediger bittenden Gemeinden überwiesen. Das Volk nannte sie die „zwölf schlesischen Apostel". Beuthen erhielt den Prediger Kunowsky, Neustädtel den Prediger Grenzel. Beide hielten am Sonntag Septuagesimae den ersten Gottes-

dienst in ihren Gemeinden. Ihre Anstellungsurkunden hatten folgenden Wortlaut: „Auf Sr. Königlichen Majestät in Preußen allergnädigsten Befehl soll Kunowsky (Grenzel) zu Beuthen (Neustädtel) und in den herumliegenden Dörfern in großen Sälen oder Gemächern den Gottesdienst halten und alle actus ministeriales verrichten, übrigens aber den Katholischen keinen Eingriff tun, wonach ein jeder, wes Standes er sei, sich zu richten. Gegeben im Hauptquartier Rauschwitz.“ Jede der beiden Gemeinden begann sofort mit dem Bau je eines „Bethauses“, das Beuthener erhielt am 27. Nov. 1746, das Neustädtler am 10. Mai 1744 die Weihe.

Seit der Regelung der kirchlichen Verhältnisse durch Friedrich den Großen leben die Anhänger beider Religionsparteien friedfertig nebeneinander und achten das Bekenntnis der Gegenseite.

Schiller, Beuthen.

Bilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.



Der Winterkönig in Beuthen.

Am 23. Mai 1618 begaben sich böhmische Edelleute in das Prager Schloß, um mit der österreichischen Verwaltung wegen der Sperre eines protestantischen Kirchenbaues zu verhandeln. Nach leidenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Partei des Thronfolgers, Erzherzogs Ferdinand, kam es zu Tätlichkeiten. Das aufgeregte Volk stürmte die Hofburg, jagte die kaiserlichen Räte Martinitz und Slavata aus einem Zimmer in das andere und warf sie endlich zum Fenster hinaus. Diese Tat war der Funke, der den Brand des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) entzündete.

Bald darauf wurde Ferdinand König von Böhmen. (1619—1637). Tschechien, Schlesien, Mähren und die Lausitz versagten ihm den Gehorsam und riefen den protestantischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige aus.

Dieser leichtlebige Rheinländer besaß wohl die Eigenschaft, mit einer Krone zu glänzen, nicht aber die Fähigkeit, sie zu verteidigen. Als nun seine Truppen am 8. November 1620 am „Weißen Berge bei Prag“ geschlagen worden waren, dachte er nicht an die Organisation eines Widerstandes, sondern ergriff schon den Tag darauf mit seiner Familie die Flucht.

In Breslau trennten sich die Ehegatten, denn die Königin, eine englische Königstochter, mußte wegen ihres Gesundheitszustandes so schnell wie möglich in Sicherheit gebracht werden. Die Reise gestaltete sich äußerst schwierig. Die Wagen kamen sehr langsam vorwärts; denn die zahlreichen Niederschläge der Herbstmonate hatten die Wege in Sumpfstrecken verwandelt. Am 28. Nov. setzte ein scharfer Frost ein. Dann kam der erste Schnee. Ein furchtbarer Sturm tobte. Der fegte den Schnee von den Feldern und trieb ihn zu hohen Windwehen zusammen. Weder Reisepelze noch Hofwagen vermochten die Flüchtlinge gegen Frost, Wind und Schneetreiben zu schützen. Die Fürstin war ganz erstarrt, als sie am 30. November in Beuthen eintraf. Die geheitzten Zimmer, die man ihr im Schlosse anwies, taten ihr sehr wohl. Sie erholte sich sichtlich von den Strapazen der weiten Reise und hätte gern hier noch einige Tage verweilt, wenn ihr Zustand sie nicht weitergetrieben hätte. Trotz des schlechten Wetters trat sie am nächsten Morgen mit ihrem noch nicht einjährigen Söhnchen Ruprecht, dem Hofarzt Rumpf, mehreren deutschen und englischen Hofdamen und dem Kammerherrn, Burggrafen Christoph zu Dohna, die Weiterreise über Grünberg nach Küstrin an. Dort nahm sie Aufenthalt, um ihren Gemahl zu erwarten.

Dieser hielt sich noch immer in Breslau auf. Nachdem ihn die schlesischen Stände mit 60 000 Gulden Reisegeld ausgestattet hatten, setzte er die Flucht fort. Am ersten Weihnachtsfeiertage traf er in Glogau ein und übernachtete im Hause des Dr. Wilpert am Ringe. Da die Stadt über keine Barmittel verfügte, überließ sie ihm das Silberwerk aus der Sakristei der evangelischen Pfarrkirche.

Am 2. Feiertage erreichte der Winterkönig mit reichem Gefolge und 300 Reitern die Stadt Beuthen. Die Soldaten bezogen Bürgerquartiere. Der Fürst stieg mit seinen Begleitern im Schlosse ab. Die Sorge um die Beköstigung des Hofstaates hatte ihm der Freiherr Johannes von Schönaich abgenommen. Der Rote Saal war beim Eintreffen der Flüchtlinge gut geheizt und mit Tannengrün geschmückt. Die Küche bot, was Wald, Stall und Fluß nur herzugeben vermochten. Der freiherrliche Weinkeller spendete „Beuthener Rebenblut" von einer Güte, die den verwöhnten Gaumen des Pfälzers befriedigte und das gedrückte Gemüt erheiterte. Ein wohltuender Hauch durchzog den Saal. Weinachtsstimmung umfing die Flüchtlinge. Alle Not und Sorge der vergangenen Tage schienen verflüchtet. Spät erst wurden die Schlafzimmer aufgesucht. Und der Schlaf trat bald an die Betten und entführte die geängstigsten Gemüter in das Reich der angenehmen Weihnachtsträume.

Rauh pfiff der Wind um das Schloß, als der Morgen des 3. Weihnachtsfeiertages trüb in die Zimmer der Flüchtlinge hineinschaute. Dicke Eisblumen bedeckten die Fensterscheiben. Eisnadeln tanzten in der Luft.

Troßknechte stampften verdrossen durch den tiefen Schnee. Die Wachen gingen langsam auf und ab. Ein Reiter meldete die Ankunft der vornehmen Böhmen, die ihr Vaterland verlassen hatten, um dem von ihnen gewählten Winterkönige zu folgen.

Friedrich nahm das Frühstück ein und beriet mit dem Fürsten Christian von Anhalt, den Grafen

von Holberg und Solms und den böhmischen Baronen Michaloweck und Hodigowa, ob die Weiterreise auf dem verkehrsreichen Handelswege über Grünberg erfolgen sollten, oder ob lieber der wenig benützte Heideweg über Züllichau zu wählen sei. Die zweite Linie erhielt den Vorzug.

In Carolath wurde die Reise kurz unterbrochen. Freiherr Johannes von Schönaich lud die Flüchtlinge zu einem Frühstück ein und versah sie mit Lebensmitteln. Dann ging es in mäßigem Tempo durch Wald und Heide über Züllichau nach Küstrin. Dort erreichte der Winterkönig seine Gattin. Nach kurzem Aufenthalte reisten die fürstlichen Flüchtlinge mit ihrem neugeborenen Kindlein über Holland nach England. Die Pfalz wurde vom Kaiser eingezogen und dem Kurfürsten von Bayern verliehen.

Nach der Abreise des Winterkönigs war die äußere Seite der Beuthener Schlafstubentür mit folgenden Kreidebuchstaben bemalt: H E W G
G W E H
H E W G

Findige Leute gaben der Inschrift folgende Deutung:

Hilf ewiger, wahrer Gott!
Gott wird Euch helfen.
Habt ein wenig Geduld!

Die Tür wurde in die Rüstkammer des Carolather Schlosses gebracht und dort aufbewahrt.

Schiller, Beuthen.

Der Kosakenzug durch Beuthen an der Oder.

An einem trüben Novembertage des Jahres 1622 saßen die Beuthener Ratsherrn an dem langen Sitzungstische des Rathaussaales. Das Gesicht des Bürgermeisters Aschenbörner war von dunkler Röte übergossen. Seine stahlblauen Augen funkelten.

„Kosaken sind im Anzuge!" begann er mit gedämpfter Stimme. „Sie sollen im Glogauischen ein kalvinisches Nest ausräuchern und die Beuthener Schule stürmen."

Die Ratsherrn erblaßten, Totenstille erfüllte den Saal.

„Seid Ihr dessen gewiß, daß die Nachricht nicht leeres Geschwätz bedeutet?" fragte Ratsherr Serner.

„Hieronymus von Nostitz auf Mellendorf und ein adliger Herr aus Endersdorf bei Reichenbach sandten geheime Botschaft."

„Wer hetzte die Barbaren gegen unsere Mauern?"

„Burggraf Hannibal zu Dohna auf Polnisch Wartenberg, der Oberbefehlshaber der schlesischen Truppen, wies ihnen den Weg!"

„Der Oberst der Dragoner?"

„Wie kommt der zu Kosaken?"

„Vor reichlich zwei Jahren nahm Kaiser Ferdinand 4000 Kosaken in seinen Dienst. Die sollten die Stände verschiedener deutscher Länder unter seinen Willen zwingen. Mitten im Winter wurde das Mordbrennerheer auf das kleine Land der protestantischen Mähren gehetzt, bis es vollständig ausgeplündert und ausgebrannt war. Als den gepeinigten Menschen nichts mehr übrig geblieben war als das nackte Leben, rafften sie sich end-

lich auf zu einer mannhaften Tat. 500 Kosaken verloren auf blutiger Walstatt Pferd und Leben. Die übrigen jagten in wilder Flucht bis über die Donau. Dort empfing sie Kaiser Ferdinand mit lobendem Wort."

„Das tat der Kaiser?"

„Ja, das brachte er fertig! Aber mit der Vernichtung der Mähren war das gesteckte Ziel noch nicht erreicht. Deshalb setzte er sich an die Spitze dieser Horde, führte sie bis in die Gegend von Wien und ließ neue Scharen aus Rußland herbeiführen, bis das Heer auf 12 000 Mann herangewachsen war. In die Hände dieser Barbaren legte er nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag (1620) die Züchtigung der böhmischen Untertanen. Wie ein wildes Tier fiel das fremde Volk über Tschechiens Städte und blühende Gefilde. Blutige Hofstätten, brennende Häuser und zu Tode gequälte Menschen bezeichneten den Weg, den die Mordbrenner gezogen waren. Zur Wüste wurde das platte Land; die Städte bildeten rauchende Trümmerhaufen."

„Eine Todsünde ist ein solches Vorgehen gegen ein blühendes Kulturland!"

„Als das Werk der Menschenvernichtung in Mähren, Oesterreich und Böhmen vollbracht war, sollten die Kosaken auf dem kürzesten Wege über Mähren und Polen nach Rußland abgeschoben werden."

„Und warum geschah das nicht?"

„Burggraf Hannibal zu Dohna wollte ein kalvinisches Nest ausräuchern."

„Welcher Ort ist damit gemeint?"

„Beuthen an der Oder."

„Wie kommt der Graf zu dieser Bezeichnung?"

„An dem Beuthener akademischen Gymnasium ist ein reformierter Professor angestellt, und deshalb gilt die Stadt als kalvinisch gesinnt."

„Beuthen soll ausgeräuchert und seine berühmte Schule vernichtet werden. Deshalb hintertrieb der Burggraf den rechtzeitigen Abmarsch der Kosaken und hetzte

sie auf Schmiedebergs Fluren und die Graf Schaffgotschen Güter im Riesengebirge. Hirschbergs feste Mauern bewahrten 20000 Menschen vor Not und Tod. Aus dem Weichbilde der Stadt Löwenberg trieb sie der Ritter Heinrich von Reichenbach. Augenblicklich sollen sie auf dem Marsche von Haynau nach Neustädtel sein. Schon in den nächsten Tagen dürften sie unsere Stadtmauern berennen."

„Die Hunde sollen kommen!"

„Gnade unserer Stadt! 12000 Bestien sind wir nicht gewachsen."

„Die Befestigung der Stadt ist gut. Wenn jeder von Euch seine Pflicht und Schuldigkeit tut, kann die Stadt durchhalten. — Damit schließe ich die dringende Sitzung. Eile jeder von Euch in die Stadt, mache seinen Bezirk auf die drohende Gefahr aufmerksam. Bald nach dem Mittagessen treten alle Rotten zum Fechten und Schießen an."

Die Kunde von dem Anmarsche der Kosaken flog mit Sturmeseile von Haus zu Haus. Ein Starrkrampf lähmte für einige Augenblicke das Leben der Stadt, als die Bewohner erfuhren, welche entsetzlichen Menschen sich ihren Mauern näherten. Dann ging es an die Arbeit. Kostbarkeiten und Geld, Kleider und Hausgeräte wurden versteckt, in Keller vermauert, in den Weinbergen vergraben, in Feld und Wald verborgen oder unter einsamen Findlingen in die Erde eingewühlt. Wäsche und Leinenzeug wanderten zwischen die Sparren und das Stroh der Dächer. Einzelne Familien verließen eiligst die Stadt und bauten sich Reisighütten im dichten Busch der rechten Oderseite. Schwerkranke brachte man in die Keller des Schlosses.

Am 21. November 1622 nahte ein Reitergeschwader der Stadt. Die Wachen alarmierten. Die Bürger eilten mit Spieß und Muskete auf die Wälle. Graf Dohna forderte mit einem Fähnlein Dragoner im Namen des Kaisers die Oeffnung der Tore. Die Bürger schäumten

vor Wut über diesen frechen Ueberfall; denn die Dragoner waren fast ebenso gefürchtet wie die Kosaken. Sie mußten aber in die Stadt gelassen werden. Burggraf Dohna belegte für sich 3 Lehrsäle des akademischen Gymnasiums. Die Pack- und Troßknechte wurden im Erdgeschoß untergebracht. Am Abend des 26. Novembers langten die übrigen Schwadronen des Regiments an. Sie besetzten sofort die Brücke und die Stadttore und ließen niemand ohne Paß ein noch aus. Das Sprottauer (Würbitzer) Tor wurde mit Erde und alten Tonnen ausgefüllt und durch eine Feldschanze gesichert.

Dann verließ Burggraf Dohna mit zwei Feldgeschützen die Stadt, um den Kosaken bis in die Gegend von Haynau entgegen zu reiten. Trotzdem tat er nichts zum Schutze der Orte, durch welche der Zug der wilden Horden ging. Die Kosaken streiften weit ins Land hinein, führten Pferde und Rinder, Knaben und Mädchen mit sich fort, plünderten die Häuser und verübten zuletzt in der Zeit vom 1. — 5. Dezember in dem benachbarten Neustädtel und in den umliegenden Dörfern nach ihrem Gefallen Quälereien, Räubereien und Grausamkeiten aller Art.

Am Abend des 1. Dezember trafen die ersten Neustädteler Flüchtlinge in Beuthen ein. Sie hatten Hof und Haus verlassen, um den Gewaltätigkeiten der Barbaren zu entgehen. Die wildesten Gerüchte rollten von Lippe zu Lippe. Bürgermeister und Ratsherrn sprachen den verzweifelten Mitbürgern Mut nnd Trost zu. Tage der furchtbarsten Spannung folgten.

Am Nachmittage des 6. Dezembers flammten die Würbitzer und Beitscher Gehöfte auf. Fremdartige Reitergestalten sprengten die Beitscher Höhen herab. Gestohlene Frauenmützen saßen schief auf den Köpfen einzelner Steppensöhne. Die verschiedensten Arten von entwendeten Kleidungsstücken und schwere Leinwandballen hingen ungeordnet auf dem Rücken oder lagen zerknüllt auf den Armen und vor dem Sattel der Räuber. — Entführte

Frauen, Mädchen und Knaben mußten im Trab neben den struppigen Pferden der Reiter einherrennen. — Ganze Schwärme von wilden Gestalten folgten ohne Ordnung und Zucht. Pferdegewieher und wildes Wutgeheul erfüllte die Luft, als sie Beuthen erblickten. Dann stiegen die Reiter von den Pferden und trieben die Tiere in die schnell gebildeten Wagenburgen, bis alle 10 000 Steppensöhne vor den Toren der Stadt versammelt waren.

In der Dunkelstunde drangen die Kosaken durch das Glogauer Tor in die Stadt ein, zerschlugen die Haustüren, erbrachen die Schlösser, öffneten die Truhen, hieben die Gewölbe ein, trieben das Vieh aus den Ställen, raubten, plünderten, mordeten. Was ihnen wertlos erschien, wurde vernichtet. Wer ihnen entgegentrat oder vermutete Verstecke nicht angeben konnte, erhielt Peitschenschläge bis er ohnmächtig oder tot zusammenbrach. Das Krachen der aufspringenden Türen und Schlösser, die Angstrufe gequälter Männer und Frauen und das Fluchen und Schreien der tierischen Raubgesellen drang bis in die geheimsten Verstecke verborgener Frauen und Kinder, steigerte ihre Furcht zu wahnsinnigem Schmerze und die glühenden Gebete zu ringenden Kämpfen mit Gott um des Himmels Hilfe.

Wehe dem Verzweifelten, der die Stadtmauern verließ, um in den Gaykwald zu flüchten! Ihm folgte der Kosak mit dem riesigen Spürhunde in den verschwiegensten Winkel des Busches und marterte ihn langsam zu Tode.

Die aufgehende Morgensonne entdeckte auf Beuthens Straßen und Weichbilde ein so furchtbares Bild menschlichen Jammers, daß sie sich entsetzt hinter eine graue Wolkenwand verkroch und den ganzen Tag nicht mehr zum Vorschein kam. In allen Häusern und Höfen, auf Straßen und Feldern lagen die Leichen erschlagener Bürger. Jammervoll Verstümmelten blickte der helle Wahnsinn aus den Augen. Gemarterte rangen schrecklich mit dem Tode. Gesunde sanken bewußtlos zu Boden

oder verschieden ganz plötzlich an den Folgen der durchlebten Schreckensnacht.

Die meisten Häuser waren beschädigt. Fenster und Türen hingen schief in den Angeln oder lagen zertreten im Schmutze der Straße. Die Schränke und Truhen standen offen, der wertvolle Inhalt war verschwunden. Zurückgelassene Sachen lagen verschmutzt oder zerrissen auf dem Fußboden.

Das Elend der Beuthener Bürger schrie zum Himmel. Fürst Radziwill, ein deutscher Geleitsmann der Kosaken, betrachtete mit blutendem Herzen den Greuel der Verwüstung und erinnerte den Burggrafen Dohna mit größter Entschiedenheit an den Befehl des Erzbischhofs von Breslau, den Bogen nicht zu überspannen.

Da nahm sich der Peiniger Beuthens der Ueberlebenden an. Seine Dragoner mußten aufsitzen, in Schlachtordnung antreten und die Mündungen der Kanonenrohre gegen das Lager der Kosaken richten. Die Maßnahme wirkte. Die Barbaren bestiegen die Pferde und formierten sich zu losen Truppenkörpern. Dann rückte Fähnlein für Fähnlein einzeln in die Stadt hinein. Die Tore wurden hinter jeder Schwadron geschlossen und die Gepäckwagen und Satteltaschen geöffnet. Jeder entdeckte Raub aus der Stadt Beuthen mußte unverzüglich dem Besitzer zurückerstattet werden, dann durfte das Fähnlein weiter ziehen. Mit einem furchtbaren Fluche auf den Lippen und einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung ritten die Barbaren über die Oderbrücke.

Von Beuthen zogen die Kosaken durch Bielawe und Grochwitz nach Schlawa. Dort hausten sie 14 Tage lang in der von ihnen geübten barbarischen Zügellosigkeit. Am 20. Dezember 1622 erhielten sie von den kaiserlichen Räten den rückständigen Sold. Damit waren sie aus dem Wiener Dienste entlassen. Beuteschwer und sklavenreich verließen sie das deutsche Reich, um durch Polen in die russische Heimat zurückzukehren.

Den ganzen Jammer der entsetzlichen Beuthener Kosakennacht faßt eine alte Inschrift, die bald nach dem Abzuge der Kosaken als Schlußstein eines Renaissanceportals an der Marktseite der heutigen Apotheke angebracht, später zerstört, aber 1925 durch Apotheker Berndt wieder an die Vorderseite des Hauses eingelassen wurde, in die wenigen, inhaltsschweren Worte zusammen:

„Der Kossagen vorüberzug
verübt hier ein groß Unfug
es litten ihr viel Trübsal hart
gleich als das Haus erbauet ward."

Schiller, Beuthen.

Die steinerne Kanonenkugel an der Heiligen-Geist-Kirche zu Freystadt.

Wenn man vor 50 und mehr Jahren die Straßen Freystadts durchwanderte, erblickte man hier und da in den Mauern der Häuser steinerne Kugeln, deren Anzahl leider nach und nach kleiner geworden ist. — Heute ist nur noch eine derselben vorhanden, und zwar finden wir diese in der Vorderwand der Kirche zum „Heiligen Geist" auf der Breiten Straße. Um die Aufmerksamkeit auf diese Kugel zu lenken, wollen wir erzählen, was es mit derselben für eine Bewandtnis hat.

Nicht immer ist es in unserem lieben Freystadt so friedlich zugegangen wie in unseren Tagen. Gar oft erfüllte in den vergangenen Jahrhunderten der Lärm durchziehender oder gar plündernder Soldaten die Straßen der Stadt, und so mancher Kampf um den Besitz des Schlosses, das mit seinen starken Mauern und breiten Gräben ein gar festes Bollwerk war, tobte auf Freystadts Gassen und Plätzen und erfüllte die Bewohner mit Schrecken. Besonders schlimm ist es unserm Städtchen ergangen in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Freund

und Feind plünderten die Stadt und erpreßten von den Bürgern derselben auch den letzten Taler und das letzte Stück Vieh. Umsonst hatte man im Frühjahr 1634 dem Kaiser Ferdinand II. gehuldigt; zum Dank dafür mußte die Stadt bis zum 1. Juni das Hardeckische Regiment ins Quartier nehmen. Groß war daher die Freude, als am genannten Tage endlich die Kaiserlichen abzogen. — Aber lange sollte die Freude nicht dauern. Am 11. Juni mittags verkündete der Schloßwächter durch kurze Hornstöße die Annäherung feindlicher Truppen. Es war ein schwedischer General-Major, der mit einer starken Abteilung Fußvolk Einlaß begehrte. Da die Schweden auch Kanonen mit sich führten, entschloß sich der Rat der Stadt, keinen Widerstand zu leisten, sondern die Tore zu öffnen. Die Schweden zogen ein und besetzten sofort das Schloß. Es gefiel ihnen bei uns. Am nächsten Tage verlangten sie von den Bürgern Brot und Fleisch, und da ihnen das nicht geliefert werden konnte, weil die abgezogenen Kaiserlichen damit gründlich aufgeräumt hatten, plünderten sie die umliegenden Dörfer. Da nahte Hilfe. — Am Morgen des 13. Juni kamen 800 kaiserliche Dragoner an. Sie zogen sofort zum Schlosse und verlangten die Uebergabe desselben. Aber die Schweden hatten das Schloß in Verteidigungszustand gesetzt und verweigerten die Räumung. So kam es zum Kampfe. Die Kaiserlichen versuchten die Mauern zu ersteigen, — es war vergeblich. Groß war der Widerstand der Schweden. Sie schossen mit ihren Kanonen steinerne Kugeln auf die Belagerer, wodurch viele derselben schwer verletzt oder getötet wurden. Leider aber trafen viele dieser Kugeln auch die Häuser der Stadt und richteten hier arge Verwüstungen an. Besonders die Umgebung der Pfarrkirche und viele Häuser am Saganer Tore hatten schwer zu leiden. Der Kampf dauerte bis zum Abend. Da verkündeten Hornrufe im Schloß die Einstellung des Kampfes. Die Zugbrücke senkte sich, und ein schwedischer Offizier bot die Uebergabe des Schlosses an unter der Bedingung des

freien Abzuges für die Besatzung derselben. Der wurde ihnen gewährt. — Am 12. Juni frühmorgens zogen die Schweden ab, und die Kaiserlichen nahmen das Schloß in Besitz. Aber erst am 2. August fand die Last der Einquartierung für die Freystädter ein Ende, als die Kaiserlichen sich zum Abzug bequemten. — Alles atmete wieder auf. Die Bürger aber besserten ihre beschädigten Häuser wieder aus und mauerten zum bleibenden Andenken an diesen Schreckenstag die steinernen Kanonenkugeln in ihre Häuser ein. So ist denn die Kugel in der Heiligen-Geist-Kirche der letzte steinerne Zeuge dieses Kampfes. — Hoffentlich erleidet sie nicht sobald das Schicksal der andern, sondern bleibt noch späteren Geschlechtern erhalten als ein Denkmal aus Freystadts Vergangenheit.

Kantor Bauer-Freystadt.

Die Schlacht bei Beuthen.

Im August 1642 kämpfte das schwedische Heer im Herzen von Oesterreich. Seine schlesischen Stützpunkte waren von Truppen fast entblößt, Beuthen hatte eine sehr schwache Besatzung. In Glogau lag der „Tolle Wrangel“ mit 3000 Mann. Diesem wollten die Kaiserlichen die Festung entwinden. Sie sammelten ein Heer von 18000 Mann Fußvolk und 14000 Reitern und umstellten die Stadt von allen Seiten. Der Tolle Wrangel kämpfte wie ein wütender Löwe. Und als ihm eines Tages 400 Mann Verstärkung zugeführt wurden, machte er einen Ausfall und rieb dabei zwei feindliche Regimenter vollständig auf.

Zu Wrangels Entsatze eilten die schwedischen Generale Torstenson und Stahlhansch mit 18000 Mann aus Oesterreich herbei. Unterwegs schlossen sich ihnen noch zwei schwedische Heerführer mit 30 Fahnen Fußvolk und 2500 Reitern an. Dieses Heer konnte den

Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm und dem General Piccolomini getrost die Stirne bieten. Es bezog ein festes Lager bei Beuthen und wollte von hier aus nach Glogau marschieren, um die Feinde zu umklammern und sie im Bunde mit der Wrangelschen Besatzungstruppe vollständig aufzureiben.

Erzherzog Leopold Wilhelm durchschaute rechtzeitig den Plan der Schweden. Er beschloß deshalb, die Schlacht vor die Mauern der Stadt Beuthen zu tragen. Als der Morgen des 10. Septembers graute, war alles zum Empfange der Schweden bereit. Das kaiserliche Fußvolk stand kampfbereit zwischen Doberwitz und Nenkersdorf. Der rechte Flügel lehnte sich an die Rehgruben, den linken deckte die Reiterei. Den Vortrupp führte der General Piccolomini. Er bestand aus Ungarn, Kroaten und einigen Regimentern deutscher Reiterei. Zwischen Nenkersdorf und Bösau platzten die feindlichen Reitergeschwader aufeinander. Ein wilder Kampf entbrannte. Die eisenbeschlagenen Lanzenschäfte der Kaiserlichen zersplitterten in tausend Fetzen. Pferdeschädel und Menschenarme knackten wie brechende Holzscheite, und Hunderte von Reitern wurden wie Puppen aus den Sätteln gehoben und von strampelnden Hufen rasender Rosse zermalmt. Da ergriffen die Kaiserlichen die Flucht. Doch plötzlich brauste Piccolomini aus dem Hinterhalte den Verfolgern in die Flanke. Bald sausten die schnellen Reiterklingen von vorn und von hinten in die zusammengedrängten Schweden hinein. Und nur wenige von ihnen erreichten die schützende Feldschanze, gefolgt von den tollkühnen Verfolgern. Da stürmte der General Stahlhansch mit den leichten Feldgeschützen den Judenberg hinauf, ließ aus vollen Mäulern in die herangaloppierenden Feinde hineinspeien und sprengte die Reiter auseinander.

Bald darauf tauchte die erste Welle feindlichen Fußvolkes auf. Regiment auf Regiment stürmte in atemloser Hast gegen die Feldschanzen der Schweden vor.

Diese parierten gelassen den wilden Sturmangriff der überlegenen Feinde und hielten wie eine Mauer stand. Ein mörderischer Kampf entspann sich um die ganze Stadt herum. Was die Kugeln nicht niederwarfen, das schlugen die Hellebarden in Grund und Boden. Im dichtesten Gewehrfeuer schritt Stahlhansch von Schanze zu Schanze und feuerte mit derbem Witz und lustigem Lachen seine Leute zu immer wilderem Kampfe an. Die Angriffswut der Kaiserlichen steigerte sich zur Raserei. Die Verteidiger vergaßen das Laden der Musketen (Gewehre) und griffen nach den Spießen. Bald wurden auch diese als wertlose Waffen zu Boden geworfen. Mann focht gegen Mann. Messer und Faust beherrschten das Schlachtfeld. Die Tätigkeit der Gehirne setzte aus. Mechanisch nur arbeitete Leib und Wille. Front an Front schmolz in scheußlicher Zerfleischung dahin. Die Feldschanzen füllten sich mit toten Menschenleibern. Das Blut floß in Strömen. Neue Haufen kamen von beiden Seiten herangestürmt und verschwanden im Kampfgewühle. Wie sehr sich auch Regiment gegen Regiment stemmte, so gelang es doch keiner Partei, auch nur einen Zoll breit Boden zu gewinnen. Und trotzdem tobte die Schlacht noch weiter, bis eine dichte Finsternis das Kampfgelände bedeckte und dem Ringen ein Ende machte.

Trotz des unentschiedenen Kampfes zogen die Schweden die Besatzung aus den Schanzen bis hinter die Wälle der Stadt zurück. Das Hauptheer durchwatete in der Nacht eine Furt und stellte sich auf dem rechten Oderufer in Schlachtordnung auf. Die Kaiserlichen hüteten sich, ihnen zu folgen, suchten sie vielmehr auf das linke Flußufer zu locken, um die abgebrochene Schlacht fortzusetzen und eine Entscheidung herbeizuführen. Doch die Schweden nahmen den Kampf nicht auf. Sie setzten ihre Truppen in Marschordnung und zogen ab. Bei Glogau machten sie Halt und warfen neue Verstärkungen in die Stadt hinein. Daraufhin gaben die Kaiserlichen die Belagerung der Festung auf und traten den Rückzug an.

Die Schweden aber verlegten ihr Hauptquartier von Beuthen nach Glogau. Im August 1650 verließen die letzten Besatzungstruppen die Stadt, um nach Schweden zurückzuziehen. Eine Schwedenkugel wurde später in den Turm der kathol. Kirche in Beuthen eingemauert.

Schiller, Beuthen.

Karl XII. von Schweden in Freystadt.

Als Karl XII. auf seinem siegreichen Heereszuge von Polen aus durch Schlesien nach Sachsen begriffen war, wo später die Altranstädter Konvention zustande kam, traf er auch in Freystadt ein. Nach einer Erzählung des schlesischen Gerichtsschreibers Worbs wurde er an der Spitze seiner Truppen im Walde bei Lessen von vielen Bewohnern, die sich in ihrer Religionsübung bedrängt fühlten, mit lautem Jubelgeschrei empfangen. Der König hielt lange und sprach mit jedem. Unter der Menge war auch ein Bürger aus Freystadt, ein simpler Mann, der ihm mannigfache Beschwerden vortrug. Mehrere Tage nachher, als sich der Monarch in Freystadt befand, wo er in einem Hause am Markte wohnte, und sich zum erstenmal öffentlich zeigte, hatte sich eine Menge adliger und geistlicher Personen von beiderlei Konfession vor seinem Hause glückwünschend versammelt. Es befand sich auch der Pater Superior der Jesuiten darunter. Karl zeigte sich sehr herablassend und gnädig gegen alle, ohne mit irgend jemandem besonders zu sprechen. Erst als er zu Pferde stieg, wandelte sich sein Gesicht und feierlich-ernst blickte er auf die versammelten Menschen.

„Welches sind die vornehmsten Geistlichen unter Euch?“ fragte er.

Baron von R—z und der Erzpriester von Freystadt traten hinzu und nannten ihre Namen.

Karl fuhr fort: „Man hat einem ehrlichen Bürgersmann (er nannte den Namen des Bürgers, der ihm im Walde seine Beschwerden vorgetragen hatte) seine

Kinder genommen, um sie katholisch zu erziehen; seinem sterbenden Weibe hat man die Berichtung durch den evangelischen Geistlichen versagt und den von ihr hinterlassenen Acker zum Besten der Kirche verkauft; aber ich verlange, daß diesen Beschwerden und allen, die ihnen ähnlich sind, binnen 24 Stunden abgeholfen seien, oder ihr Herren (den Geistlichen mit dem Finger drohend) ich statuiere ein Beispiel des Schreckens für andere und ihr betretet denselben Weg, den 7 meiner Reiter heute früh geführt wurden."

Man hatte an demselben Morgen 7 schwedische Deserteure an den Freystädter Galgen gehangen.

Nach dieser Rede ritt der König fort, und nun trat einer seiner Leute vor und lud die Geistlichen und die Edlen der Stadt zur Mittagstafel, an der wahrscheinlich eine sehr ernste Stimmung geherrscht hatte.

Durch die Altranstädter Konvention erhielt auch Freystadt die Erlaubnis zur Erbauung einer protestantischen Kirche.

Der Heimatbote, Glogau.

Unsere Heimat unter preußischer Herrschaft.



Des Großen Königs Feldlager bei Beuthen a. d. Oder.

An der Freystädter Kunststraße erhebt sich zwischen Beuthen und der Neumühle ein einfacher Gedenkstein. Dieser führt in dem Volksmunde den Namen „Der Alte Fritz" und erinnert an ein Feldlager Friedrichs des Großen in schwerer Zeit. Ueber die Begebenheit erzählt uns die Geschichte folgendes:

Im Frühjahre 1759 befand sich Friedrich der

Große (1740—1786) in einer wenig beneidenswerten Lage. Seine Feinde die Oesterreicher, die Sachsen, die deutschen Bundesstaaten, die Franzosen, Schweden, Russen und Polen verfügten über 350 000 gut ausgebildete Kerntruppen. Friedrichs des Großen Heer war fast vollständig abgekämpft. Die tüchtigsten Offiziere deckte der grüne Rasen. Seine besten Krieger lagen stumm auf den Schlachtfeldern zwischen Frankreich und Rußland. Das kleine Preußen vermochte nur wenig Ersatz zu schaffen. Und die aus aller Herren Länder zusammengewürfelte Mannschaft war weder kampfgeübt noch zuverlässig. Deshalb gelang die Vereinigung russischer und österreichischer Truppen in der Nähe von Frankfurt a. d. Oder. Dort wurde ein festes Lager bezogen. Von diesem aus glaubte man, durch eine überraschende Einnahme von Berlin den Siebenjährigen Krieg beenden zu können. Und die Aussichten für eine Eroberung der preußischen Hauptstadt waren ausgezeichnet. Denn Friedrich der Große, der den vereinigten Russen und Oesterreichern den Weg nach Berlin verlegen wollte, wurde am 12. August in der mörderischen Schlacht bei Kunersdorf vollständig besiegt, sein Heer fast aufgerieben und auseinander gesprengt.

In dieser großen Not sollte die Uneinigkeit der siegreichen Heere sein Retter werden. Der russische General Soltikow glaubte für Oesterreich genug geleistet zu haben und nutzte daher den Sieg nicht aus. Die Oesterreicher unter Laudon aber wagten allein den Vormarsch nach Berlin nicht. Diese Untätigkeit der Feinde gab Friedrich dem Großen Zeit und Gelegenheit, das geschlagene Heer zu sammeln und zu ordnen und von allen Seiten Verstärkungen und Festungsgeschütze heranzuziehen.

Als sich bald darauf bei den Russen der Lebensmittelmangel unangenehm bemerkbar machte, beschloß der General Soltikow, sein Heer nach Polen zu führen, wo er gefüllte Militärmagazine vorfand. Der österreichische Kroatengeneral Daun aber verstand es, ihm so zuzusetzen,

daß er sich im letzten Augenblicke zu einem gemeinsamen Zuge gegen die Festung Glogau entschloß.

Die Russen waren nie zartbesaitete Krieger. Die leeren Mägen machten sie zu Heuschreckenschwärmen, die das linke Oderufer von Frankfurt bis Neusalz in eine Wüste verwandelten; denn selbst die Bäume und Weinberge verschwanden vom Erdboden. Die Kosaken, Kalmücken und andere unkultivierte russische Hilfsvölker marterten und mordeten ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes und vernichteten die ausgeraubten Ortschaften durch Feuer und Schwert.

Bei Beuthen wollte Soltikow Brücken schlagen, um einen Teil seines Heeres auf das rechte Oderufer überzusetzen. Die Hügel zwischen Nenkersdorf und Baunau sollten besetzt, alles Land verwüstet, Glogau erobert und zum Winterlager gemacht werden.

Dieser Plan wurde Friedrich dem Großen hinterbracht. Sofort beschloß er, ihn zu vereiteln und Beuthen und Glogau vor dem Untergange zu bewahren. Er zog deshalb in Eilmärschen über Christianstadt und Sagan der Oder zu. Am 23. September traf er in Neustädtel ein, besetzte die Baunauer und Zöbelwitzer Höhen und bezog im Walde zwischen Beuthen und Lessendorf mit 20000 Mann ein festes Lager. Das Königszelt wurde in der Nähe der Neumühle aufgestellt. Die preußischen Generäle Fouqué und Prinz Heinrich von Preußen verschanzten sich auf den Nenkersdorfer Bergen.

Sorglos näherten sich die Russen in zwei Kolonnen der Stadt Beuthen. Als ihre Spitzen in der Nähe der Neumühle die preußischen Lagerzelte entdeckten, zogen sie sich bis zu dem Dorfe Költsch zurück, errichteten aber keine Lagerzelte. Daraus schloß Friedrich, daß man ihn bald anzugreifen beabsichtige. Doch er hatte sich getäuscht. An Stelle von Sturmkolonnen erschienen am nächsten Morgen russische Generäle vor den preußischen Linien, um die erhaltenen Meldungen auf ihre Richtigkeit zu

prüfen. Denn sie konnten es nicht fassen, daß sich Friedrich der Große so schnell von der Kunersdorfer Niederlage erholt haben könnte. Bald darauf schlugen die Russen ein Feldlager bei Költsch auf und verschanzten sich. Eine halbe Stunde von ihnen entfernt, bezogen die Oesterreicher eine feste Stellung. Nunmehr erwartete Friedrich bestimmt den gemeinsamen Angriff der Feinde. Doch diese verhielten sich ruhig. Kein verdächtiger Laut drang zu seinem Feldlager.

Da beschloß er, die Russen in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober lautlos zu überfallen und nach ihrer Ueberwältigung die Oesterreicher zu vernichten. Doch vergeblich suchte er die feindlichen Vorposten. Die Zelte waren abgebrochen, die Russen von der Bildfläche verschwunden. Gefangene Nachzügler erzählten, daß ihr Heer am 24. September Neusalz und Altschau niedergebrannt, Brücken bei Költsch geschlagen, am 28. September den Fluß passiert und bei Carolath feste Lagerstätten bezogen hätte. Vorsichtig folgten die Preußen den feindlichen Spuren. Als sie die Oder erreicht hatten, setzte plötzlich ein heftiges Geschützfeuer ein. Die Preußen suchten Deckung. Das war nicht nötig, denn ihnen galt ja gar nicht die Kanonade, sondern den Brücken, die soeben von den letzten Russen verlassen worden waren.

Die barbarischen Verwüstungen der Russen erbitterten den König sehr. „Gestern", schrieb er an General Fouqué, „haben die Kanaillen zwei Dörfer vor unseren Augen niedergebrannt, ohne daß man es verhindern konnte."

Bald darauf zog er nach Glogau und schlug in Zerbau das Hauptquartier auf. Von hier aus suchte er die Russen, die die Ortschaften Hammer, Schlawa und Linden täglich plünderten, zu schädigen, so gut er konnte.

Die dankbare Nachwelt errichtete dem großen Könige, der die Stadt Beuthen und ihre Umgebung vor Trübsal, Not und Untergang bewahrt hatte, einen Denkstein mit der Inschrift:

„Friedrich der Große biwakierte hier im Siebenjährigen Kriege." Schiller, Beuthen.

Die Franzosen in unserer Heimat.

Der Einmarsch der Franzosen.

Die anhaltenden Regengüsse und das Juni-Hochwasser des Jahres 1804 vernichteten die gesamte Ernte der Provinz Schlesien. Die Folge davon war eine allgemeine Hungersnot, die auch unsere Heimat schwer heimsuchte. König Friedrich Wilhelm III. öffnete die Militärmagazine an der Ostsee und ließ eine stattliche Zahl von Oderkähnen mit Roggen beladen. Doch der Winter trat so zeitig ein, daß die Schiffe Stettin nicht verlassen konnten. Da stieg die Not immer höher und mit ihr die Teuerung. Damals kostete in Beuthen der Scheffel Roggen (80 Pfd.) 12 Taler. Im Frühjahr 1805 traf endlich ein Getreidekahn in Neusalz ein. Die Schiffsladung wurde zum Preise von 3½ Taler für den Zentner an die notleidende Bevölkerung des Kreises Freystadt abgegeben.

Als die Wunden, die die Hungersnot unserer Heimat geschlagen hatte, zu heilen begannen, überzog der französische Kaiser Napoleon I. Preußen mit Krieg.

Am 1. November ordnete das Proviantamt Crossen die Ueberführung aller unterwegs befindlichen Frachtkähne nach Schlesien an. Der Neusalzer Magistrat wurde verpflichtet, für die Sicherstellung der Schiffsladungen zu sorgen. Nur wenige Schiffseigner folgten dem Befehl. Die Mehrzahl verbarg ihre Fahrzeuge in toten Oderarmen oder versenkte sie im Strom.

In aller Eile wurden die Verteidigungswerke der Festung Glogau durch 38 000 Stck. einfache und 7400 Tambourpalisaden verstärkt. Das dazu erforderliche Holz lieferte die Carolather Heide und der Glogauer Stadtforst. 600 Arbeiter hatten mit dem Fällen, 5000

vierspännige Fuhrwerke mit der Abfuhr des Baumaterials zu tun. Ungeheure Mengen von Getreide, Heu und Stroh wurden in den Glogauer Klöstern und Kirchen untergebracht. Die Landbevölkerung lieferte ihre Erzeugnisse zu niedrigen Preisen, da sich Geld und Geldeswert leichter verbergen ließ als Lebensmittel.

Anfang November zog Jerome Bonaparte, der Bruder Napoleon I., eine große Armee bei Crossen zusammen. Diese erhielt den Befehl, Schlesien zu erobern. Schon am 3. November, vormittags 9 Uhr, ritt die erste französische Patrouille, 26 Mann stark, in Beuthen ein. Ihr Anführer forderte eine Kriegssteuer von 600 Dukaten, begnügte sich aber schließlich mit einem Betrage von 800 Reichstalern und einer Taschenuhr.

Unerschwingliche Lasten wurden der Stadt Neusalz auferlegt. Dort betrug der tägliche Verpflegungssatz, der in barem Gelde zu entrichten war, für den Divisionsgeneral 34 Reichstaler, für den Brigadegeneral 20, den Obristen 10, den Eskadronchef 5, den Hauptmann 2 Taler 10 Groschen, den Leutnant 1 Taler 8 Groschen, den Soldaten 12 Silbergroschen. Holz und Licht mußten besonders vergütet werden. Als die Bevölkerung so verarmt war, daß sie mit barem Gelde nicht mehr zahlen konnte, trat an die Stelle des Tafelgeldes die Naturalverpflegung. Diese war aber nicht minder kostspielig; denn ein Oberstleutnant durfte z. B. eine Tafel von 6 Gedecken mit 6 Gängen und 5 Flaschen Wein fordern. Ein französischer Tagesbefehl sicherte jedem Soldaten täglich 1½ Pfund Fleisch, 3 Pfund Brot, Gemüse und eine „Bouteille" zu.

In Neustädtel trafen die ersten Franzosen am 3. November ein. Es war eine Abteilung Chasseurs. Diese entwaffnete die dort garnisonierende Invalidenkompagnie, erpreßte 260 Taler und machte auf Rechnung der Stadt eine Zeche von 60 Talern.

Am 3. Dezember 1806 ergab sich die Festung Glogau. Die Belagerungstruppe verließ die Gegend. Aber die Durchmärsche und Einquartierungen hörten damit nicht

auf; denn unsere Heimat lag ja an der großen Heeresstraße Berlin-Breslau.

Der Friede zu Tilsit (1807) weckte die Hoffnung, daß die Drangsale des Krieges bald ein Ende nehmen würden. Sie ging aber nicht in Erfüllung; denn eine der französischen Armee blieb in der Gegend von Glogau zurück und wurde auf die einzelnen Ortschaften verteilt. Das 76. französische Linienregiment besetzte Neustädtel und seine Umgebung. Alle Ortschaften, die 30 Kilometer von Glogau entfernt waren, gehörten zu dem Rayon der Festung, der stets von einzelnen Militärposten besetzt war. Die Entrichtung der Kriegssteuern dauerte fort, und die Beiträge zu den Festungs-Verpflegungs-Geldern, zu den Sold-Zuschüssen und Tafelgeldern der französischen Offiziere nahmen kein Ende. Schiller, Beuthen.

Die Franzosen 1808 in Niebusch.

Die Drangsale des in den Jahren 1806 und 1807 in unserem Vaterlande wütenden französischen Krieges trafen zwar, so wie das ganze Land, also auch diese Kirchengemeinde, doch haben wir, wofür wir Gott herzlich danken, einen kleinen Streifzug, welcher Langhermsdorf in den ersten Tagen des November 1806 berührte, abgerechnet, hier eher keine Feinde gesehen, als bis sie nach geschlossenem Tilsiter Frieden aus dem Kriege zurückkehrten. Nun blieb zwar ein Teil des 14. französischen Dragoner-Regimentes, wovon der Stab auf dem Schlosse wohnte, beinahe ein ganzes Jahr lang bei uns, nämlich vom 29. August 1807 bis 19. August 1808, und die Erhaltung der Truppen kostete die Gemeinde viel Geld; allein es wurde doch Ordnung gehalten und der Druck so viel als möglich gleichmäßig verteilt, weshalb denn der Name des Kommandierenden, des Obersten Bouvier des Eclats, so wie der meisten Offiziere des Regimentes, nicht anders als in

allem Guten unter uns genannt wird. Der Gottesdienst ward durch die Gegenwart der Fremdlinge nicht gestört.

Niebuscher Kirchenchronik.
Mitgeteilt von Kantor Illig.

Die preußische Städteordnung.

In der Zeit, in der die Franzosen unsere Heimat noch besetzt hielten, bemühte sich König Friedrich Wilhelm III. und sein Minister Stein, die staatliche Verwaltung heilsam umzugestalten. Am 19. November 1808 erschien die preußische Städteordnung. Das war ein Hoffnungsstern in dunkler Nacht; denn sie gab den Städten das Recht der Selbstverwaltung, der Magistrats- und Stadtverordnetenwahlen und damit die Befugnis, die Gemeinde-Angelegenheiten selbst zu ordnen. Ihre Einführung ging in Beuthen ziemlich schnell von statten. Schon am 24. Februar 1809 fand die Stadtverordneten-, am 25. Februar die Magistratswahl statt. Die Einführung der städtischen Körperschaften erfolgte im Juli durch den Regierungsrat Gringmuth aus Glogau.

In Neustädtel wurden die stimmfähigen Bürger am 6. März 1809 zur ersten Stadtverordnetenwahl zusammenberufen, nachdem vorher in beiden Kirchen Gottesdienst stattgefunden und in der Predigt auf die Wichtigkeit des Wahlaktes hingewiesen worden war. Die feierliche Einführung der Bürgerabgeordneten fand am 18. Oktober durch Regierungsrat Gringmuth aus Glogau statt.

Besonders feierlich gestaltete sich in Neusalz die Einführung der Stadtparlamente. Diese erfolgte am 14. September 1809 mit Kirchgang, Festessen und Bürgerball.

In Freystadt fand die Stadtverordnetenwahl am 24. Februar, die Magistratswahl am 6. Mai und die feierliche Einführung der städtischen Körperschaften am 19. Juli 1809 statt.

Schiller, Beuthen.

Der Schatz im Ausgedingehause.

Ein schweres Jahr war für unseren Kreis das Jahr 1812; zog doch in diesem Jahre ein Teil des großen französischen Heeres bei Neusalz a. O. zum Kampfe gegen Rußland über die Oder und wohl kein Dorf des Kreises wurde von Einquartierung verschont. Erst waren es sächsische, dann westfälische Truppen, die gesamte italienische Armee, Bayern, ein Teil der württembergischen Armee, Neapolitaner und endlich Franzosen (Vandammes Armeekorps), welche die bei Neusalz errichtete Schiffsbrücke überschritten. Auch unser Dorf seufzte unter der Last ständiger Einquartierung. Als ein Teil der Vandamme'schen Infanterie als unwillkommene Gäste in unserem Dorfe lagen, war auch das jetzt Tschierschkesche Bauerngut (Nr. 41) nicht von Einquartierung verschont worden. Im Ausgedingestübel lagen zwei Mann, von denen einer mit seinem Quartierwirt Streit bekam. Dieser nahm aber den hitzigen Franzmann und warf ihn zur Abkühlung in das Jaucheloch. Da dringt sein Kamerad auf den Bauern Tauchert mit gezogenem Säbel ein und will ihn über den Kopf schlagen. Der Angegriffene wehrt aber schnell und gewandt den ihm zugedachten Hieb mit einer zur Hand stehenden Melkgelte ab, in die des Franzosen Säbel tief hineindringt. Dem Bauer glückte es noch, seinem Feinde zu entwischen und sich auf dem Heuboden tief im Heu zu verstecken. Seine Feinde eilten ihm nun nach, durchsuchten das ganze Haus und auch den Heuboden, jedoch vergeblich. Obgleich sie mit ihren Säbeln tief in das Heu hineinstachen, blieb der Bauer doch unverletzt.

Als im Jahre 1912 auf dem im Besitz des Urenkels befindlichen Gute Baulichkeiten vorgenommen wurden, fand man im „Stübel“ in der Nähe des Ofens unter der Diele

einen Topf mit einer großen Zahl Silbermünzen: preußische Taler, Dritteltaler, Groschenstücke aus der Zeit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III., polnische Silberstücke und westfälische Silbermünzen mit dem Bildnis Jeromes. Sicher war der Eigentümer dieses wohl zusammengestohlenen und -geplünderten Schatzes einer der Franzosen, die 1812 in dem Raume lagen. Durch welche Umstände der Franzmann gehindert wurde, den Schatz mitzunehmen, ist nicht bekannt. Münzen aus dem Silberschatze werden noch heute in der Tauchert'schen Familie als Andenken aufbewahrt.

Mitgeteilt durch Lehrer Lindner-Seiffersdorf.

Die vergrabene Kriegskasse bei Niebusch.

Als Napeleons Heer sich 1813 auf dem Rückwege befand, kamen auch Teile desselben durch unsere Gegend. Ein Trupp Franzosen lagerte eines Tages in dem Gelände zwischen Rohrwiese, Kunzendorf und Niebusch. Nachdrängende Russen trieben sie zum Aufbruch. Eine schwere, eiserne Truhe, die eine Kriegskasse enthielt, war ihnen auf der Flucht besonders hinderlich. Sie sahen sich deshalb gezwungen, dieselbe zu vergraben, um sie nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen. Unter den flüchtenden Franzosen befand sich auch ein Deutscher, der in den Befreiungskriegen dann als Lützower mitkämpfte. In den Jahren von 1830 bis 1840 kam er fast jedes Jahr nach Niebusch, um die vergrabene Kriegskasse wieder zu finden. Im Schulhause borgte er sich immer Schaufel und Hacke. Doch war seine Arbeit vergeblich, da sich die Oertlichkeit in den fast 20 Jahren stark verändert hatte. Den Platz, an dem die Truhe vergraben war, konnte er nicht mehr finden. Sie ist auch bis heutigen Tages noch nicht gefunden worden.

Lehrer Illig, Niebusch.

Was ein Augenzeuge über den Rückzug der „Großen Armee" durch unsere Heimat berichtet.

Kurz vor Weihnachten 1812 traf der spätere Oberpostrat Schüller, ein Freystädter Pastorsohn, mit der Post in Neustädtel ein. Dort stieß er auf Trümmer der von Rußland zurückflutenden „Großen Armee", die in der Posthalterei übernachteten. Was er an jenem Abend beobachtet und erlebt hat, erzählt er in seinen „Jugenderinnerungen" mit folgenden Worten: „Als ich mich meiner Heimat näherte, erwartete mich ein anderes Schauspiel. Ich kam zum Teil in den Rückzug der französischen Armee hinein. Doch nein, dies ist ein unrichtiger Ausdruck; ich sah Trümmer dieser Armee, die nicht mehr bestand, in der kläglichsten, ja entsetzlichsten Verfassung. Es war schon Abend, als ich mit der Post nach Neustädtel kam. In dem großen Wirtshause (jetzt Hotel „Drei Kronen"), wo sich damals zugleich die Posthalterei befand, war mir der Wirt bekannt (Ratmann und Posthalter Krüger). Ich trat halb erstarrt bei ihm ein und wurde freundlich empfangen. Das Haus wimmelte von Franzosen in dem kläglichsten Aufzuge. Der brave Mann, der mich von Kindheit an kannte, nahm mich bei der Hand und sagte: „Kommen Sie nur ins Stübel zur Mutter und wärmen Sie sich erst aus." Nachdem ich mich bei den guten Leuten etwas erholt hatte, trat der Wirt mit bedeutsamer Miene wieder herein und sagte: „Nun kommen Sie mal mit hinüber. Wollen Sie die Racker, die Franzosen sehen? Jetzt können sie daliegen und mucksen nicht, sonst taten sie nur die Leute schinden!" Ich vermag den eigenartigen Grimm und Hohn nicht wiederzugeben, der in der Stimme des Mannes lag, der sonst gutmütig und bieder war. So tief aber hatte der Haß gegen die Dränger schon gefressen, daß selbst sonst

Wohlgesinnte sich bei deren Fall einer mitleidslosen Schadenfreude hingaben. Wir traten in die große Wirtsstube. Sie war spärlich erleuchtet. Auf den Bänken und auf der Diele lagen, teils in Lumpen gehüllt, jene stolzen Krieger, die ich vor etwa acht Monaten im Siegesglanze hatte nach Rußland ziehen sehen. Auf der Bank, die in Schlesien den großen Kachelofen umgibt, lagen, in Schafspelze gehüllt, wie sie die polnischen Bauern tragen, mehrere französische Generäle, die Glieder erfroren, in ekelerregende Lumpen gewickelt. Die Gesichter dieser Unglücklichen hatten einen schaudererregenden, leichenähnlichen Ausdruck. Obgleich sie jetzt schon fern von dem Schauplatz des Unheils und Grausens waren, so verrieten ihre unsicheren Blicke doch die tief eingewurzelte Scheu des zum Tode mattgehetzten Wildes, das seine Dränger auf seiner Fährte weiß. Man erzählte sich, daß der bloße Name „Kosak" ganze Häuser plötzlich von den eingedrungenen Flüchtlingen geleert habe, so unmöglich es auch war, daß die Feinde sie schon erreicht haben sollten. Ich kann nicht sagen, daß mich der Anblick sehr erschüttert hätte. Auch in mir regte sich der alte Haß, so jung ich war, und ich sah in dem allen nur die Erfüllung dessen herannahen, was wir alle so heiß ersehnt hatten: Befreiung von dem schmählichen Joche, das uns zu Boden drückte."

Aus „Jugenderinnerungen"
des Oberpostrates Schüller.

Im Freiheitskampfe 1813.

Das französische Truppenlager an der „Franzosenkiefer" bei Malschwitz.

Die ersten Befreiungskämpfe des Jahres 1813 wurden in Sachsen ausgefochten. Ueberall behaupteten die Franzosen das Schlachtfeld. Die Preußen und Russen wichen zurück. Schlesien wurde Kriegsschauplatz. Der Waffen-

stillstand zu Pläswitz bei Kostenblut (4. 6. 1813) bestimmte die Oder zur Demarkationslinie. Deshalb verließen die Russen, die den Kreis Freystadt besetzt hielten, am 11. Juni das linke Oderufer und zogen sich hinter den Fluß zurück.

Am nächsten Tage bezogen die Franzosen mit klingendem Spiele die verlassenen russischen Quartiere. Die Kreishauptstadt wurde von Kavallerie und Artillerie besetzt. General Sebastian bezog das gräflich Kalckreuthsche Schloß in Nieder-Siegersdorf. Neustädtel erhielt ein Bataillon Voltigeurs. Beuthen wurde mit jungen Gardemannschaften belegt. Marschall Mortier bestimmte das Malschwitzer Schloß zu seinem Hauptquartier und verteilte seine 7000 Reiter auf die Dörfer des Kreises. Jedes Bauerngut hatte 36, jedes größere städtische Hausgrundstück 18 Mann zu unterhalten. Intendant Macar schrieb eine Kriegssteuer von 220000 Franks oder 55000 Talern aus. Von dieser Summe kamen 42688 Franks auf Freystadt, 40000 auf Beuthen, 39000 auf Neusalz und 6776 auf Neustädtel. Säumige Zahler erhielten schwere Strafen. So wurde z. B. der Bürgermeister Müller aus Neustädtel mit 12 der angesehendsten Bürger in das Gefängnis geworfen, bis die fällige Kriegsschuld bezahlt war.

Die Gewaltmärsche, welche den jungen französischen Truppen während des Frühlingsfeldzuges zugemutet worden waren, hatten viele körperliche Beschwerden hervorgerufen. Zu diesen gesellten sich allerlei ansteckende Krankheiten, die sich äußerlich durch einen ekelhaften Ausschlag kennzeichneten. Die damit behafteten Soldaten mußten von der Umgebung getrennt werden. Deshalb beschlagnahmten die Franzosen sämtliche Beuthener Scheunen und verwandelten sie in Lazarette. Die kranken Offiziere wurden im Schützenhause untergebracht. Um die weitere Verbreitung von ansteckenden Krankheiten zu verhüten, beschloß Marschall Mortier, die gesunden Mannschaften aus den bisherigen Quartieren herauszuziehen und in einem Truppenlager zu vereinigen. Der geeignetste Platz dazu schien die Gegend

zwischen Malschwitz und Krolkwitz zu sein. Dort begann alsbald der Bau des Lagers. Tischler und Zimmerleute schwangen Säge und Axt vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Holz und Arbeitslohn hatten die Dominien und Ortschaften aufzubringen. Das fertige Lager glich einer kleinen Stadt. Die Mannschafts-Baracken boten je 30—40 Mann Unterkunft. Jedes Regiment erhielt ein besonderes Quartier angewiesen. Name und Nummer desselben wurden durch Ziegelsteine gekennzeichnet, die kunstvoll zu Buchstaben und Ziffern vereinigt in den Erdboden eingelassen worden waren. Eine breite Straße trennte die Barackenstadt der Mannschaften von den zierlichen Wohnhäusern der Offiziere. Die Fenster und Türen derselben stammten aus den Häusern der benachbarten Ortschaften. Tische, Stühle, Betten und Spiegel hatten die Schlösser und die Bürgerhäuser der Umgegend geliefert. Junge Fichten aus der Carolather Heide beschatteten die Eingänge zu den Baracken, und zierliche Blumenbeete füllten die Räume zwischen Straße und Häuserfront.

Am 20. Juni wurde das Malschwitzer Truppenlager von 8000 Mann junger Garden bezogen. Bald herrschte in ihm ein buntes Leben und Treiben. Am frühen Morgen rollten die Fuhrwerke der Bauern und Bürger mit den Lebens- und Gemüsemitteln heran, die sie täglich frisch zu liefern hatten. In den Schlachtschuppen wurden die Fleischrationen verteilt, und an umfangreichen Kesseln walteten die Köche ihres Amtes. Fliegende Händler durchstreiften die Lagergassen und setzten gegen Barzahlung Luxusgegenstände, Weine und Kolonialwaren ab.

Große Mengen auserlesener Lebensmittel und guter Weine hatten die Ortschaften des Odertales für den 15. August bereit zu stellen. An diesem Tage feierten die Truppen den Geburtstag Napoleon I. Kanonendonner und Lagergottesdienst eröffneten die Festlichkeit. Deutsche Eichen beschatteten französische Festtafeln, die sich unter der Last der aufgetragenen Speisen fast zur Erde bogen. Deutsche Weine gossen feurige Glut in französische Adern und erhitzten die

leicht entzündbaren Gemüter. Die Feststimmung erreichte ihren Höhepunkt, als die scheidende Augustsonne das auf hoher Stange prangende Lichtbild Napoleon I. in blutige Rotglut tauchte und die Soldaten jauchzend das Glas auf die Gesundheit des mächtigen Korsen leerten. Langsam stieg die Sonne in die Rehlauer Wälder hinab. Dämmerschein überzog Lager und Festplatz mit einem leichten Schleier. Endlich war der Grad der Dunkelheit erreicht, der die Entzündung eines Feuerwerks gestattete. Da zischten Raketen wie Ottern durch die Luft. Eine Feuerschlange schoß wütend gegen das Kaiserbild, verbiß sich in die Brust des Korsen, langte nach dem Haupte des Gefeierten und verzehrte in wenigen Sekunden Bild und Umschrift.

Da verstummte jäh der Jubel. Totenblässe überzog die Gesichtszüge der Franzosen. Der Glanz der strahlenden Augen verlosch. Ein Mann nach dem andern verließ den Festplatz und verkroch sich lautlos unter seine Lagerdecke.

Sollte Napoleons Glücksstern, den die russischen Schneefelder aus dem Scheitelpunkte seiner Bahn geschleudert hatten, in der nächsten Zukunft für immer unter den Horizont hinabtauchen?

Am 19. August verließen die französischen Truppen das Lager; denn der Waffenstillstand war abgelaufen. Aber nicht alle Mannschaften folgten der Fahne ihres Regiments. Der Gardist Heck verkroch sich unter die Weißfurtbrücke zwischen Krolkwitz und Neustädtel und siedelte sich später als Brauer in Beuthen an. Ein Tibous flüchtete auf das rechte Oderufer und wurde Seidenraupenzüchter in Hünerei, Kr. Glogau. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts entdeckte man in einer hohlen Eiche das Knochengerüst eines Menschen und eine vollständige französische Feldausrüstung. Hatte ein Flüchtling der Mortimerschen Garden in diesem engen Raume eine sichere Zufluchtsstätte gesucht und für immer gefunden?

Nur wenige Tage überlebten die Garden des Malschwitzer Truppenlagers die jäh abgebrochene Geburtstagsfeier ihres Kaisers. Der größte Teil derselben fand am

26. August in der Katzbach und der wütenden Neiße den Wellentod.

Immer weiter entfernte sich der Kriegsschauplatz vom Kreise Freystadt. Die Hoffnung, daß der Feind mit dem Abzuge von Krolkwitz endgültig unsere Heimat verlassen habe, wurde nach der Völkerschlacht bei Leipzig zur sicheren Gewißheit.

Die Erinnerung an das Feldlager der Franzosen wird heute noch durch die „Franzosenkiefer“ oder die „Eichkiefer“ wach gehalten. Diese ist ein mächtiger, astreicher Baum, der mit einer kräftigen Eiche innige Freundschaft geschlossen hat und steht dicht vor Krolkwitz an der Beuthen-Neustädtler Chaussee im niedrigen Kiefernwalde.

Schiller, Beuthen.

Wie den deutschen Kolonisten unserer Heimat Freiheit und Freizügigkeit verloren ging.

Die deutschen Kolonisten, die sich im 12. und 13. Jahrhundert in unserer Heimat ansiedelten, waren freie Bauern. Sie besaßen das unumschränkte Verfügungsrecht über ihre Besitztümer und durften es an ihre Kinder vererben. Dem Herzoge zahlten sie nur den Hufenzins und der Kirche den Zehnten. Von allen polnischen Fronen und Zinsen und vom Gericht der Kastellane waren sie losgelöst. Die Verwaltung des Dorfes lag in der Hand der Volksversammlung. Dorfrichter war der Schultheiß. Die obere Gerichtsbarkeit hatte sich der Herzog vorbehalten. Sein Vertreter war der Hoferichter. Frohen Herzens ging der Bauer durch Haus unb Scheune, denn er hatte seine persönliche Freiheit und sein gutes Auskommen.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.“ In den folgenden Jahrhunderten schritten Pest und Schwarzer Tod wiederholt durch die Ortschaften der Heimat und legten Hunderte von fleißi-

gen Händen in das Grab. Saat und Ernte fielen aus, Zins und Zehntzahlung unterblieben. Die Steuerschuld wuchs ins Ungeheure. Der Bauer war nicht imstande sie abzutragen. Da versuchte er, sie durch freiwillige Dienstleistungen zu verringern. Doch diese Maßnahme erwies sich als völlig wirkungslos, denn die Arbeitsleistung deckte nur den jährlichen Zinsbetrag, wurde deshalb neben Zins und Zehnt zu einer dauernden Last. So entstanden die ersten Handdienste.

Als nach der Erfindung des Schießpulvers die Landesverteidigung auf die Söldner überging, verloren viele Ritter ihren Lebensunterhalt. Neue Einnahmequellen waren nicht zu finden. Da wandten sich die Erwerbslosen der Landwirtschaft zu. Durch Erschließung des letzten herzoglichen Grund und Bodens für den Ackerbau faßten sie in vielen Ortschaften festen Fuß. Bot sich Gelegenheit, so vergrößerten sie ihren Besitz durch den Erwerb von Kolonistenstellen, damit vermehrten sie ihren Einfluß in der Gemeinde ganz gewaltig.

Nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges lagen weite Strecken unserer Heimat wüst und leer da. Viele Bauernstellen waren verlassen. Fürstenau, Kunersdorf und Erkelsdorf hatten überhaupt keine Bewohner mehr. Da kamen die Ritter und sagten: „Alles Land, das da brach daliegt, gehört uns", eigneten es sich an und vergrößerten damit ihre Rittergüter. Da verschwanden viele Kolonistenstellen. Aber auch die Bauern, die bisher von ihrem Eigentume nicht gewichen waren, konnten ihre Freiheit nicht erhalten. Sie waren während des Krieges bettelarm geworden und besaßen nach dem Friedensschlusse weder Geld noch Vieh noch Saatkorn. Um nicht elend zu verkommen, mußten sie die Ritter um Hilfe bitten. Diese wurde aber nur dann gewährt, wenn sich die Bittsteller verpflichteten, dem Adel Spann- und Handdienste zu leisten; denn der Arbeitermangel war so groß, daß es den Rittergutsbesitzern nicht möglich war, ihre

Felder ordnungsmäßig zu bestellen. So wurde der freie Bauer von ehemals ein abhängiger Knecht.

Sehr schlimm war es für die ländlichen Besitzer, daß sie auch vom Gerichte als Diener der Ritter angesehen wurden. Schuld daran waren die italienischen Gesetzbücher; denn die alten Römer kannten keine freien Bauern, sondern nur unfreie Knechte, Sklaven. Und als solche wurden von nun an auch die Bauern betrachtet. Als nun aber gar die Landesherren die fürstliche Gerichtsgewalt in die Hände der ritterlichen Grundherrn legten, da regierten nicht selten die Willkür und die Knute.

Die letzten freien Bauern wurden durch das Laudemium beseitigt. Das war eine Vermögensabgabe, die bei jedem Besitzwechsel zu erfolgen hatte. Oft war diese so hoch, daß sie nicht entrichtet werden konnte und den Freibauer wirtschaftlich schlechter stellte, als den erbuntertänigen Berufsgenossen. Darum tauschte dieser nicht selten seine Aecker gegen Dienstland ein und wurde Untertan des ritterlichen Grundherrn. Damit verlor er auch seine Freizügigkeit. Denn die Erlaubnis zum Wechseln des Wohnsitzes erhielt er nur gegen die Entrichtung des Abzugsgeldes. Und das konnte er selten bezahlen. Seine Kinder waren zu mehrjährigem Zwangsdienst auf dem Gutshofe verpflichtet. Wollten sie sich außerhalb des Geburtsortes vermieten, so mußten sie das Schutzgeld im voraus entrichten. Niemand durfte ohne Erlaubnis des Grundherrn ein Handwerk erlernen, niemand den Bund der Ehe schließen.

Aus dem freien, stolzen und fleißigen deutschen Siedler war in wenigen Jahrhunderten ein unterdrückter, fauler und rechtloser Bauer geworden. Es sah aus, als sollte er gänzlich verkommen, denn wenn mancher Gutsherr sah, daß es anfing, dem Bauern besser zu gehen, so steigerte er die Abgaben und Frondienste ins Ungemessene.

Von diesem Joche erlöste ihn das berühmte Oktober-Edikt vom Jahre 1807 und die späteren preußischen

Verordnungen, die ihn wieder zum freien Manne und unabhängigen Grundbesitzer machten.

Schiller, Beuthen.

Was die Groß Würbitzer Dorfchronik über die Ablösung der bäuerlichen Frondienste und Reallasten erzählt.

Groß-Würbitz, unweit der alten Stadt Beuthen gelegen, wurde im Jahre 1820 in zwei Anteile geteilt: der eine zur Herrschaft Baunau, der andere zur Herrschaft Dalkau gehörig. Damit unterstand der kleine Ort zwei Polizeiverwaltungen bis zum Jahre 1865. Zum Baunauer Anteil gehörten 1 Freigärtner, 4 Hofearbeitsgärtner und 4 Bauern; zum Dalkauer Anteil 1 Wassermühle und 5 Bauern. Eine gewisse Abhängigkeit bestand auch gegen das im Osten gelegene, benachbarte Dominium Bösau.

Letzterem stand das Recht zu, auf den Winterstoppeln der Würbitzer Feldmark die Schafe zu hüten von Martini bis Georgetag gegen eine Entschädigung von 2 Scheffel Korn, Breslauer Maß, und 12 Sgr. baren Geldes. Dem Dominium Baunau stand dasselbe Recht auf den Stoppelfeldern beider Anteile und zwar unentgeltlich zu.

Daneben bestanden seit altersher die Verpflichtungen, die man als Gespanndienste bezeichnet, wozu sich noch Nebendienste gesellten. Die Bauern Baunauer Anteils hatten jeder täglich mit 3 Pferden ganz unentgeltlich Gespanndienste zu leisten, ferner an Nebendienst im Jahre zu liefern:

2 Scheffel Roggen, Bresl. Maß, sogenanntes Hundekorn,
2 Reichstaler, 12 Sgr. Grundzins.
16 „ Wächtergeld,
12—18 „ Schweinschultergeld,
2—2½ Stück Hühner und 30 Stück Eier und darüber.

Des weiteren hatte jeder Bauer 1—2 Stück grobwerges Garn abzuliefern, wozu das Dominium das Ma-

terial hergab und fürs Stück 2 Sgr. 8 Pfennig Spinngeld zahlte.

Aehnliche Abgaben von Grundzins, Wächtergeld, Schweinschultergeld, Hühnern und Eiern hatten die Bauern Dalkauer Anteils zu leisten, indessen ruhten Spanndienste nur auf zwei Bauernwirtschaften für das zwei Wegstunden entfernte Dominium.

Hierin schuf das Gesetz über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit eine wohltuende Aenderung. Indessen wurden im Jahre 1808 nicht mit einem Schlage freie Bauern geschaffen, sondern die Ablösung jener Pflichten ging nur allmählich vonstatten. Hierüber berichtet die Gemeindechronik folgendes:

Sämtliche Bauern Baunauer Anteils löseten für eine Jahresrente von 44 Rchstl. 10 Sgr. im Jahre 1823 die Spanndienste ab und waren verpflichtet, auf dem Wohnsitz des Dominialherren in ¼jährlichen Terminen, Ostern, Johanni, Michaeli und Weihnachten jedesmal 11 Rchstl. 2½ Sgr. abzuführen. Die Bauern hatten das Recht, nach halbjährlicher Kündigung das Kapital zu zahlen, aber nicht unter 100 Rchstl., oder die Rente wurde mit 4% zum Kapital geschlagen.

Die Bauern Dalkauer Anteils löseten diese Gespanndienste im Jahre 1838 gegen eine Jahresrente von 32 Rchstl. ab, behielten aber noch die Verpflichtung, daß jeder der beiden Bauern jährlich mit 5 ungemessenen Fuhren 2 Malter schweres Getreide nach Sagan und 3 Fuder Heu, 2 von den Carolather Wiesen und 1 von den Beuthener Lantschwiesen zu fahren hatte. Hundekorn und Wächtergeld sind unentgeltlich weggefallen.

Die übrigen Geld- und Naturalabgaben wurden nach Schaffung der Rentenbank 1848 (hier laut Rezeß vom 11. 8. 1851) gegen eine Jahresrente abgelöst, die je nach Verpflichtung 3—8 Taler betrug.

Die Schafhutung ist 1852 ohne Entschädigung für den einen oder anderen Interessenten aufgehoben worden.

Auch mit der fürstl. Majoratsherrschaft Carolath



Die Burg in Freystadt.

einerseits und der Gemeinde Groß-Würbitz andererseits waren gegenseitige Verpflichtungen und Rechte im Bestehen.

Die Gemeinde Groß-Wübitz hatte nämlich das Recht, sich sowohl in dem fürstl. Oderwalde, als auch in der großen Heide, sowie dem Bielawer, Grochwitzer und Tarnauer Revier an bestimmten Tagen im Jahre und gegen Lösung sog. Forstzeichen alles dürr gewordene Holz bis zu einer gewissen Stärke zu sammeln und sich dabei schneidender Werkzeuge und ihrer Wagen zu bedienen. Dafür mußten sie aber Natural- und Geldabgaben entrichten und zwar je nach Größe des Grundstücks: 1—4 Scheffel Hafer, 1½—4½ Huhn oder 3 Sgr., 5—15 Sgr. Wiesengeld, oder 9—19 Sgr. Zeichengeld.

Die Ablösung dieser „Holzservituten" erfolgte am 2. 11. 1848 gegen eine Jahresrente von 1—5 Rchstl. bezw. gegen die Erlegung des 25fachen Betrages, der von allen Besitzern noch in demselben Jahre in Höhe von 25 bis 118 Rchstln. gezahlt wurde.

Endlich erfolgte am 1. Oktober 1867 die sogenannte „Dezem"-Ablösung, die Gemeinde hatte zur kath. Pfarrstelle in Beuthen eine gewisse Getreideabgabe in Roggen und Hafer (Dezemkorn) zu liefern. Die Ablösung erfolgte durch Erlegung des 2²/₉fachen Betrages am obigen Tage in Höhe von 12—24 Talern für die Beteiligten.

Lehrer Hülse, Groß-Würbitz.

Die Oderwald- und Oderwiesen-Separation im Gebiete des Fürstentums Carolath-Beuthen vom Jahre 1855.

Als die Deutschen vor 800 Jahren unsere Heimat besiedelten, bildete das Odertal eine sumpfige Wildnis. Das Flußbett wimmelte von Fischen aller Art. In den toten Stromarmen baute der Biber seine Burgen. Wisent und Hirsch ästen auf den einsamen Waldwiesen. Lautlos beschlichen Luchs und Bär und Wolf ihre Opfer.

Seeadler, Fischreiher und Storch umkreisten mit gemessenem Flügelschlage ihre gewaltigen Horste.

Die Kultur verdrängte die Tierwelt der Wildnis. Die Wälder lichteten sich. An ihre Stelle traten Wiesen. Diese ernährten die Viehherden der Talbewohner. Die Aussetzung neuer Dörfer im Osten und Westen des Odertales veranlaßte die Erweiterung der Ackerfluren und die Verminderung der Weideflächen. Da die Brachen, die eindrittel der Fruchtböden umfaßten, das ganze Jahr hindurch nicht Viehfutter boten, mußten neue Hutungen geschaffen werden. Aber wo? Da gewährten bereitwilligst die Besitzer der Herrschaft Beuthen-Carolath auch den Ortschaften Schönau, Weckelwitz, Samitz, Mangelwitz, Kladau, Gustau, Mürschau, Weichnitz, Quaritz, Dalkau, Kaltenbriesnitz, Hohenborau, Rosenthal, Bielawe, Altkranz und Kuttlau das Weiderecht auf den ausgedehnten Oderwiesen gegen bestimmte Abgaben und Handdienste. Besonders freigebig in der Verleihung von Weide- und Holzgerechtigkeiten waren die Freiherrn von Rechenberg.

Im Laufe von Jahrhunderten erwarben über 700 Landwirte des Odertales Wiesengründe oder Hutungsberechtigungen für eine bestimmte Zahl von Pferden, Rindern und Schafen. Die Weidezeit war genau vorgeschrieben. Die Einschurwiesen durften vom 25. Mai bis 24. August, die Zweischurwiesen vom 23. April bis 29. September nicht betreten werden.

Sobald die warme Frühlingssonne das erste Grün aus der Erde gelockt hatte, zogen unübersehbare Viehscharen dem Odertale zu und verteilten sich auf die Weideflächen. Gar trefflich mundete das frische Grün! Bald war der Magen gefüllt. Die müden Beine versagten den Dienst, der schwere Körper streckte sich ins duftige Gras.

Karo und Luchs atmeten auf, als auch die kindische Kälberzunft ihre Spiele einstellte und erschöpft zu Boden sank. Langsam ließen sie sich leicht auf die Hinterschenkel nieder und kämpften standhaft gegen Sandmanns Wurfgeschosse. Als pflichttreue Wächter durften sie sich nicht

dem süßen Schlummer hingeben, denn Wolf und Fuchs lauerten im Strauch und Röhricht auf einsam wandernde Jungtiere. Der alte „Krauseschäfer" ließ die Stricknadeln ruhen und schaute gespannt nach dem Wölkchen hinüber, das langsam über das Haupt des Schellenberges hinwegsegelte. Stieg leise die Dämmerung zum Tale herab, dann zog sich die Herde in die Hürde zurück, der Hirte kroch in die Strohhütte.

Der 25. Mai setzte die Weidetiere wieder in Bewegung, denn die Einschurwiesen mußten geräumt werden, und daheim hatten die Brachen den Tisch mit frischem Grünfutter gedeckt. Wurden sie im Herbste umgebrochen, dann zog der Hirt zum zweiten Male in das Odertal hinab und blieb dort so lange, bis die rauhen Herbstwinde die Tiere in die warmen Ställe trieben.

Der Uebergang von der Dreifelder- zur Fruchtwechsel-Wirtschaft machte der Weide- und Hirtenherrlichkeit ein Ende, und das Edikt vom 14. September 1811, das die Regelung des gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisses gebot, und die Regulierungsgesetze von 1816, 1827 u. s. w. drängten zu einer besitzrechtlichen Auseinandersetzung zwischen dem Fürstentum Carolath und den Ortschaften und Besitzern, die irgendwelche Rechte erworben oder ersessen hatten.

Um einen gerechten Ausgleich zwischen den Beteiligten herbeiführen zu können, wurden auch Grundstücke in die aufzuteilende Flur hineingezogen, die nicht zu der eigentlichen Regulierungsfläche gehörten, wie z. B. der Hammerteich zwischen Amalienhof, Schafbrücke, Hammermühle und Bielawe, die Naßwiesen und Erlentümpel nordwestlich von der Bielawer Feldmark, der Skendener Knetsch und die Nenkersdorfer Suckerwiesen.

Der Königliche Feldmesser Sattig erhielt 1832 den Auftrag, das in Frage kommende Gebiet zu vermessen und aufzuzeichnen. Die Abwägung der Rechte und Pflichten der einzelnen Besitzer zu einander, die Abschätzung der

Flurwerte nach dem jährlichen Reinertrage in Roggenwährung und die Verteilung der aufzuteilenden Fläche war Aufgabe einer Kommission, die aus dem Schulzen Pusch, Rehlau, dem Schulzen Fülleborn, Kladau, dem Leutnant Marsch, Sawade, und dem Oekonomierat Gaupp bestand. Die Regelung zog sich 13 Jahre hin. Die Uebergabe der Grundstücke an die neuen Besitzer erfolgte in den Jahren 1838, 1840 und 1845. Gesetzeskraft erhielt die Regelung erst 1855 durch Unterzeichnung des von Oekonomie-Kommissar Thunig verfaßten „Rezesses betreffend die Separation des im Fürstentum Carolath-Beuthen, Krs. Freystadt, gelegenen Oderwaldes und der damit konnexen Oderwiesen."

Das Gelände zwischen Doberwitz und Költsch, daß eine Größe von 11044 Morgen und einem Wert von 546992 Metzen Roggen hatte, wurde unter die beteiligten Gemeinden verteilt. Es erhielten in unserem Heimatkreise:

Die Stadt Beuthen behielt den ihm überwiesenen Landbesitz als Stadteigentum und entschädigte ihre Bürger durch Verteilung des Angers.

Gastwirt Gohlisch und Maurermeister Martin Beuthen Nr. 272 und 274, erhielten für die Aufhebung ihrer Bau- und Brennholzgerechtigkeit den 12 Morgen großen Schloßgarten und 7 Morgen Wiese.

Die 31 Besitzer, die mit der Auseinandersetzung nicht zufrieden waren, legten bei der Königlichen General-Kommission von Schlesien Beschwerde ein. Diese füllte am 28. August 1857 folgendes endgültige Urteil:

„Im Namen des Königs!

In der Gemeinheitsteilungssache des Carolather Oderwaldes und der Carolather Oderwiesen, Kreis Freystadt, hat die Königliche General-Kommission von Schlesien in ihrer Sitzung am 28. August 1857, an welcher teilgenommen haben:

Lfde. Nr.	Name der Gemeinde	Morgen Acker	Wiese	Eichwald	Erlenwald	Gesamt-Summe inkl. Wege Morg.	Wert in Metzen Rogg.
1	Majorat Carolath	450	1875	1609		3934	209655
2	Georgen-Hospital Beuthen	1	16			17	1032
3	Stadt Beuthen	66	962	1		1029	64458
4	Gemeinde Nenkersdorf	67	273	73		413	22733
5	Gemeinde Bösau		53			53	3363
6	Dominium Bösau	24	134			160	8138
7	Gemeinde Zöbelwitz		1/2			1/2	22
8	Domin. Zöbelwitz	17	15	34		66	3250
9	Gem. Groß-Würbitz	1	24			25	1754
10	" Kl.-Würbitz		3			3	295
11	" Pfaffendorf	4	54	1		59	3353
12	" Rehlau		10			10	809
13	" Carolath	3	120			123	7870
14	" Reinberg		396	36		492	27347
15	" Schönaich		19	30		49	2775
16	" Rosental		76	8		84	4879
17	" Hohenborau		71	9		80	5571
18	" Grochwitz		62			62	2388
19	" Alt-Bielawe	33	621	86	22	762	33316
20	" Neu-Bielawe		436	150	25	501	24873
21	" Amalienhof	5	67	10		82	3891

Dr. Koch, Geheimer Regierungsrat als Vorsitzender, Schreyer, Regis, Baron von Rottenberg, Regierungsräte

den Akten gemäß für Recht erkannt, daß der von den übrigen Beteiligten vollzogene Auseinandersetzungs-Rezeß vom 25. Juli 1855 und folgenden Tagen auch für die nachgenannten Interessen
für rechtsverbindlich zu erachten, ihre, bezw. ihrer Vertreter Namensunterschriften unter dem gedachten Rezesse hiermit zu ergänzen und ihnen die Kosten dieser Weiterung zur Last zu legen.

Von Rechtswegen.“ Schiller, Beuthen.

Der Weltkrieg.

Nach den Einigungskriegen von 1866 und 1871 entwickelte sich die deutsche Kohlenförderung und Warenfabrikation mit unheimlicher Geschwindigkeit. Gewaltige Mengen der erzeugten Produkte führte die Eisenbahn in die Nachbarländer, die Handelsflotte in fremde Erdteile. Das deutsche Weltgeschäft weckte den Neid der Staaten, die vor ihm reich und mächtig waren. Zu diesen gehörten in erster Linie England, Rußland und Nordamerika, in zweiter Frankreich, Italien und Japan. Deshalb entwickelte sich aus dem „friedlichen Wettbewerb“ ein Kampf um die Absatzgebiete Marokko, Türkei, Klein-Asien, Persien, China usw.

Der schlimmste Gegner Deutschlands war Frankreich. In dem Maße, in dem sich die Kräfte des Reichslandes entwickelten, wuchs die Sehnsucht Frankreichs nach dem „unter fremdem Joche seufzenden“ Elsaß. Die deutschfreundliche Türkenpolitik hinderte Rußland an der Besitzergreifung Konstantinopels. Deutschlands Konkurrenz auf dem Weltmarkte und sein Flottenbau trieb England in die Arme Frankreichs. Und als sich der deutsche Kaufmann durch den Bau der Bagdadbahn in Mesopotamien zwischen englische und russische Interessengebiete drängte, vereinigten sich England, Ruß-

land und Frankreich zum Dreiverbande, um das „europäische Gleichgewicht“ wiederherzustellen, das durch den Dreibund: Deutschland, Oesterreich und Italien zerstört worden war.

Und dann begann ein Wettrüsten. Die Spannung stieg von Jahr zu Jahr.

Am 29. Juni traf die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, Erzherzog Franz Ferdinand, in unserer Heimat ein. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel beleuchtete dieses Ereignis den politischen Horizont des Deutschen Reiches. Kein Bewohner des Kreises Freystadt ahnte die furchtbaren Folgen dieser Untat. Und doch erfüllte sie alle Herzen mit banger Sorge.

Oesterreich rief sein Heer zu den Waffen. Serbien spielte den Unerschrockenen, denn hinter ihm standen England, Frankreich und Rußland, die den Krieg wollten, um den gefährlichen Konkurrenten Deutschland vom Weltmarkte zu verdrängen, Oesterreich und die Türkei aufzulösen und unter sich zu verteilen. Alle Bemühungen, den Weltbrand im Keime zu ersticken, waren vergeblich, denn das russische Heer, das den Krieg längst ersehnt hatte, marschierte schon nach der Westgrenze und ließ sich durch keine Macht der Welt von seinem Vorhaben aufhalten.

Am 1. August, einem strahlenden Sommersonntage, traf der Mobilmachungsbefehl in allen Ortschaften des Kreises ein. Die Straßen füllten sich mit Menschen, und jeder Militärdienstpflichtige studierte gespannt die Gestellungsbefehle, die an zahlreichen Stellen einer jeden Ortschaft in den frühen Morgenstunden ausgehängt worden waren. Ein gewaltiger Schrecken bemächtigte sich der Bevölkerung, als sie erfuhr, daß auch der Landsturm aufgeboten wurde. Diese Maßnahme ließ eine erhebliche Gefährdung der Ostgrenze erkennen. Die Landbevölkerung begab sich zu der nächsten Stadt, um sich in den Redaktionen der Freystädter, Neusalzer und Beuthener Tageblätter nach dem Inhalte der eingehenden Telegramme zu erkundigen und die Extrablätter in Empfang

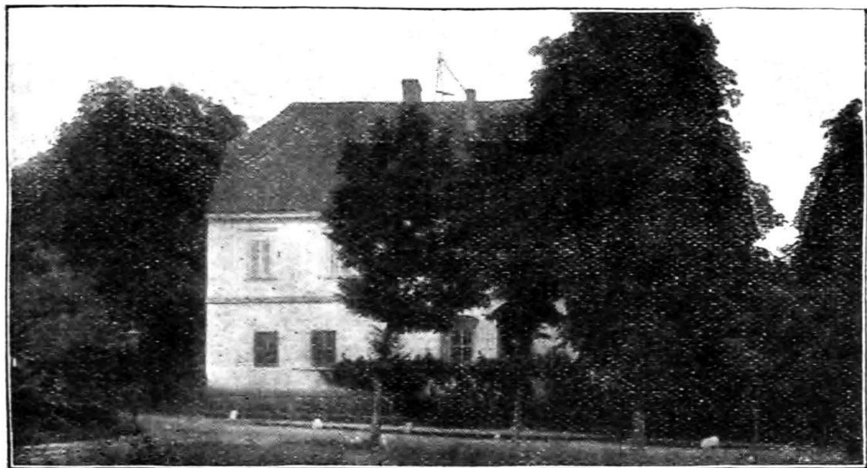
zu nehmen, die die Druckereien herausgaben. Die wehrfähigen Männer verrichteten von nun an nur die notwendigsten Arbeiten, um die letzten Stunden vor der Einziehung der Familie zu widmen und die persönlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Bald tauchte das Gerücht auf, daß Spione überall das Land unsicher machten und 24 französische Automobile mit ungeheuren Geldsummen der russischen Grenze zustrebten. Da wurden fast alle Stadt- und Dorfeingänge durch Drahtseile gesperrt, alle fremden Kraftwagen angehalten und die Insassen mit gespanntem Gewehr zur Polizeiwache oder zum nächsten Gemeindevorsteher gebracht. Der Ortsgewaltige unterzog sie einem scharfen Verhör. Dieses endete aber in der Regel mit der Freilassung der Verdächtigen. An der Nenkersdorfer Chaussee sollte ein verlassenes Russenauto stehen. Dieses entpuppte sich zum großen Aerger der Spionenriecher als Erdhaufen, vor dem das Vorderteil eines Pfluges stehen geblieben war. Erst als einige harmlose Autoreisende von Bürgerwachen erschossen worden waren, nahm die Gespensterseherei ein Ende.

Schmerzliche Augenblicke waren es, wenn die Gestellungspflichtigen von Frau und Kindern schieden oder Bekannten und Freunden die Hand zum Abschiede drückten, um dann nach Neusalz, dem Sammelplatz der nichtaktiven Heimattruppe zu laufen oder zu fahren.

Am 5. August fand ein Bittgottesdienst statt, der als Kirchengebetstunde jeden Mittwoch bis zum Ende des Krieges fortgeführt wurde.

Lange Militärzüge, mit frischem Grün geschmückt und mit übermütigen Bemerkungen versehen, durchfuhren die Bahnhöfe unserer Heimat mit dem Gesange froher Lieder. Ueberall herrschte eine gehobene Stimmung, denn man glaubte, daß der Krieg Weihnachten beendet sein werde. Mitglieder der Frauenvereine versahen die durchfahrenden Krieger mit Eßwaren und Erfrischungen. Großen Jubel weckten die ersten Siegesnachrichten. Die Glocken läuteten, die Schulen feierten, der Unterricht



Schloß Beuthen.

fiel aus. Die ersten Verlustlisten erschienen, und mit ihnen zogen Schmerz und Trauer in die Häuser. Ende November näherten sich die russischen Armeen bedenklich der schlesischen Grenze. Die Züge der Breslau-Stettiner Eisenbahn verkehrten nur noch zwischen der Anfangsstation und Raudten. Viele Bewohner der Städte packten ihre Sachen und versahen sich mit Reisegeld. Die Landleute bestimmten die Wagen und Hausgeräte, die im geeigneten Augenblick auf die Flucht mitgenommen werden sollten. Die städtischen Kassen rechneten mit einer Verlegung in das Innere der Provinz. Da traf am 7. Dezember die Nachricht ein, daß Hindenburg am 6. die Russen bei Lodz geschlagen und damit die Ostgrenze unserer Heimat gesichert habe. Das war eine Freude!

Immer mehr Männer wurden zu den Fahnen gerufen. Die Zurückbleibenden gingen wortlos mit doppeltem Eifer an die Arbeit. Die Frauen nahmen Männerlasten und -sorgen auf ihre Schultern.

Die Lebensmittelvorräte wurden immer kleiner, die Getreidebestände schmolzen zusammen. Da wurde die Brotkarte eingeführt. Vom 1. März 1915 ab hatte jede erwachsene Person nur noch Anspruch auf ein Vierpfundbrot für die Woche. Semmel und Kuchen durften nur noch in beschränktem Maße, später überhaupt nicht mehr hergestellt werden. Auch das Fleisch kam unter die Herrschaft der Karte. Die Zahl der Lebensmittel- und Gebrauchsgegenstände-Karten nahm mit beängstigender Schnelligkeit zu, und schließlich gab es außer Wasser und Luft nichts mehr in unserer Heimat, was nicht rationiert gewesen wäre. Besonders fühlbar wurde der Lebensmittelmangel im Sommer des Jahres 1916. Die Not zwang die meisten Bewohner der Städte zu Hamstergängen auf das Land. Die Genußsucht vieler Kriegsgewinnler und die Habsucht mancher Lebensmittelerzeuger trieb die Preise für die Nahrungsmittel sprunghaft in die Höhe und verbitterte den meisten Stadtbewohnern das Leben.

Um Beleuchtung zu sparen, wurde am 1. Mai 1916 die Sommerzeit eingeführt, d. h. alle Uhren wurden eine Stunde vorgestellt.

Die Schulen sammelten Kirsch- und Pflaumenkerne zur Herstellung von Oel, Brennnesseln zur Erzeugung von Kleidungsstoffen und Laub für die Militärpferde. Gummi und Kupfer wanderten aus den Haushaltungen in die Militärmagazine. Endlich wurden auch viele Kirchenglocken von den Türmen geholt, um sie dem Staate zur Herstellung von Geschoßringen zur Verfügung zu stellen.

Die beiden ersten Monate des Jahres 1917 waren kalt und hart. Die Kartoffeln reichten nicht zu. Da mußte die Kohlrübe die hungrigen Mägen füllen. Der Kohlrübenwinter hat sich als unangenehme Erinnerung tief in das Gedächtnis der Notleidenden eingeprägt. Auch das Brot wollte nicht mehr recht munden; denn der Roggen war auf 90% ausgemahlen und mit Kartoffelflocken und anderen minderwertigen Nährstoffen vermischt worden.

Der Winter 1917/18 brachte die Kohlenkarte.

Mit großen Erwartungen wurde dem Frühjahr 1918 entgegengesehen; denn dieses sollte durch einen großangelegten Vorstoß gegen das Herz Frankreichs den Krieg beenden. Am 3. März 1918 schloß Deutschland mit Rußland den Frieden von Brest-Litowsk. Am 7. Mai endete der Krieg mit Rumänien. Diese Friedensschlüsse begeisterten das Westheer. Es drang siegreich bis Amiens vor und hielt die Front gegen Franzosen, Engländer, Amerikaner, Belgier, Inder, Marokkaner, Australier, Kanadier, Senegalesen, Neger usw. noch bis zum Juli.

Am 23. September fiel Oesterreich, am 26. September Bulgarien von Deutschland ab. Die lockenden Melodien des amerikanischen Präsidenten Wilson vom „Selbstbestimmungsrecht der Nationen“, vom „ewigen Frieden“, von „Gerechtigkeit und Menschlichkeit“ lockten, und andere Ursachen führten zum Friedensschluß.

Am 9. November 1918 trat eine Aenderung der Staatsform ein. Deutschland wurde eine Republik. Ein Arbeiter- und Soldatenrat übernahm die Regierung. In den Städten der Heimat wurden überall „Bürger- und Arbeiterräte", in den Dörfern „Bauernräte" gebildet.

Am 15. Dezember 1918 brach das Deutsche Reich seine diplomatischen Beziehungen zu Polen ab. Als die Polen in der Gegend von Kontopp-Wollstein gegen die Grenze der Heimat vordrangen, bildeten sich überall im Kreise Bürgerwehren. Der Kreis Freystadt gehörte zu dem erweiterten Bereich der Festung Glogau. Die Bestimmungen über den Belagerungszustand für Glogau hatten auch für unsere Heimat Geltung.

1919 hörten die Grenzkämpfe auf. Polen wurde unmittelbarer Nachbar unserer Heimat, und Deutschland kam unter die Herrschaft der Siegermächte.

Schiller, Beuthen.

Burgen und Schlösser.

(S. Abbld.: „Die Burg Freystadt".)

Das Freystädter Schloß

ist eins der ältesten und merkwürdigsten Gebäude Freystadts. Ursprünglich die Burg des Freiherrn von Rechenberg, hat es viele Kriegsstürme über sich ergehen lassen müssen. Es war das Bollwerk der Stadt, an dem sich die feindlichen Fluten brachen. Nur im Dreißigjährigen Kriege wurde es einmal von den Kaiserlichen und einmal von den Schweden eingenommen. Nach diesem Kriege ging das Grundstück in katholische Hände über und wurde in ein Karmeliterkloster umgewandelt. Da wurde dann auch auf der Südwestseite die hohe, helle Kirche angebaut. Das Kloster ging aber zu Anfang des 19. Jahrhunderts wieder ein.

Es wurde nun vom Fiskus für militärische Zwecke verwandt. Die Kirche selbst z. B. wurde Exerzierhalle.

Als dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts das in Freystadt in Garnison stehende Bataillon 59er nach Westpreußen verlegt wurde, stand der große Gebäudekomplex leer; die unteren Räume hatte die Firma Schroeter als Lagerraum gemietet.

1896 verkaufte der preußische Fiskus das ganze Grundstück an die lutherische Gemeinde in Freystadt, die nun ihr ganzes Kirchwesen dorthin verlegte. Die Kirche wurde wieder erneuert und im Juli 1897 eingeweiht; die sehr großen Räume wurden in Wohnstätten umgewandelt. Im ersten Stock befinden sich die Pfarr- und Kantorwohnung. Im unteren Stock ist die Kirchendienerwohnung, der Schulraum der evang.-luth. Schule, ein Gemeindesaal, und seit 1921 ist dort ein evang.-luth. Waisenhaus untergebracht. Für dies ist ein Neubau geplant; dann wird voraussichtlich in den jetzt vom Waisenhause benützten Räumen das Heimatmuseum eine Stätte finden. Im Innern des großen Gebäudes ist ein Lichthof, um den sich auf drei Seiten ein sehr schöner Kreuzgang zieht. Die Wallgräben sind für den Pastor und Kantor in Obst- und Gemüsegärten umgewandelt worden.

Superintendent Wichmann, Freystadt.

Das Beuthener Schloß.

Das auf uns überkommene Gebäude bildet wahrscheinlich den letzten Rest des einstigen Beuthener Schlosses, das von Wall und Graben umgeben war. 1477 eroberte es der gewalttätige Herzog Hans von Sagan. Es bildete vorübergehend den Wohnsitz des Bürgerkönigs Neumann, des Ritters von Rechenberg und der Freiherren Fabian und Georg von Schönaich. Den Winterkönig Friedrich V. von der Pfalz beherbergte es eine Nacht. General von Stahlhansch machte es während des Dreißigjährigen Krieges zum schwedischen Hauptquartier. (Näheres: Schiller, Beuthen, Ein Führer durch die Stadt und ihre Geschichte. Verlag von Kern, Beuthen.) (Bild: S. Artikel Stadt Beuthen).

Die Windischborauer Burg.



Von der Nordseite des Windischborauer Kirchberges schaut ein altes Bauwerk trübselig in das Weißfurttal hinab. Das ist die Windischborauer Burg. Der Erbauer derselben war der Ritter Georg von Rechenberg. Ihre Entstehungsgeschichte erzählt uns eine alte Steintafel, die in die Mauer eines Gesindehauses eingelassen ist und folgende Inschrift trägt: „Im Namen der ungeteilten Dreifaltigkeit habe ich, Georg von Rechenberg, auf Wartenberg und Windischborau dieses Haus 1548 aus dem Grunde erbaut und 1550 vollendet. Bitte Gott für ihn."

Von der stolzen Burg ist nur der nördliche Teil erhalten geblieben. Dieser besteht aus Feld- und Ziegelsteinen, ist 4 Stockwerke hoch, 15 m lang, 7 m breit und mit spärlichen Kunstformen versehen. Die Fenster sind flach überdeckt und haben an der Außenseite rechts und

links flache Nischen, die vielleicht zur Aufnahme von Fensterläden bestimmt waren. Der Putzbewurf darüber ist durch strahlenförmig angeordnete Linien äußerst einfach geziert.

An der Südseite des Saales, also des ehemaligen Herrenhauses, erhob sich ein runder Turm, der Bergfried. Von ihm aus schaute in unsicheren Zeiten der Burgwächter aufmerksam in das Weißfurttal hinab.

Im Jahre 1800 stürzte der Bergfried in sich zusammen und wurde nicht mehr aufgebaut. An dem Tage des Zusammenbruchs waren herrschaftliche Gutsarbeiter in ihm beschäftigt. Diese verließen vorzeitig die Arbeitsstätte, um die Mittagglocke des nahen Kirchleins zu läuten. Als sie zur Turmluke herniederschauten, gewahrten sie zu ihrem Entsetzen das Geschick des Turmes und dankten Gott für die Rettung ihres Lebens.

Die anderen Teile des Schlosses, die mit dem noch stehenden Saale den Burghof umschlossen, lagen nach Westen zu und sind nur in ihren Fundamenten erhalten. Der Wallgraben zeigt eine ziemliche Breite. Ueber ihn führte eine Zugbrücke zum Torhause.

Vorüber sind die Zeichen des Glanzes, ins Grab gesunken die stolzen Rittergeschlechter, die die Burg bewohnten. Unsere Gedanken tauchen in die Vergangenheit hinab.

In der Kemnate sitzt die Freifrau von Rechenberg, eine stattliche Erscheinung in wallendem Kleide. Das Haar ist durch ein Tuch verdeckt und wird durch einen goldenen Stirnreif zusammengehalten. Am Gürtel hängt der Schlüsselbund. Die schnellen Finger sticken fleißig an dem großen Teppich, der für den Palas (Herrenhaus) bestimmt ist. Die Truhe, auf der sie sitzt, birgt die Leinwandschätze, die der tiefe Wandschrank nicht fassen konnte. Fußboden und Wände sind mit gewirkten Stoffen geschmückt, und in der Mitte der Balkondecke hängt eine kleine Lampe bis in die Mitte des Zimmers hinab. Das Töchterlein näht fleißig ein Kleid für sich, und das Söhnchen spielt,

ohne auch nur einmal aufzusehen, mit hölzernem Pferd und stumpfen Waffen.

Vom Turme klingt das Wächterhorn. Die Zugbrücke wird heruntergelassen. Ein Ritter sprengt durch das Hoftor in den Burghof hinein. Elastisch springt er vom Pferde. Dienstfertig langt der Knecht nach dem Zügel und führt den Gaul in den Stall. Ist das nicht Dietrich von Braun auf Zölling? Wahrhaftig! Wie sieht denn dieser aus? Hat die zweijährige Gefangenschaft im finsteren Polenlande seinen Körper so zugerichtet? Therese! Die Gerufene eilt herbei. Mutter und Tochter empfangen den lange ersehnten Besuch unter der schattigen Linde im Burghofe. Der Vater plaudert zwangslos mit ihm am plätschernden Wasserbrunnen von Kampf und Gefangenschaft, von Freilassung und Heimkehr. Dann geht es über die große Freitreppe des Herenhauses hinauf in den Rittersaal. Mit Wohlgefallen hängen die Augen des jungen Ritters an den Wappen und Waffen, die den wohlbekannten Raum schmücken. Dann setzen sich alle in eine Ecke, und Dietrich erzählt von seiner Gefangennahme, von der zweijährigen Kerkerhaft in Fraustadt in Polen und von seiner endlichen Freilassung an der Tschirner Fähre für schweres Lösegeld. Ein Mahl stärkt den Besuch und erfrischt seine Kräfte. Nach dem Essen bleiben die beiden Ritter noch eine ganze Zeit beim Glase Wein am Tische sitzen. Die Frauen setzen sich auf die gepolsterten Bänke am Burgfenster und arbeiten an einer Handarbeit. Als das Horn des Turmwächters die hereinbrechende Nacht verkündigt, verabschiedet sich Dietrich von seinen Freunden und reitet im Trabe den Burgberg hinunter nach Zölling zu.

Nach 14 Tagen füllt sich das Feld zwischen Windischborau und Neustädtel mit Buden und Zelten, Narren, Gauklern und Lustigmachern. An der hinteren Seite des Turnierplatzes erhebt sich die Tribüne. Sie ist mit dichtem Zeltdach überspannt und mit Fähnlein, Kränzen und frischem Grün geschmückt. An der Brüstung steht der

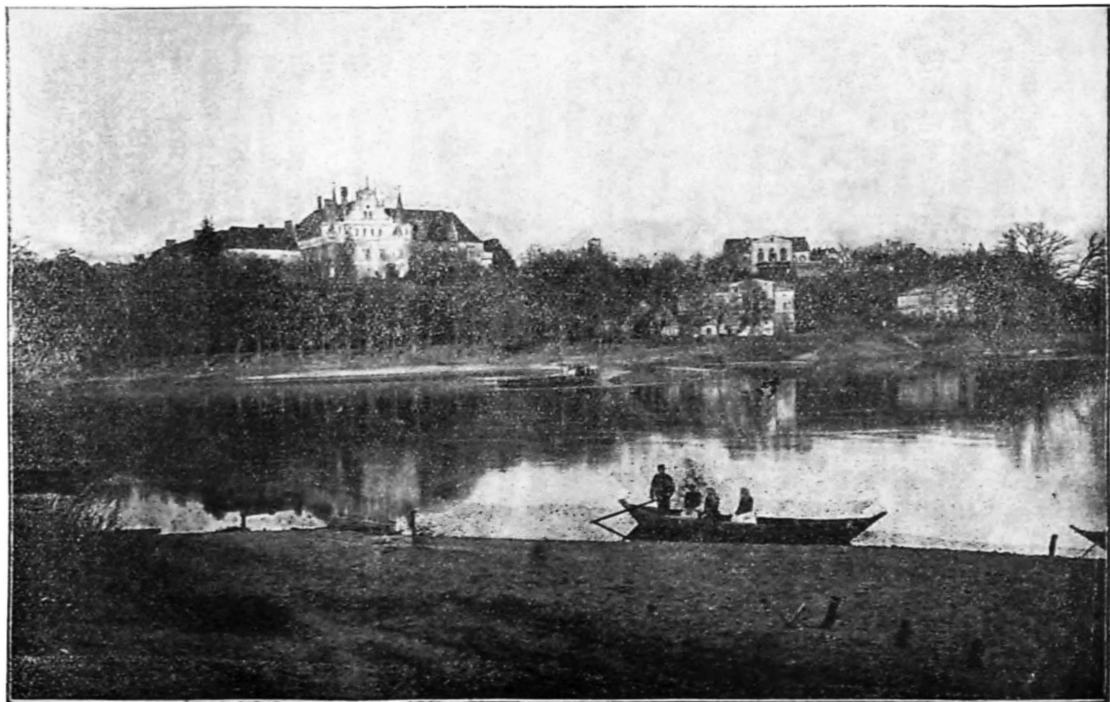
Herzog von Glogau. Um ihn herum sitzen zahlreiche Ritter und Edeldamen in prächtiger Festkleidung. Die Trompeten der Spielleute schmettern. Mit verhängten Zügeln stürmte das erste Ritterpaar gegeneinander. Die Sporen klirrten. Die Kämpfer wanken in den Sätteln. Doch keiner fällt zu Boden. Dann geht es zum zweiten Gange. Da sinkt der Ritter von Zedlitz in den Sand. Seine Knappen springen herzu und fangen ihn auf. Am Abend überreichte Therese dem Ritter Dietrich von Braun den Preis, denn er hatte die meisten Gegner in den Sand gesetzt.
Schiller, Beuthen.

Das Deutsch-Tarnauer Raubschloß.

An dem Wiesenwege, der von Deutsch-Tarnau zur Carolather Oderfähre führt, liegt ein dichter Erlenbusch von fast kreisrunder Form. Zwei Seiten desselben werden von einem hohen Erdwalle umschlossen. Morsches Mauerwerk schlummert an verschiedenen Stellen unter der Nesseldecke, und eine flache Vertiefung im Busch verrät den Ort, der einst durstigen Menschenkindern frisches Trinkwasser spendete. Das sind die Ueberreste einer alten „Wasserburg“, von der die Sage mehr zu erzählen weiß als die Geschichte. Im Volksmunde führt sie seit Menschengedenken den Namen „Raubschloß“. Sie schützte wahrscheinlich in polnischer Zeit den Oderübergang im „Hegewalde“ (=Bannwald, reichte von Carolath bis zu den Dreigräben).

Später erkor sie der Herzog Konrad Crispus (der Krause, gest. 1214), der Sohn Heinrichs des Bärtigen und der Heiligen Hedwig, zum Lieblingsaufenthalt. Sie diente ihm als Jagdschloß und gewährte seinem Hofstaate Wohnung und Obdach, wenn er in den weiten Oderwäldern Sauen und Hirsche hetzte.

Die Jagd war sein Lebenselement. Nur für sie hatte er Sinn. Ihr opferte er fast die ganze Lebenszeit.



Schloß Carolath.

Das verdroß den fleißigen Vater nicht wenig. Mehr noch betrübte denselben des Sohnes Jähzorn und rauhes Gemüt. Deshalb entzog er ihm seine Gunst und verlieh ihm bei der Teilung der Erblande (1212) nur Lebus und die niederlausitzischen Besitzungen des Herzogshauses.

Durch diese Teilung fühlte sich Konrad zurlickgesetzt. Polnische Edelleute hetzten ihn gegen seinen Bruder Heinrich auf und verleiteten ihn endlich zu einem Kriegszuge gegen diesen. Aber das Glück war ihm nicht hold. Heinrich (1238—1241) schlug ihn, an der Spitze deutscher Ritter, bei Goldberg entscheidend auf das Haupt und jagte ihn in die Flucht. In rasendem Galopp eilte Konrad nach Glogau zurück und erbat dort den Schutz des Vaters. Nach kurzer Erholungspause begab er sich nach Deutsch-Tarnau auf die Jagd. Dort ereilte ihn das Schicksal. Bei der wütenden Verfolgung einer Sau stürzte er im Hegewalde vom Pferde und brach das Genick (1214). Der Leichnam wurde nach Trebnitz gebracht und dort bestattet.

Aber der wilde Geist fand keine Ruhe. Zur Strafe für die rohe Behandlung der Bauern und des Wildes muß er, der Sage nach, jede Nacht vom Beginn der Geisterstunde bis kurz vor Sonnenaufgang in Feld und Wald herumschweifen und Jagd auf lichtscheue Ungeheuer machen. Die Benutzung der Straßen und Feldwege ist ihm verboten. Darum durchstreift er das sumpfige Erlicht und die öden Kiefernheiden der weiten Ebene. Dort ist ihm schon mancher Beuthener Bürger begegnet, der zur mitternächtlichen Stunde der Vaterstadt zustrebte. Wehe dem Wanderer, der ihm nicht zur rechten Zeit aus dem Wege geht! Denn was er vor seine Peitsche bekommt, das hetzt er so lange, bis es tot zur Erde niederfällt.

Den Ort des Unfalls soll nach den Angaben des verstorbenen Altertumspflegers, Lehrer Kierschke-Lessendorf, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein einfaches Steinkreuz gezeigt haben.

Die Burg, die nach dem Tode Konrads ein festes Heckenreiter- und Schiffsfrachträubernest wurde, ist vom Erdboden verschwunden. Ihre Bausteine ruhen in Tarnauer Häusermauern; die letzten Reste verwendete man am Ende des 19. Jahrhunderts zur Festigung der Wiesenwege.

Schiller, Beuthen.

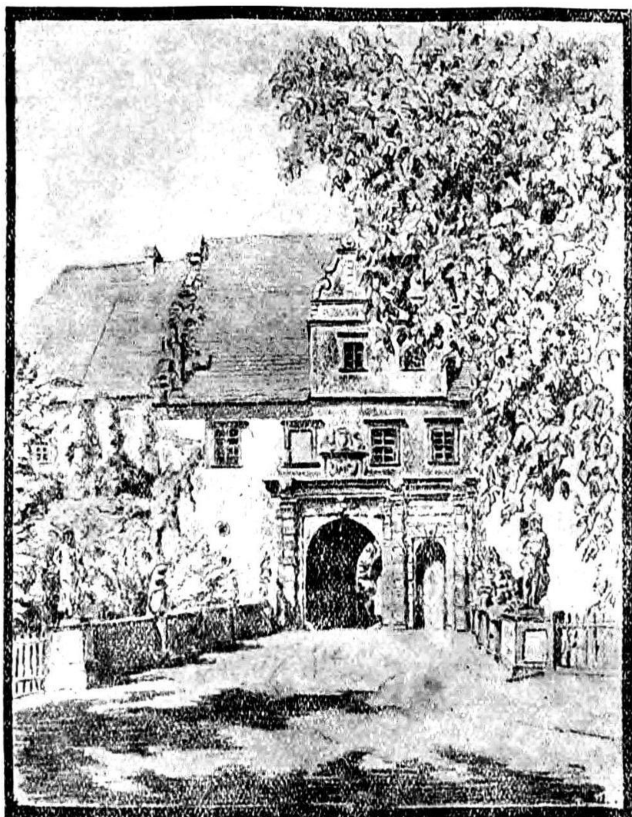
Schloß Carolath.

Hoch über den gewaltigen Eichen der Oderniederung thront stolz auf der einzigen steilen Höhe des rechten Talrandes unserer Heimat das alte Fürstenschloß Carolath. Höchst selten fügt sich ein Rittersitz so wunderbar in den Charakter einer Landschaft, wie dieses Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst. Prächtig ist der Renaissance-Giebel über dem steilen Oderufer, der von zwei mächtigen Rundtürmen begrenzt wird. Auf den Spitzen derselben funkeln vergoldete Wetterfahnen. Ihre Eichenkränze glänzen im Abendsonnenschein. An diesen Giebel schließt sich ein stattliches Herrenhaus mit zahlreichen Fenstern, hohem Steildach und achtunggebietender Länge und Breite.

Die Geschichte des Schlosses reicht bis in das 14. Jahrhundert zurück. Im Jahre 1360 erhob sich auf dem Baugrunde des heutigen Fürstensitzes ein einfaches Jagdhaus. Sein Besitzer war der deutsche Kaiser Karl IV. (1347—1378). Bewohnt wurde es vermutlich von dem kaiserlichen Förster, der den „Karlswald" zu beaufsichtigen hatte.

1381 ging das Waldgebiet als Lehen in den Besitz des Freiherrn Nikolaus von Rechenberg über. Seine Nachfolger ließen Teile des Urwaldes ausroden und in Ackerland umwandeln. Dieses wurde zu einem Vorwerk zusammengefaßt, das im Jahre 1554 100 Rinder und 2000 Schafe besaß. Zur Verrichtung der „Hofearbeiten" waren die Gärtner zu Reibnig (Reinberg) verpflichtet. Ihre Zahl betrug „samt den Vetteln, die

nicht Männer hatten", 14. Drei Schäfereien, ein Brauhaus und eine Ziegelscheune bildeten den gesamten Gebäudebestand der Siedlung. Das „Jagdhaus" wurde zu einem



Schloß Carolath (Portal).

„hölzernen Wohnhause" für den Verwalter erweitert. Franz von Rechenberg ersetzte die morschen Holzwände desselben

durch Stein- und Ziegelmauern. Er legte aber den Grund so schlecht, daß diese bald Risse bekamen und durch hölzerne Balken gestützt werden mußten.

Im Jahre 1561 verkaufte Franz von Rechenberg die Herrschaft Beuthen-Carolath für 50 000 Taler an den Ritter Fabian von Schönaich. Diesen störte der Bauzustand des Herrenhauses in Carolath nicht. In 25 Kriegsjahren hatte sich das Auge dieses Reiterführers, der in fast allen europäischen Ländern gekämpft und den protestantischen Herzog Ernst von Braunschweig in der Schlacht bei Mühlberg (1546) mit eigener Hand gefangen genommen hatte, an den Anblick solcher Häuser gewöhnt.

Sein Neffe und Erbe Georg von Schönaich, ein Feuergeist und Genie, der sich um die Ausbreitung der Kultur im Kreise Freystadt unschätzbare Verdienste erworben hat, ließ den gebrechlichen Bau niederreißen und durch den Baumeister Deckhardt aus Liegnitz den ältesten Teil des heutigen Schlosses errichten. Am 14. August 1597 wurde die Zeichnung entworfen, am 23. August 1600 der Knopf auf den Schloßturm gesetzt. Der Schloßhof erhielt zwei Brunnen. Die Werkstücke dazu lieferte der Steinbruch Wartha bei Bunzlau. 1611 entstand das Torhaus. In den Jahren 1612—1614 umgab der bekannte Festungsbaumeister Andreas Hindenberger aus Hoyerswerda das Schloß mit Schanzen und Wallgräben.

Die Stürme des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) verödeten Carolath fast ganz und verwüsteten seine Fluren vollständig. Schweden und Kaiserliche hausten jahrelang in dem Schlosse und brannten Teile desselben nieder. Ihr Besitzer, Johannes von Schönaich, lebte als Flüchtling im Schlesisch-Tarnauer Jagdschlosse. Nach dem westfälischen Frieden (1648) erhielt Hans Georg die Schönaich'schen Besitzungen zurück.

Am Anfang des 18. Jahrhunderts erfuhr das Schloß eine durchgreifende Umgestaltung durch den Grafen Hans

Karl von Schönaich. Der Baumeister Wagner aus Fraustadt errichtete die Flügel, welche den großen Schloßhof umgeben, verlieh dem Säulensaale des Erdgeschosses die heutige Gestalt, erhöhte den Turm an der Südostseite des Renaissance-Giebels und versah die Südwestseite desselben mit dem gleichen Schmuck.

Nach der Besitzergreifung Schlesiens erhob Friedrich der Große 1741 den Grafen Hans Karl in den Fürstenstand.

Die schlesischen Kriege gingen an dem Fürstentum Carolath nicht spurlos vorüber. 1759 und 1760 machte der General Soltikow wiederholt das Schloß zum Hauptquartier der russischen Armee.

Fürst Johann Friedrich Karl bekleidete am Warschauer Hofe das Amt eines preußischen Gesandten.

Fürst Heinrich zu Carolath-Beuthen, der Gemahl der feinsinnigen Fürstin Adelheid und der treue Freund des Dichters Emanuel Geibel, erlebte als blutjunger Offizier 1806 den Zusammenbruch des preußischen Heeres, zog 1814 an Blüchers Seite in Paris ein und nahm als Flügel-Adjutant Friedrich Wilhelm III. 1815 am Wiener Kongreß teil. Sein feinsinniger Poetengeist gab wiederholt der innigen Verehrung der heimatlichen Landschaft in begeisternden Worten trefflichen Ausdruck.

Schloß Carolath ist nicht im Stile einer bestimmten Zeit gebaut. Drei Jahrhunderte haben an seiner Vollendung gearbeitet. Die massive Schloßbrücke ist 1769 entstanden und mit allerlei Rokokofiguren geschmückt. Diese stellen dar: 2 Jäger in antikem Aufzuge, 2 Löwen und 2 Bären als Wappenträger, 2 weibliche Figuren, die eine mit einer Lampe, die andere auf ein Postament gestützt, einen antiken Krieger und eine Athene mit Gorgonenschild. Das Torhaus formte 1611 ein Meister der Renaissance. Das Portal und die Fußgängerpforte sind rundbogig geschlossen. Beide Oeffnungen zeigen an der Vorderseite eine Nische, die zur Aufnahme der aufgezogenen Brückenflügel bestimmt sind. Als Um-

rahmung dienen Pilaster und Quadern. Ueber der Durchfahrt ist eine Tafel angebracht, die das Wappen des Erbauers und seiner Gemahlin trägt und von Kartuschenwerk (Kartusche=Bilderrahmen mit aufgerollten Bändern) umrahmt wird. In das Torhaus wurde einst die 1608 begründete Majoratsbibliothek und eine Rüstkammer gelegt.

Hinter dem Torhause liegt der kleine Hof, der im Mittelalter den Zwinger bildete. Von ihm aus führen Tore rechts und links nach dem Park. Geradeaus kommt man zum Hofportal.

Die von diesem (rechts) in die Kapelle führende Tür ist rundbogig geschlossen. Die Kapelle wurde 1618 vollendet, ist durchweg gewölbt und wird von einer böhmischen Kappe oben abgeschlossen. In ihrem Innern mischen sich gotische Formen mit reiner Renaissance. Reich an Verzierungen sind die Lieblingsschöpfungen der Renaissance: die Säulen. Jede einzelne von ihnen besitzt ihren eigenen Schmuck. Dieser besteht aus Blumengewinden und Portraitköpfen. Durchaus gotische Formen zeigen die Ballustraden der Emporen mit ihren Durchbruchverzierungen und Fischblasenmustern. Die Kanzel ist ein Meisterstück für sich und ruht auf einem schlanken Schafte, dessen Ecken durch Stäbe gebildet werden.

In Renaissanceformen trefflich ausgebildet ist ein Kamin, welcher die Beheizung der mittleren Zuhörerbühne ermöglicht. Die in ihn eingehauene Jahreszahl 1618 ermöglicht eine sichere Altersbestimmung der Kapelle.

Von der Innenausstattung der anderen Schloßteile sind aus der Zeit Georgs von Schönaich (1591—1619) nichts weiter übriggeblieben, als die stilvollen Fenstersäulen und die prachtvollen Säulenpaare im Gartensaale. Die miteinander gekuppelten Säulen sind ganz verschiedenartig ausgebildet. Die eine zeigt Beschlagverzierungen, die andere einen spiralförmig umwickelten Schaft, von dessen Ranken sich üppiger Blatt= und Blütenschmuck abzweigt. Die Decke des Saales wurde im 18. Jahr=

hundert neu gewölbt und mit sagenhaften Darstellungen in sehr lebhaften Farben bemalt. Die Wände zeigen jüngeren Barockstuck und werden durch eine Muschelgrotte und einen Kamin belebt.

In dem großen Schloßhofe, der rings von Gebäuden umschlossen ist, wurden um 1600 zwei Brunnen angelegt. Vom ersten Stockwerk des Südflügels ist ein Balkon mit Steinbrüstung vorgeschoben. Dieser bietet nur für zwei Personen Platz und ist mit plastischem Schmuck bedeckt.

Die alten Bastionen und Wallgräben sind zum Teil noch erhalten und von dem Wege aus, der zu den Gewächshäusern der Schloßgärtnerei führt, gut zu übersehen.

Der reiche Flieder- und Epheuschmuck verleiht den Teilen des Schlosses, die mit keiner äußeren Zierat versehen sind, ein freundliches Aussehen.

Schiller, Beuthen.

Fromme Stätten.

Vergessene Klöster der Heimat.

Das Magdalenerinnenkloster zu Beuthen a. d. O.

Am 5. Mai des Jahres 1302 trabten zwei Glogauer Ritter den schmalen Fußpfad hinab, der von Nenkersdorf nach Beuthen hinunterführte.

In dem Kloster der „Schwestern der Maria Magdalena von der Buße“, das vor dem Sprottauer Tore auf freiem Felde lag, wurde es lebendig. Schweigend erhoben sich die „Weißen Frauen“ von ihren harten Holzpritschen, legten sorgfältig die schneefarbenen Gewänder an und schritten paarweise durch den Kreuzgang zur „Klosterkirche zum hl. Georg“. Dort fielen sie auf die Knie nieder und beteten lange und eifrig den Psalter. Endlich erhob sich die Aebtissin vom Fußboden

und schritt langsam dem Kapitelsaale zu. Ihr folgten die Schwestern. Andächtig klang das Wort der Vorsteherin durch die Morgenstille, als sie ein Kapitel aus dem Ordensbuche des hl. Augustinus vorlas. Eine Nonne, die sich gegen die Regeln des Hauses vergangen hatte, entblößte den Oberkörper bis an die Lenden. Laut fielen die scharfen Peitschenhiebe der Zuchtmeisterin auf den knochigen Rücken nieder, bis der strenge Blick der Aebtissin durch ein Zeichen der Qual ein Ende machte. Die fromme Schwester Perpetua unterzog sich freiwillig einer harten Geißelung, um die besondere Gunst der hl. Mutter Gottes zu erwerben. Dann verteilte die Priorin (2. Vorsteherin) die Arbeit des Tages unter die Schwestern.

Da klopfte es heftig gegen das Hoftor. Die weißhaarige Türhüterin öffnete vorsichtig den Zugang zum Kloster. „Werden die gestrengen Herren einen Augenblick Geduld haben? Ich werde den Besuch sogleich der hochwürdigen Aebtissin melden."

In wenigen Minuten war sie wieder zur Stelle. Sie führte die beiden Ritter in das Zimmer, das für den Empfang der ritterlichen und fürstlichen Gäste bestimmt war. Die Frau Aebtissin trat herein. Die Ritter sprangen auf, und der ältere stattete seine Meldung ab. Da verklärten sich die strengen Züge der Vorsteherin. Die Priorin trat ins Zimmer und setzte den Boten des Herzogs Heinrich III. von Glogau (1274—1309) einen gekochten Fisch und zwei Glas perlende Milch auf den Tisch. Mehr konnte die Küche nicht bieten; denn das Kloster ernährte sich nur von Almosen, einem Stückchen Ackerland und von der Fischerei in der Oder.

Als sich die Ritter verabschiedet hatten, schrillte der scharfe Ton der Glocke durch das Kloster. Bestürzt schauten die Schwestern einander an. Konvent (Zusammenkunft) zu dieser Stunde? Das war ja noch nie dagewesen! Da mußte sich etwas Außerordentliches zugetragen haben. Drohte dem Kloster eine Gefahr von

Seiten der Ritter, die soeben im nahen Walde verschwunden waren?

Aufgeregt huschten die Nonnen den Kreuzweg hinab in den geräumigen Kapitelsaal, in dem trotz des lachenden Maienmorgens ein sehr mattes Dämmerlicht herrschte.

Die Frau Aebtissin setzte sich auf den erhöhten Dominastuhl und überflog mit strengem Blick den Kreis der Nonnen. Dann eröffnete sie im Namen des dreieinigen Gottes und seiner Heiligen den Konvent.

„Liebe Schwestern," begann sie mit freudig erregter Stimme, „ich bringe Euch eine Botschaft, die wichtig genug ist, sie zu ungewohnter Stunde den Schwestern zu übermitteln. Unser gnädigster Herr gründete vor fast einem Menschenalter unser Kloster, um mildernd auf die rauhen Sitten unserer Zeit einzuwirken. Dasselbe soll eine Pflanzstätte edler Frauentugenden sein, durch die Erziehung junger Mädchen heilsamen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben und bedrängte Frauen gegen die Nachstellungen der Welt schützen. Diese Aufgabe kann unsere heilige Stätte nicht in dem Maße erfüllen, wie wir es gern möchten; denn uns fehlen die Mittel zur Unterhaltung aller der hilfesuchenden Frauen, Mädchen und Kinder, die bittend an unser Hoftor klopfen. Um unserer großen Armut abzuhelfen, bewilligte uns der hohe Stifter des Klosters durch den Begabungsbrief, den mir vorhin die beiden Ritter übergaben, freies Bau- und Brennholz aus seinen Wäldern, freie Eichelmast im Oderwalde, zwei Dritteile vom Zoll zu Beuthen anstatt des bisherigen einen und die Einnahmen der Oderfähre. Ferner gestattet er den Rittern Schiban und Nikolaus von Dyherrn, uns den Zins der Neustädtler Mühle für ewige Zeiten zu übereignen und erläßt uns alle Dienste, die auf dem Gute Heinrichsdorf haften, das uns als Mahlschatz der Schwestern Elisabeth und Anna von Bontsch zufiel."

Eine freudige Bewegung ging durch die Reihen, ein Raunen, Flüstern und Nicken. Dann trat ein tiefes Schweigen ein. Ein inniges Dankgebet zu dem Herrn

der Heerscharen, der die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt, stieg lautlos zum Himmel empor.

Dann trennten sich die Nonnen voneinander. Die eine ging in die Krankenstube, die andere zu den jungen Mädchen, die auf die Fortsetzung des Unterrichts warteten. Schwester Perpetua malte am Kreuzgange ein Bildnis der hl. Jungfrau. Eine grauhaarige Nonne zeichnete schöne, große Buchstaben auf ein Pergament. In den inneren Zellen wurde genäht, gewebt und geklöppelt. Drei Probeschwestern rüsteten sich zu einem Bettelgange durch die Stadt, und fünf junge, kräftige „Weiße Frauen" versahen sich mit Spaten und Hacke, um auf das nahe Feld zu gehen. So fanden in den Mauern des Magdalenenrinnen klosters Frömmigkeit und Kunst, Erziehung und Wiederbekehrung, Wissenschaft und praktische Haus- und Gartenarbeit freundliche Aufnahme und opferwillige Pflege.

Die aufopfernde Tätigkeit der rührigen Beuthener Nonnen fand in den nächsten zwei Monaten weiteren fürstlichen Lohn. Herzog Heinrich schenkte dem Kloster 4 Hufen Land (480 Morgen) und 4 Wiesen und verlieh ihm mit Einwilligung des Breslauer Bischofs Heinrich von Würben das Patronatsrecht über die Pfarrkirche zu Beuthen.

Nach Heinrich III. Tode bestätigte seine Witwe Mechthildis den Ankauf von 2½ Mark jährlicher Zinsen auf 9½ der Stadt Beuthen gehörigen Hufen, verkaufte ihm das Dorf Rauden bei Neusalz und verlieh ihm allerlei geistliche Gerichte und Privilegien.

In dem Maße, in dem der Reichtum des Klosters wuchs, mehrte sich auch der Neid und die Raublust wegelagernder Ritter und fahrender Raubgesellen. Wiederholt überfielen diese die fromme Stätte, die außerhalb der Stadt auf freiem Felde lag, raubten sie aus und mißhandelten die Insassen. Vergeblich bemühte sich die Beuthener Herrin, Herzogin Mechthildis von Glogau, das Kloster zu schützen. Sie erwirkte deshalb am 1. Dezember 1314 vom Bischof

zu Breslau die Erlaubnis, dasselbe nach Sprottau verlegen zu dürfen.

Das Gebäude muß wohl nach dem Fortzuge der Nonnen von Arbeitern, die das Feld bebauten, bewohnt worden sein; denn es befand sich im Jahre 1618 noch in so gutem Bauzustande, daß sich der Freiherr Georg von Schönaich mit dem Gedanken trug, dasselbe in ein evangelisches „Fräuleinstift für arme Jungfrauen adligen Geschlechts“ unter der Leitung der Edeldame Euphemia von Schönaich umzuwandeln. Professor Dornau hintertrieb im Interesse des Akademischen Gymnasiums die Errichtung dieser Wohltätigkeitsanstalt.

Die Klosterkirche zum „Heiligen Georg“ wurde im Jahre 1524, in dem die Pfarrkirche in protestantische Hände überging, Andachtsstätte der wenigen Bewohner des Beuthener Ländchens, die dem alten Glauben treu geblieben waren. Kloster und Kirche fielen dem Dreißigjährigen Kriege zum Opfer. Wahrscheinlich zerstörten die Schweden beide, als sie 1633 Feldschanzen aufwarfen und freies Schußfeld für die Stadtbefestigungen schufen.

Zisterziensermönche

aus Schulpforta gründeten, wahrscheinlich auf Veranlassung des Herzogs Boleslaw des Langen (1178—1201), ein Kloster in Pürschkau bei Schlawa. Das Klostergebäude ist bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben und dient als Gutsschloß. Meterdicke Mauern heben es deutlich von der Umgebung ab, und wappenähnliche Zeichen schmücken den Raum über der Haustür.

Der Bettelorden der Karmeliter

kaufte im Jahre 1685 das Schloß in Freystadt von dem Rate der Stadt und verwandelte es in ein Kloster. 1705 bauten die Mönche die St. Josephskirche an das Klostergebäude an. Diese dient heute der altlutherischen

Gemeinde als Gotteshaus. Im Jahre 1810 wurde das Kloster vom Staate eingezogen und bildet jetzt das Anstaltsgebäude des altlutherischen Waisenhauses

Schiller, Beuthen.

Die Kirchen der Heimat.



Die katholischen kirchlichen Verhältnisse der Heimat.

Die 9 katholischen Pfarreien unseres Heimatkreises gehören 2 verschiedenen Kirchenkreisen oder Archipresbyteraten an, nämlich 7 dem Kirchenkreise Freystadt und 2 dem K.-Kr. Schlawa. Die Pfarreien des Kirchenkreises Freystadt liegen ausschließlich in dem Kreisteile links der Oder. Es sind die Stadtgemeinden Beuthen, Neusalz, Freystadt und Neustädtel, sowie die Landgemeinden Brunzelwaldau, Ober-Herzogswaldau und Großenborau. Mit Ausnahme von Neusalz sind alle schon im frühen Mittelalter gegründet, wovon auch die Pfarrkirchen Zeugnis ablegen. Die größte Gemeinde ist Neusalz, mit der Tochterkirche in Rauden etwa 5000 Seelen, die kleinste Brunzelwaldau mit ungefähr 300 Seelen. Insgesamt leben 10000 Katholiken im Kreise. Davon entfallen auf die beiden Gemeinden rechts der Oder, Liebenzig und Schlawa etwa 1800, die übrigen auf die Pfarreien links der Oder.

Kirchliche Kunstdenkmäler finden sich in den Kirchen Beuthen, Brunzelwaldau, Freystadt, Großenborau und Zölling. An die St. Martinskirche in Zölling, die von Herzog Heinrich dem Bärtigen, dem Gemahl der Heiligen Hedwig, um 1220 erbaut sein soll, ist angebaut eine Kapelle der heiligen Anna, zu der am Sonntag nach dem Annatage (26. Juli) aus der Umgegend, selbst aus den Kreisen

Grünberg und Sprottau zahlreiche fromme Christen pilgern, um die Fürbitte der Heiligen in mancherlei Nöten anzuflehen.

Außer an den sogenannten Pfarrorten befinden sich katholische Kirchen noch in Langhermsdorf, Weichau, Niederherzogswaldau, Streidelsdorf, Herwigsdorf und Lindau, in denen gelegentlich von den Pfarrorten aus Gottesdienst abgehalten wird. Zahlreiche blühende kirchliche Vereine geben Zeugnis von dem innerkirchlichen Leben in den einzelnen Gemeinden.

Pfarrer Guczy, Freystadt.

Die katholischen Kirchen des Kreises Freystadt.

Der Kreis Freystadt ist schon immer mit Gotteshäusern reichlich versorgt gewesen. Die geschichtlichen Ereignisse des 16. Jahrhunderts haben die Zahl der katholischen Kirchen nicht vermindert, aber die Zahl der Parochien auf neun herabgedrückt.

Beginnen wir mit der Hauptstadt des Kreises: Freystadt. Die dortige Pfarrkirche (siehe Bild) ist ein ziemlich großes Gebäude, das sich nach außen hin in drei gleich hohe, parallel zu einander laufende Schiffe markiert, die innen von kantigen gotischen Pfeilern getragen und von gerippten Kreuzgewölben überdacht werden. Hohe, schmale Fenster, zum Teil noch mit alter Verglasung versehen, lassen genügend Tageslicht in den weiten Raum. Enge Gassen umgeben die innen einfach aber würdevoll ausgestattete Kirche. Sie wurde bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts (1123) als Pfarrkirche unter Herzog Boleslaw III. aus Holz errichtet, im 14. Jahrhundert erweitert und massiv aufgeführt; trotz mancher Brände ist sie wohl wenig verändert auf unsere Tage gekommen. Der im Achteckgrundriß erbaute stattliche Turm war früher weit höher. Von 1524—1628 war die Kirche ununterbrochen im Besitz der Protestanten.

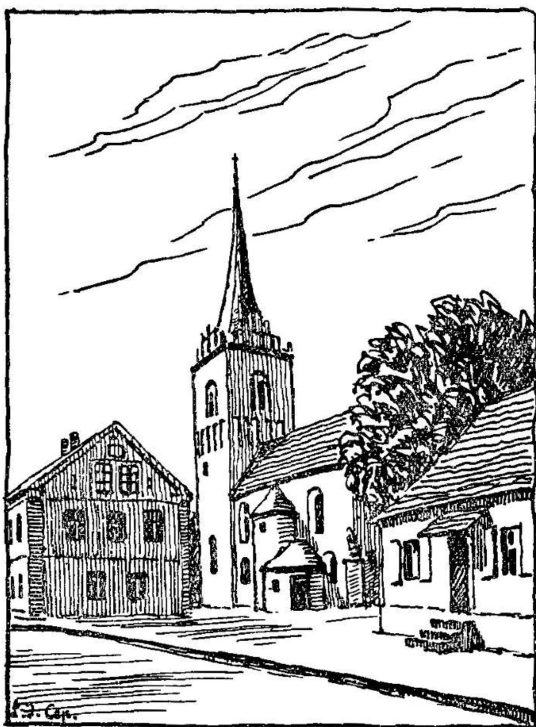


Katholische Kirche zu Beuthen a. O.

Beuthen a. Oder hat eine große, schöne Pfarrkirche, angeblich 1190 (?) unter Boleslaw dem Langen erbaut und der hl. Gottesmutter geweiht, im 15. Jahrhundert nach einem Brande dem hl. Stephanus, wurde sie 1658 nach der Zurückgabe an die Katholiken dem hl. Hieronymus geweiht. 1912 wurde ihr Inneres durch Münchener Kunsthandwerker erneuert. Prachtvoll ist das von reicher Schnitzerei umgebene Bild des Hochaltars, den hl. Hieronymus darstellend, darunter der in Barockformen gehaltene Tabernakel. Ebenbürtig ist der an der Südseite sich erhebende Bau der Kanzel, deren Schalldeckel die Bekehrung des Saulus darstellt. Von den sechs kleinen Altären sei nur der in einer Kapelle hinter der Kanzel stehende Marien-Altar erwähnt, auf dem eine aus Alabaster gefertigte Statue der Mutter Gottes den Hauptschmuck bildet. Das schöne Gewölbe der ein ziemlich breites Schiff bildenden Kirche ist mit Gemälden geschmückt. Der an der Westseite aufragende Turm hatte bis zum letzten Stadtbrande die in Schlesien übliche Form von zwei welschen Hauben mit offenem Säulengeschoß dazwischen. Das jetzige zeltartige Notdach gibt dem Stadtbilde eine gute Note.

Neustädtel hat in seiner lieben, traulichen Pfarrkirche eins der schönsten Gebäude des Kreises. Die Geschichte der nun schon recht altersgrauen, eben in ihrer äußeren Erscheinung sich recht malerisch darstellenden Kirche hängt eng mit der Geschichte der Stadt zusammen. Die erste urkundliche Nachricht finden wir in einer Urkunde des Bischofs Heinrich I. von Breslau vom Jahre 1305. Jedenfalls war 1122 die Kirche schon vorhanden, vielleicht ist ihr ältester Teil als ehemalige Kapelle der „Burg von Weißfurt" anzusprechen. 1525—1627 war sie im Besitz der Protestanten. Aus dieser Zeit stammt der im Renaissancestil gehaltene südliche Anbau mit Empore im Innern, sowie die Renaissancegiebel der Turmspitze, die den spitz zulaufenden Helm umgeben. Als Neustädtel in

den Besitz der Gesellschaft Jesu überging, schmückten die Paters ihr Inneres aus. Der Weltkrieg raubte dem schönen Geläute zwei Glocken. Die Kirche ist der heiligen Büßerin Maria Magdalena geweiht. Der sehr alte, um



Katholische Pfarrkirche zu Neustädtel.

sie herum liegende Friedhof wird schon seit einem Jahrhundert nicht mehr zu Bestattungen benutzt. An der südöstlichen Ecke der Kirche steht auf einem Pfeiler eine Statue der Mutter Gottes mit dem hl. Kinde, daneben ein hohes, schönes Messiaskreuz.



Katholische Kirche in Freystadt.



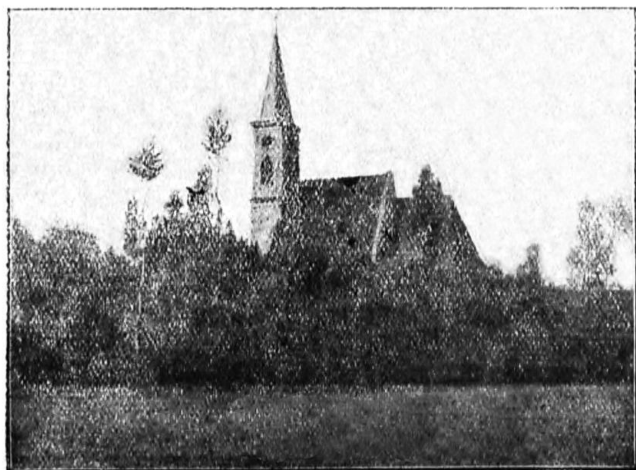
Barockaltar der katholischen Kirche in Beuthen.

Die ursprüngliche Pfarrkirche von Neusalz befindet sich in Rauden. In ihr wird auch jetzt noch von Neusalz aus pfarramtlicher Gottesdienst gehalten. Sie ist ein altes, turmloses Gebäude ohne bemerkenswerten Schmuck. Die jetzige Pfarrkirche in Neusalz ist ein Bauwerk aus dem 16. Jahrhundert, hat wegen Anwachsens der Gemeinde wiederholte Erweiterungen erfahren müssen, macht aber trotz wenig schöner Umgebung einen freundlichen Eindruck. Auch das Innere ist trotz aller Einfachheit nett und würdig. Geweiht ist die Kirche dem hl. Erzengel Michael.

Ebenfalls dem Erzengel Michael geweiht ist die Pfarrkirche zu Schlawa. Sie ist am Ende des 15. Jahrhunderts erbaut und 1604 als romanische Basilika erweitert worden. Die 1691 erbaute Kanzel ist ein Meisterwerk damaliger Steinbild-Kunst. Mit Ausnahme des Schalldeckels ist sie ganz aus Sandstein, hat viele, teils erhabene Inschriften und Verzierungen. Eine Inschrift auf der Rückseite besagt, daß diese Kanzel aus Furcht vor einem Kometen gelobet sei. Auch einen sehr alten Flügelaltar von 1603 besitzt die Kirche, sowie einen Kelch von 1514. Die Lage der Kirche ist freundlich, entsprechend einer lebhaften Kleinstadt.

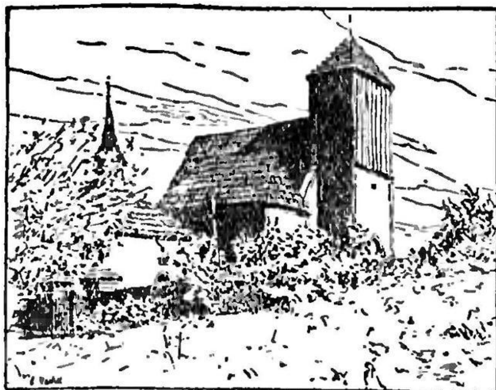
Die Kirche zu Lindau, malerisch auf dem ziemlich am Ende des Dorfes etwas erhöht liegenden Friedhof errichtet, ist dem hl. Bischof Martin von Tours geweiht, etwa um 1250 erbaut und der Pfarrkirche von Zölling zugeteilt. Bis 1917 hatte die Kirche drei Glocken. Ein geschnitztes Bild, das den Hochaltar schmückt, enthält die Figuren der hl. Jungfrau mit dem Kinde, St. Martinus und St. Dorothea. Daneben befindet sich ein 1414 datiertes Holztafelbild, darstellend den Heiland und die Apostel als Brustbilder. Das Bild hat hohen Kunst- und Altertumswert. Eine 1883 vorgenommene Renovation innen wie außen hat der Kirche ein ungemein freundliches Aussehen gegeben.

Noch malerischer liegt die Kirche von Windischborau, die 1414 von den drei Brüdern Nickel, Heinrich



Pfarrkirche zu Lindau.

und Clemens Rechenberg erbaut und dem hl. Clemens geweiht wurde. Die größere Glocke trägt die Jahreszahl 1510. Den Altar ziert gutes Schnitzwerk. Der lutherische Gottesdienst wurde hier 1559 eingeführt; die Rückgabe der



Windischborauer Kirche.

Kirche erfolgte 1629. Neben der auf sanfter Anhöhe gelegenen Kirche steht noch die ehemalige Wallfahrtskapelle St. Anna, die jetzt ein bescheidenes Ortsmuseum beherbergt.

In Brunzelwaldau finden wir die der hl. Anna geweihte Kirche schon 1376 urkundlich erwähnt. Sie war jedenfalls aus Holz und wurde nach einem Brande 1693 in ihrem ursprünglichen Stile (romanisch) wieder aufgebaut. Besonders nennenswerte Altertümer besitzt die Kirche nicht. Mit ihr durch Adjuncte verbunden ist die der hl. Jungfrau geweihte Kirche zu Langhermsdorf, in der ab und zu Gottesdienst abgehalten wird. Die Parochie ist erloschen, ebenso die Parochie Hartmannsdorf, wo auch keine Kirche mehr vorhanden ist, desgl. Steinborn.

Die Kirche zu Großenborau, deren Gründungsjahr nicht zu ermitteln ist, steht auf dem mit fester Mauer

umgebenen Gottesacker, ist dem hl. Laurentius geweiht und hat einen schönen Flügelaltar mit Gemälden auf Holz. Der Bauform nach mag die Kirche wohl vor 1300 entstanden sein. Beachtenswert ist der schöne Taufstein mit der Inschrift: „Der edle, ehrenfeste und wohlbenambte Heinrich von Rechenberg auf Großenborau hat diesen Taufstein Gott zum Lobe, der heiligen Kirche zu Ehren machen lassen, 1593.“ Die Kirche war im Besitz der Protestanten von 1528—1628.

Herzogswaldau hat ein katholisches Pfarramt und zwei katholische Kirchen. Die Pfarrkirche zu St. Georg aus dem Ende des 12. Jahrhunderts verrät schon durch ihre altertümliche Bauart und innere Einrichtung hohes Alter. Sie liegt im Oberdorfe. Im Mitteldorfe ist eine fast ebenso alte, der hl. Jungfrau geweihte hübsche Kirche, in der nur einmal im Jahre, an Maria Himmelfahrt, Gottesdienst abgehalten wird. Zu dieser Pfarrei gehören folgende Filialen: Streidelsdorf, Herwigsdorf, Weichau und Reinshain.

Auch in Poppschütz finden wir ein altersgraues, tief in Bäume verstecktes, vom Gottesacker umgebenes Kirchlein, Johannes dem Täufer geweiht. In ihm finden wir einen noch aus der gotischen Periode stammenden Altar, der 1854 auf Kosten der Regierung sachgemäß erneuert wurde. In etwas schlankem Aufbau zeigt er im Mittelfelde die Krönung Marias, als Nebenfiguren St. Johannes B. und die hl. Katharina, in den Flügeln vier Darstellungen: Verkündigung, Heimsuchung, Geburt und Darstellung Jesu, alles in schönen, sauber geschnitzten, teils farbigen, teils vergoldeten Holzfiguren, umrahmt von schönem gotischen Maßwerk. Die Rückseite der beiden Flügel zeigt schlichte, verblaßte Gemälde aus der heiligen Geschichte.

Auch Liebenzig ist eine ältere Pfarrei, der eine ehemalige Mutterkirche in Kontopp unterstellt ist. Auch in Lippen war früher eine alte Kirche. Alle zu Liebenzig gehörigen Kirchen bezw. Pfarreien haben Widmut.

Es war eine lange, aber gewiß nicht uninteressante Wanderung; vielleicht haben wir dabei einige stimmungsvolle Eindrücke von unserer engen Heimat empfangen. Jedenfalls aber ist es nützlich, auch von unseren alten, lieben Gotteshäusern etwas Näheres zu wissen. Sie erzählen uns aus Jahrhunderten von guten und bösen Tagen, und ihre Türen wollen uns Wegweiser sein zu unserer höheren Bestimmung, zur dereinstigen ewigen Heimat.

Professor E. Kolbe, Berlin-Friedenau.

Zölling.

Ein Wallfahrtsort im Kreise Freystadt.

Es ist ein gar liebliches Landschaftsbild, das sich dem Wanderer, der von Windischborau kommt, hier darbietet: eine mäßige, sich über die von tüchtiger Landwirtschaft zeugenden Gefilde breit hinlagernde Anhöhe, um die sich kaum ein Dutzend Häuser lagern, gekrönt von einer schon recht alten Kirche, der ein etwas plump erscheinender, in kräftigen Formen gehaltener Turm vorgelagert ist. Bevor wir die Höhe erklimmen, ein wenig Ortskenntnis. Zölling, ein wegen seiner landschaftlich schönen Lage viel besuchtes Dorf, hat jetzt etwa 490 Einwohner, ein herrschaftliches Schloß, drei Vorwerke, eine evangelische Schule, eine katholische Pfarr- und Wallfahrtskirche, jetzt adjuncta zu Großenborau, zwei Windmühlen.

Die erste urkundliche Nachricht von Zölling als Ort datiert von 1409; in einer zu Freystadt ausgestellten Urkunde wird als Zeuge genannt: Jacking de Czallnig (Zölling). Das Dorf hatte im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Besitzer, ehe es 1836 als Rittergut in den Besitz der Familie Gleim kam. Leider nicht lückenlos kann man die Besitzverhältnisse in den Inschriften einer Reihe Grabsteine verfolgen, die an und in der Kirche noch ziemlich gut erhalten sind.

Die dem hl. Bischof von Tours geweihte Kirche wurde 1220 oder bald nachher vom Herzog Heinrich



Katholische Pfarrkirche in Zölling.

dem Bärtigen, dem Gemahl der hl. Hedwig, erbaut. Einer alten, ohne Grund nicht anzuzweifelnden Legende nach soll vordem auf dem Hügel, der jetzt die Kirche trägt, ein von heidnischen Wenden erbauter Tempel gestanden haben. Ganz erklärlich, da die damals noch heidnischen Bewohner Schlesiens ihre Kultus- und Begräbnisstätten meist auf kahlen, weithin sichtbaren Bergen anlegten, damit, wenn die Opferflammen emporloderten, dies weit und breit gesehen werden konnte. Dazu war der Hügel von Zölling sehr gut geeignet. Es ist möglich, daß z. Z. Heinrichs die Ruinen dieses Tempels noch gestanden, der Herzog in diese Gegend kommend, sie erschaut haben mag, vielleicht gar in Gegenwart seiner Gemahlin, und an ihrer Stelle eine Kirche gebaut haben mag. Er dotierte sie mit vielen Einkünften, daß sie, vom Bischof Laurentius von Breslau zur Pfarrkirche erhoben, bald als die reichste Pfründe weit und breit galt. Obgleich seit 1767 nicht mehr selbständige Pfarrkirche, sondern der Pfarrei Großenborau zugeteilt, sind dem Sprengel der Zöllinger Kirche noch jetzt 10 Dörfer zugewiesen. Der letzte in Zölling selbst amtierende Pfarrer starb 1759, nachdem er am 31. Dezember 1758 das letzte Begräbnis in seiner Parochie gehalten und dabei bemerkt hatte: „Ist der letzte gewesen, welchem ich gesungen hab'." Er wurde in der Annakapelle, der eigentlichen Wallfahrtskapelle, bestattet. Kirche und Turm sind aus Feldsteinen erbaut und größtenteils abgeputzt. Sie sind umgeben von einem noch jetzt benutzten Friedhofe. Die einschiffige Kirche ist sehr schön gewölbt, zeigt aber in ihrem Innern nicht mehr den rein romanischen, sondern an vielen Stellen schon den Uebergangsstil. Außer dem figurenreichen Hochaltar (das Mittelbild zeigte ein altes, sehr schönes Gemälde, den hl. Martinus, in Andacht versunken und in einer Vision die hl. Dreieinigkeit schauend) sind in der Kirche noch zwei kleinere bildgeschmückte Altäre, ein vierter steht in der an die Nordseite angebauten, vom Kirchhof aus offenen St. Annakapelle; er ist mit einer guten Statue der hl. Anna und den Bildern der 14 hl. Nothelfer ge-

schmückt. Am Unterbau des Altars ist ein aus dem 17. Jahrhundert stammendes Tafelbild angebracht, die hl. Familie darstellend, gut gruppiert und farbenprächtig. Auf der inneren Empore steht eine kleine Orgel. In der Kirche selbst sind noch einige Grabsteine zu beobachten, andere sind in den Fußboden vor dem Hochaltar eingelassen, andere außen und in der Friedhofsmauer. Siebenhundert Jahre steht schon das ehrwürdige Gotteshaus und schaut wohl jetzt etwas verändert in die neue Zeit hinein; aber vergessen ist es in der ganzen Umgegend nicht. Auch wenn kein Gottesdienst stattfindet, lockt schon der Anblick stille Beter hinauf zu kurzer Einkehr. Möge es noch viele Jahrhunderte überdauern und für Tausende müder Erdenpilger eine Station zum Ausruhen sein auf der Reise ins Jenseits. Das Wallfahrtsfest wird alljährlich unter zahlreicher Beteiligung gefeiert am Feste der hl. Anna und am Sonntag darauf.

Professor E. Kolbe, Berlin.

Die evangelischen Kirchen des Kreises Freystadt.

Die Gnadenkirche in Freystadt.

Von 1651—1709 gab es keinen evangelischen Gottesdienst in unserer Heimat, denn alle Kirchen waren den Evangelischen mit Gewalt weggenommen worden. Die nächsten ev. Kirchen waren die Friedenskirche in Glogau und die auf brandenburgischem Gebiete gelegenen Gotteshäuser in Christianstadt und Lippen bei Grünberg. Dahin gingen die Evangelischen zum Gottesdienste 36 bis 39 km weit; dort ließen sie ihre Kinder taufen und die Ehe segnen. Der Besuch der Grenzkirchen wurde untersagt, die Uebertreter des Verbotes wurden mit Geld- und Gefängnisstrafen belegt, die Straßen durch Militär gesperrt. Es half alles nichts, die Kirchen wurden

doch besucht. Freystadt verarmte vollständig, weil die Landleute nicht mehr dort einkauften, sondern da, wo sie die Kirche besuchten. Nur dadurch, daß eine ev. Kirche in Freystadt erstand und die Kirchgänger dort wieder ihre Einkäufe machten, konnte die Stadt vom gänzlichen Untergange gerettet werden.

Die Hilfe kam vom Schwedenkönige Karl XII. Er zog 1707 mit seinem Heere von Polen nach Sachsen durch Schlesien und zwang auf die Bitten der evangelischen Schlesier den Kaiser Joseph I. von Oesterreich, den Evangelischen wirklich zu gewähren, was schon im Westfälischen Frieden ausgemacht war: persönliche Freiheit des ev. Bekenntnisses, ungehinderter Besuch der Grenzkirchen, Rückgabe der unrechtmäßig eingezogenen Kirchen in den Herzogtümern Liegnitz, Brieg, Wohlau, Oels und Münsterberg. Auch die Gnadenkirchen verdanken ihr Dasein dem Vertrage von Altranstädt.

Ungeheure Opfer haben unsere Väter gebracht, um den Bau der Freystädter Gnadenkirche (siehe Bild) zu ermöglichen. Die Ritterschaft des Fürstentums Glogau brachte 80000 Gulden auf, welche der österreichische Kaiser als Darlehn forderte. Er hat sich also seine Gnade teuer erkaufen lassen. 42000 Gulden sollen nötig gewesen sein, um den Weg zum kaiserlichen Kabinett frei zu erhalten. Dazu kamen nun noch die ungeheuren Baukosten. Das waren für damalige Verhältnisse ganz kolossale Summen, die nur mit Aufbietung aller Kräfte und der größten Opferwilligkeit aller Stände aufgebracht werden konnten. Die 24 Dörfer, die zu Freystadt noch heute gehören, sind keine Gastgemeinden. Sie haben sich ihr Eigentumsrecht sauer erworben.

Die alte Kirche sah ganz anders aus als die heutige; denn sie mußte außerhalb der Stadt stehen, aus Holz erbaut werden und durfte keinen Turm tragen. Den Turm hat sie erst 1826 bekommen, steinerne Mauern erst 1859 zum 150jährigen Jubiläum.

Die Gnadenkirche ist im reinsten Barockstil erbaut. Sie hat reine Kreuzform. Die Deckenfläche hat eine ungeheure Spannung, welche durch ein kunstreiches, auf dem Kirchenboden befindliches Hängewerk getragen wird.

Wir betreten die Kirche durch das Turmportal. Ueber demselben sind Kreuz, Kelch und Anker angebracht, die Sinnbilder für Glaube, Liebe, Hoffnung. Am Turm sind 2 lateinische Inschriften. Die obere: „Gloria" lautet in deutscher Uebersetzung: „Ehre sei Gott in der Höhe", die untere: „Aedificatum . . ." heißt: Erbaut 1826/27. Auf dem Turme hängen seit 1921 drei wundervolle neue Stahlglocken, in Bochum gegossen. Die große heißt „Hoffnung". Sie trägt die Inschrift: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Dem Andenken unserer im Weltkriege gefallenen Brüder." Die kleine Bronzeglocke, die so alt wie die Kirche ist, wurde dem Heimatmuseum überwiesen.

Unten im Turmportal ist ein Denkmal für einen 1739 gestorbenen Herrn von Kalkreuth.

Wir treten in die Kirche ein, Dort fällt sofort ins Auge der imposant wirkende Altaraufbau. Die lateinische Umschrift besagt, daß der Aufbau im Jahre 1721 erbaut ist. Das Altarbild stellt Jesu Auferstehung dar. Rechts und links davon: „Der gute Hirte" und „Der Sänger David." Unter dem Altar liegt der 1709 gelegte Grundstein. Ueber ihm ist eine Kapsel eingemauert mit der Inschrift: „Lob und Preis sei der allerheiligsten Dreieinigkeit."

Die Kanzel ist ein Geschenk der Frau von Loeben, deren Bild unter der Kanzel angebracht ist. Sie wird von einem Palmenbaum getragen, dessen Zweige sich kraftvoll emporzuheben scheinen. An der Kanzeltreppe sieht man die Gestalten des Moses und Johannes des Täufers. Die Kanzel selbst trägt die Köpfe der Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas u. Johannes mit den charakteristischen Erkennungszeichen: Engel ge-

flügelter Löwe, Widder und Adler. Der Schalldeckel veranschaulicht die Himmelfahrt Jesu. Die Orgel diente der Gemeinde zum erstenmal am 1. Advent 1719. Der Prospekt derselben steht noch heute, das Werk wurde im Jahre 1900 von Schlag und Söhne, Schweidwitz, mit 54 klingenden Stimmen erbaut. Ihr Bälgewerk wird elektrisch angetrieben.

Im Altarraum hängen die Bilder des Herrn von Dyherrn aus Herzogswaldau und des Herrn von Knobelsdorf aus Herwigsdorf, die besonders große Opfer beim Bau der Kirche gebracht haben.

An den Brüstungen sind Festons gemalt mit 84 Bibelsprüchen. Eine große Menge von Bildern schmücken die Decke der Kirche. In der Mitte sind 3 große Bilder: Am Altar, unterer Teil: „Adam u. Eva," oberer Teil: „Noah opfert" —, Mitte der Kirche: „Jesu Himmelfahrt" —, Orgelstück: „Das jüngste Gericht." Um das mittlere Himmelfahrtsbild herum gruppieren sich kleinere Bilder: 1. Verkündigung der Geburt Christi, 2. Beschneidung, 3. Taufe, 4. Verklärung, 5. Abendmahl, 6. Gethsemane, 7. Johannes und Maria am Kreuz, 8. Kreuzabnahme.

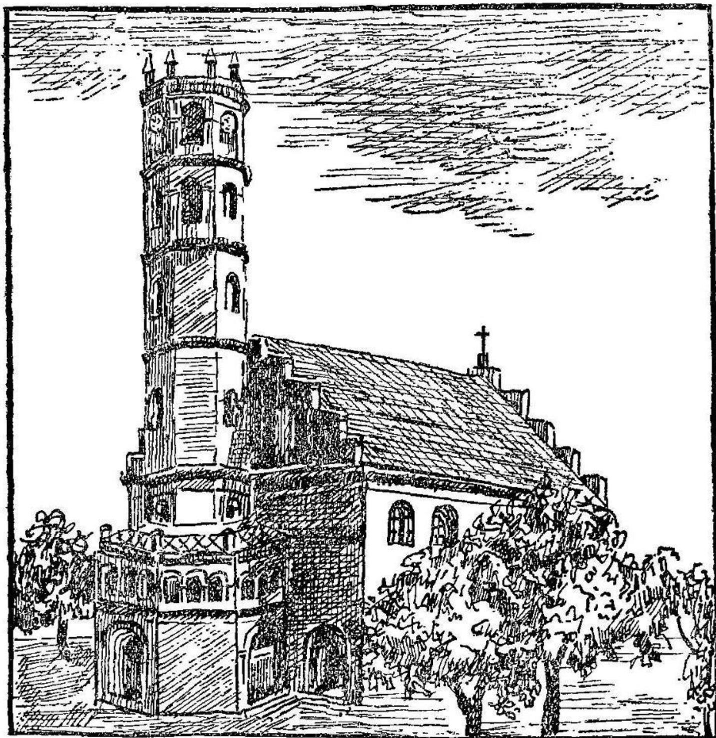
Außerdem sehen wir noch 4 Gruppen von Bildern zwischen den hölzernen Pfeilern und den Außenwänden. Auf der Bergseite: Ausgießung des hl. Geistes, Essen des Passahlammes, die Bundeslade, die eherne Schlange; Altarseite: Jeremias und der Töpfer, Jeremias wird in die Grube geworfen, der klagende Jeremias. Stadtseite: Gottes Lamm, Pharisäer und Zöllner, Hauptmann unter dem Kreuz, Jesu Leichnam, Jesu Höllenfahrt; Orgelseite: Johannes empfängt die Offenbarung, Christus auf dem Richterstuhle, das neue Jerusalem. Die 15 in Oel gemalten Bilder stellen die Geistlichen dar, welche den Titel „Primarius" führten.

Hinter dem Altar ist der Eingang zur Taufkapelle. In ihr werden im Winter die Abendgottesdienste abgehalten. Sonst dient sie als Sakristei. In ihr

steht ein altes Grabdenkmal zum Andenken an ein Gemeindeglied, Leutnant von Lehwald, der, 20 Jahre alt, 1793 bei Mohrlautern gefallen ist.

J. Kolbe, Pastor prim. i. R., Freystadt.

Die Dreifaltigkeitskirche in Neusalz.



Die evangelische Gemeinde in Neusalz besaß bereits im Reformationsjahrhundert ein eigenes Gotteshaus. Der

Obersalzamtmann David Preuß erbaute sie ihr 1591—1597. Dies schöne massive Gebäude wurde 1651 vom Oberamtmann W. v. Eisenberg den Evangelischen weggenommen und dem Glogauer Priester Rißmann für den katholischen Gottesdienst übergeben. Es ist die heutige katholische Kirche. Erst 1748 erhielten sie durch Friedrich den Großen die Erlaubnis, ein eigenes Bethaus sich zu erbauen. Dieser Fachwerknotbau, auf dem jetzigen Floriansplatz errichtet, genügte räumlich schon nach 50 Jahren kaum mehr. So wurde 1835 zum Bau der jetzigen Kirche geschritten. Der Plan ist von Stüler entworfen, von dem damaligen Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV. durchgesehen. Das Gebäude wurde samt einem achteckigen Turm ohne Spitze als Rohbau bis zum Trinitatisfeste 1839 aufgeführt, an diesem Tage eingeweiht und deshalb Dreifaltigkeitskirche genannt.

Dem damaligen Geschmack in der Kirchbaukunst schwebte die frühchristliche Basilika Oberitaliens als Ideal vor. So ist auch die Dreifaltigkeitskirche in romanischem Stile gedacht. Allerdings stören der Kanzelaltar und zwei Emporen mit ihren Ueberschneidungen an den Fenstern den Stil empfindlich. Die Kanzel ist sehr hoch angebracht. Den Altar ziert das von dem damaligen Kronprinzen geschenkte Oelbild: eine Kopie der Himmelfahrt Christi von Antonius Allegri. Die Apsis, welche in ihrer oberen Muschel als ursprüngliche Bemalung den blauen Sternenhimmel zeigt, ist nach dem Kirchenschiff zu durch einen Triumphbogen abgeschlossen. Eine ungewölbte Kassettendecke mit der ehemaligen Bemalung in gelb, blau und grau, in den größeren Feldern mit dem Sternenhimmel,von welchem die schon im alten Bethause benutzten drei massiven Kronleuchter herabhängen, schließt den ganzen Raum nach oben wirkungsvoll ab. Die Orgelempore wurde 1919, die Hauptempore darunter bereits 1900 ins Kircheninnere um ein paar Meter herausgerückt. Am Westrande des Kirchenschiffes befinden sich die schlichten

Erinnerungstafeln für die in den Freiheits- und Einheitskriegen gefallenen Gemeindeglieder. Die beiden mächtigen Gedenktafeln für die etwa 500 Opfer des Weltkrieges bilden einen wehmütig-stolzen Schmuck des Kirchinneren.

Die Orgel ist von Hartig in Züllichau erbaut. Im Turm hingen anfänglich drei Glocken, von Puchler 1839 in Gnadenberg gegossen, im D-moll-Akkord gestimmt. Zwei davon wurden 1917 abgegeben. Eine neue F-Glocke goß uns Geitner in Breslau.

Die Vorhalle am Hauptportal unter dem Turm ist ein stimmungsvoller, oben mit einer Kuppel abgeschlossener Raum. Sie wird wegen der in ihr vor der Trauung wartenden Brautpaare auch Brauthalle genannt.

Von außen gesehen ist das Kirchgebäude auf dem malerischen Kirchplatze stehend, von Ahornen, Fliedersträuchern, Maulbeerbäumen und breitblättrigen Kastanien umrahmt, nicht ohne einen gewissen romantischen Reiz. Auch bei den winterlichen Abendgottesdiensten präsentiert sie sich recht vorteilhaft, wenn bei dem hellen Kircheninnern sich die hohen romanischen Kirchenfenster mit ihrer schönen Sprosseneinteilung aus dem Dunkel leuchtend herausheben.

Pastor Berger, Neusalz.

Die evangelische Kirche zu Beuthen a. O.

Friedrich der Große führte die allgemeine Religionsfreiheit in Schlesien ein. Unter seinem Schutze wagten die Beuthener, die seit beinahe 100 Jahren ein eigenes Gotteshaus nicht mehr besaßen, den damaligen Patron, Fürsten Hans Carl zu Carolath-Beuthen, um Ueberlassung der Fundamente des alten Gymnasiums zu bitten. Für 1000 Gulden überließ er ihnen den Platz und lieferte noch sämtliches Bauholz zum Neubau des Gotteshauses. Der Bau wurde im Jahre 1744 begonnen und 1746 vollendet. Das Geld für denselben wurde durch eine von König Friedrich dem Großen bewilligte Hauskollekte aufgebracht, welche

557 Thaler ergab. Am 1. Advent, den 27. November 1746, konnte die Gemeinde ihren Einzug in das neue Gotteshaus halten. Friedrich der Große sandte der Gemeinde auch den ersten Prediger, George Sigismund von Kunowski, einen der sog. schlesischen 12 Apostel.

Die Beuthener Kirche ist im alten Barockstil erbaut. Sie ist 37 m lang und 19 m breit (ohne den Anbau der



Evangelische Kirche zu Beuthen a. O.

Sakristei), mit einer Doppelreihe von je sechs Fenstern und einem Hauptportal nach der Straße zu. Das Innere, im Bethausstil des vorigen Jahrhunderts gehalten, gewährt mit zwei Emporen Raum für 1200 Sitzplätze. Die Außenhöhe beträgt 20 m, die Innenhöhe 13 m. Im Innern

fällt besonders der schöne Altar auf, der ebenso wie die Kanzel und der Taufstein im Jahre 1751 von dem Bildhauer Jerschkersky=Glogau im Barockstil angefertigt wurde.

Die Orgel wurde im Jahre 1878 von der Firma Schlag und Söhne in Schweidnitz neu erbaut. Sie hat 35 Register, darunter 30 klingende Stimmen.

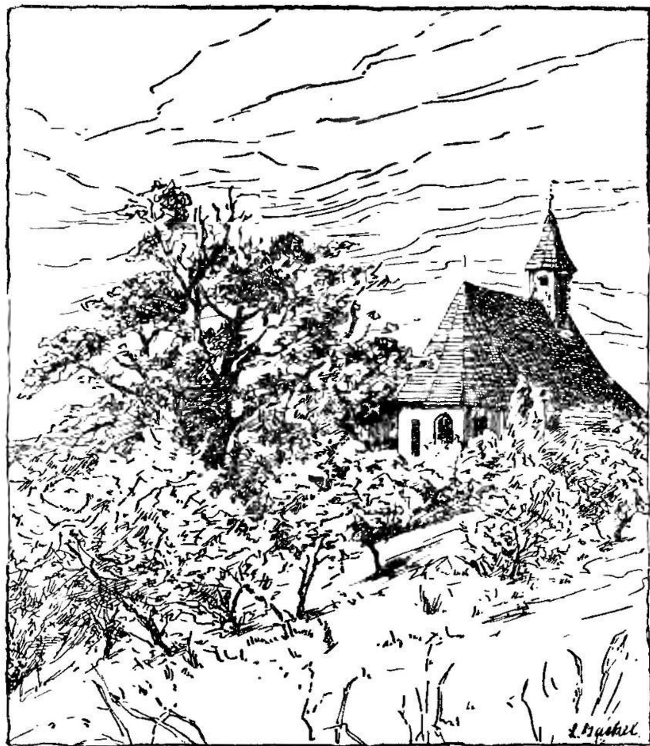
Der Turm ist in den Jahren 1859—1860 erbaut worden. Die feierliche Einweihung zugleich mit Glockenweihe fand am 19. November 1860 statt. Die Glocken, 35, 20, 10½ und 4½ Centner schwer, trugen die Namen Fides, Coritas, Spes, Conkordia; sie sind von dem Glockengießer Gruhl in Klein=Welke gegossen. Im Weltkriege wurden die größte und die kleinste Glocke der Gemeinde genommen, so daß das Geläute jetzt nur noch aus den beiden Mittelglocken besteht.

Oberpfarrer Klepper, Beuthen.

Die evangelische Kirche in Liebenzig.



Als nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen eine allgemeine Religionsfreiheit gewährt wurde, lebte in allen Ortschaften unserer Heimat der evan=



EVANG. KIRCHE ZU CAROLATH,
erbaut 1600 von Georg von Schönaich.

gelische Gottesdienst sofort wieder auf. In Liebenzig wurde er zuerst in einer Scheune abgehalten. 1747 wurde der Bau der Kirche in Angriff genommen und so gefördert, daß bereits am 1. Adventssonntage desselben Jahres die Einweihung stattfinden konnte. Die Kirche hat Bethausstil. Die Decke im Innern ist gewölbt und wird von korinthischen Säulen mit Kapitälen getragen. Altar und Kanzel, die übereinander liegen, werden von vier korinthischen Säulen gestützt und sind durch reiches Schnitzwerk verziert. Das Türmchen ist erst später aufgesetzt. Die Glocken befinden sich in einem besonderen Glockenturm auf dem Kirchhof.

Die Kirche ist in den letzten Jahren gründlich renoviert worden und bietet einen schmucken Anblick. Ringsum ist sie von hohen Bäumen umgeben, die bald nach der Einweihung gepflanzt wurden und nun fast 175 Jahre alt sind.

Pastor Scholz, Liebenzig.

Bielawe.



Klopsch berichtet in der Geschichte des Geschlechts von Schönaich: „Am Donnerstag nach Valentini (Mitte Februar) 1541 kaufte Wolf von Glaubitz auf Klein-Tschirne von Franz von Rechenberg einen Fleck Ackers auf „der Bielawe“ (weißen Aue) für 300 Mark, um daselbst 12 Gärtner, 1 Schäfer, 1 Hofmann, 1 Vogt und 1 Hirten

auszusetzen. Zugleich erlaubte er ihm, für sein und seiner Untertanen Vieh freie Trift und Hutung in den Beuthnischen Heiden, freies Eichellesen für vier Personen, freie Fischerei und freies Bauholz für die Herrschaft von Klein-Tschirne und Brieg (bei Glogau), sich nur die grundherrlichen Rechte vorbehaltend. Am Tage Oculi (17. März) 1560 hat er ihm noch 2 Ackerflecke und 4 Wiesen verkauft und zugelassen, eine Windmühle zu bauen und 1 Finkensteller [Fengler] zu halten, desgleichen dem Kretschmer Matthes Snoppe und dem Simon Stephan Aecker und Wiesen auf der Schlimpschken Heide und auf der „Ratte", auf dem Beuthnischen Grunde, gegen Erbzins abgelassen." Heft 2 S. 112 berichtet Klopsch, daß der Ritter Fabian von Schönaich, Bilawe von Wolf von Glaubitz am Dienstag nach Reminiscere (29. Februar) 1564 für 4500 Thl.gekauft habe und bemerkt S. 119—120: „Die Dörfer Haltauf (Aufhalt), Neu-Bilawe pp. sind alle von Fabian von Schönaich angelegt und durch ihn jene weiten Flächen, deren Waldungen Franz von Rechenberg zum Ausroden verkauft hatte, jetzt von Tausenden bewohnt und fruchttragend angebaut. Den Bilawern baute er eine Kirche von Holz, begabte sie mit einer Widemut für den Geistlichen und den Schullehrer und besetzte beide Aemter als Patron." Das Bielawer Pfarrarchiv ist leider 1646 und 1742 verbrannt. Auch die Kirche ist 1646 im Dreißigjährigen Kriege durch Unvorsichtigkeit schwedischer Soldaten, welche darin ein Lagerfeuer hatten, abgebrannt. Zu der zweitenKirche gehörten außer Alt- und Neu-Bielawe und den später entstandenen Kolonien Landskron und Amalienhof noch die Dörfer Hohenborau, Rosenthal und Grochwitz, wo 1620 eine Filialkirche, die jetzt noch besteht, erbaut wurde und Kotzemeuschel (1 Dominium, später dismembriert). Ein einziges Schriftstück ist erhalten, ein vom Kirchenschreiber Hans Werner geführtes Taufregister 1648—1656, in welchem die meist heut noch vertretenen Namen und die Taufen zweier Kinder des Pfarrers Tobias Joh. Schedetzky (1641) hier amtierte, aber 1654 von der

Reduktionskommission vertrieben wurde, nachdem er noch 7 Jahre in einer Scheune des Freigärtners Hans Krause (gegenüber dem Kirchplatz) Gottesdienst gehalten hatte, da der größte Teil von Alt-Bilawe nebst Kirche, Glockenturm, Schule und Pfarrhaus 1646 abgebrannt waren. Auf dem Deckel obigen Taufregisters steht: „Anno 1653 den 24. Juli ist allhier das Predigen verboten worden." Im Jahre 1704 wurde ein neuer Turm auf die Stelle des alten erbaut und vom Glockengießer Sebastian Götz in Breslau eine neue Glocke gegossen. Zu derselben wurde 1 Zentner 3 Stein alte Glockenspeise gegeben, sie wog im Ganzen 4 Zentner, hatte die Inschrift: „Glocke des Bilawischen Kirchspiels, Anno 1704, Soli Deo Gloria", kostete 110 Thl., wurde durch repartierte Beiträge des ganzen Kirchspiels [inkl. Hohenborau und Rosenthal] bezahlt und 1705 aufgezogen. 1793 wurde sie durch Meyer-Liegnitz unter Pastor Beling [neben der Pfarrgartenpforte beerdigt] umgegossen und mit einer neuen 2. Glocke aufgebracht. 1767 war nach längeren Verhandlungen mit König Friedrich dem Großen die jetzige Kirche auf dem alten Platz, doppelt so groß wie die erste, erbaut, 1768 das Pfarrhaus und die anderen Gebäude wiederhergestellt, Altar, Orgel (von Methner-Neustädtel) renoviert. Der 1. Geistliche war nach dem Wiederaufbau Traugott Köhler (1766—1787); der 2. war Georg Abraham Beling, Sohn des Pastors in Klein-Tschirne, der die alten Linden um Kirche und Pfarre pflanzte und 1806 hier starb. Ihm folgten die Pastoren Schreiber aus Freystadt, Kliehm aus Sorau, Büttner aus Schweidnitz, Weber aus Niederwünsch bei Merseburg 1820—1839, Cretius, Krieger aus Lübben 1939—1860, Patrunsky aus Freiwaldau 1868, kam aus Weichau hierher, Marthen 1874, Gürtler 1878, Janssen (Ostfriese) 1885, Johannes Lorenz aus Pontwitz, Kreis Oels, geboren 16. Dezember 1858, hier seit 11. Oktober 1885 bis jetzt. Von Schulhaltern vor Aufbau der Kirche (1767) werden genannt: Schuhmacher, Gärtner, Kaube, Schiller 1760, Kliche, der auch Handel trieb.

Seit 1767 wirkten als Kantoren: Hedscher 1767—1790, Hielscher 1790—1793, Seyfert 1793—1827, Fischer 1828—1862, Hoppe 1863—1894, Adolf Kubsch bis jetzt. Das kirchliche Leben ist hier sehr rege, die Gemeinde eine freudige Singgemeinde. Aeußerlich leidet sie darunter, daß sie keine Patronatsbeihilfen und keine Widemut besitzt, da diese ihr von der reichen katholischen Pfarrei in Kuttlau 1654 geraubt wurden und 1850 trotz Prozeßführung wegen „sitzender Verjährung" nicht wieder erstattet wurde. Dagegen gewann sie den Prozeß 1767, als der Wiederaufbau der Kirche schon begonnen hatte und die katholische Kirche Kuttlau den Kirchplatz als ihr Eigentum forderte; die dauernde Benützung des Friedhofes um den Kirchplatz schützte die Gemeinde vor diesem Verlust. 1867 war die Kirche untermauert. Superintendent Krieger (1860 hier) aus Canth bei Breslau schenkte das Altarbild (Christus in Gethsemane), Herr Gärtner schenkte das marmorne Kruzifix und eine rote Altarbekleidung, Stuckateur Hampel zwei betende Engel. Den Dorfplatz zieren zwei Kriegerdenkmäler von 1871 und 1914—18.

Pastor Lorenz, Bielawe.

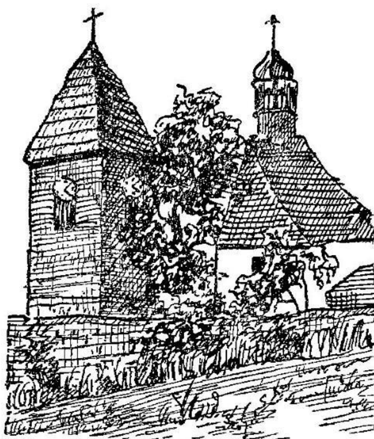
Die evangelische Kirche in Weichau.

Wer von Freystadt über Herzogswaldau nach Weichau kommt, erblickt hierselbst zunächst an der Kreuzung der Fahrstraßen den großen, freistehenden Glockenturm mit seiner weithin sichtbaren Uhr. Er ist zugleich als „Denkmal des Friedens" (1866) von der politischen Gemeinde Weichau erbaut worden, eingeweiht 1867 und dient mit seinem Geläut beiden Konfessionen, wie früher die Glocken der hiesigen katholischen Kirche, die 1863 beim Brande des Kirchturmes infolge Blitzschlages zerschmolzen waren. Dem Glockenturm benachbart, steht das stattliche 1911 erbaute evangelische Pfarrhaus und, mit ihm durch die Sakristei verbunden, die in einfachster Bauart gehaltene evangelische Kirche. Sie ist am 31. Oktober 1779 ein-

geweiht worden und dient den Evangelischen von Weichau, Reinshain, Merzdorf und Neudorf. In ihrer schmucklosen Gestalt, ohne Turm, ist diese Kirche ein Zeuge vergangener schwerer Zeiten. Nach den schlesischen Kriegen war es für kleinere evangelische Gemeinden wie Weichau auch mit Hilfe Friedrichs des Großen kein Leichtes, sich eigene Kirchen zu erbauen. Der mit Säulen und Barockfiguren gezierte Altar unserer Kirche stammt aus der evangelischen Kirche in Neusalz und wurde bei deren Abbruch 1839 von dem dortigen praktischen Arzt Süßmann, dem Schwiegervater des Weichauer Pastors Bretzel, gekauft und gestiftet.

Pastor Hoefer, Weichau.

Die Kirche in Hartmannsdorf.



Seit 1528 erfreute sich die Gemeinde Hartmannsdorf 100 Jahre lang ungestört evangelischen Gottesdienstes, Balthasar Grasse aus Freystadt war der erste evangelische Geistliche hier. Seit 1628 begannen die Störungen,

(Lichtensteiner), doch blieb bis 1654 die Kirche im Besitz der Evangelischen. 1654 wurde die Kirche geschlossen und die Pfarrwidemut dem katholischen Pfarramt Brunzelwaldau überwiesen. Die Kirche blieb bis 1690 verschlossen. Dann brannte sie nieder. Erst unter Friedrich II. konnten die treu zum Evangelium stehenden Bewohner unserer Gegend wieder eine evangelische Bethauskirche erbauen. 1749 — die Zahl steht noch heute in der Wetterfahne des Turmes — wurde sie fertig. Die Gemeinde, wenig über 600 Seelen, weiß, was sie an ihrer Kirche hat, und steht fest im Glauben der Väter.

Pastor Büttner, Hartmannsdorf.

Das Gotteshaus zu Carolath.

(S. Abldg.)

Wenn der Fremde zur Zeit der Fliederblüte vom Schulhause aus dem Kirchhoftore zuschreitet, so ahnt er wohl kaum, daß sich hinter diesem soviel Naturschönheit und inmitten dieser soviel geschichtlich wertvolle Denkmäler seinem Auge erschließen. Er betritt ein Fliederparadies mit unzähligen blauweißen Blütentrauben. Und in der Mitte desselben steht das durch sein hohes Alter ehrwürdig gewordene Kirchlein und schaut von der Höhe gar lieblich und einladend in das weite Odertal hinab. Und wenn man in den Fliederbüschen sucht, so findet man ein altes Reiterdenkmal für Helden, die einst im Befreiungskriege mit Mut und Tapferkeit für ihres Vaterlandes Ehre kämpften. Ein schlichtes Eisernes Kreuz ziert den Sandsteinsockel. Auf der Westseite des letzteren ist folgender markiger Reiterspruch zu lesen:

Hier in des Todes Hauptquartier
Sind wir nun beide eingeritten.
Vereinigt, wie im Leben wir
Im Kampfe oft zusammen stritten . .

Nach der Adelheidshöhe zu wird der Kirchhof

durch das in Kreuzform gebaute fürstliche Mausoleum mit den beiden Engelsstandbildern, dem Engel des Friedens und dem Engel des jüngsten Gerichts, abgeschlossen. Und nun zu dem Kirchlein selbst! Ueber 300 Jahre steht es schon auf seinem Platze und hat so manchen Sturm erlebt! Im Jahre 1600 wurde die Pfarrkirche auf dem Höhengelände an einem mit entzückender Aussicht verbundenen Punkte erbaut. Georg von Schönaich schenkte ihr eine Glocke, die nach 280jährigem Gebrauch einen Sprung erhielt und durch drei andere ersetzt wurde. Während in Beuthen die evangelischen Kirchen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges vorübergehend geschlossen, geöffnet und wieder geschlossen wurden, konnte sich Carolath in der ganzen Zeit freier Religionsübung erfreuen. Doch auch für unser Kirchlein schlug die Stunde. Durch Amtsbefehl vom 26. Juli 1653 wurde das Predigen in unserem Kirchlein verboten. Viele Jahrzehnte blieb dasselbe geschlossen. Erst zur Zeit Friedrichs des Großen öffneten sich seine Pforten, und am Sonntag Sexagesimae des Jahres 1742 wurde wieder zum erstenmal in ihm gepredigt.

Von der Ost- und Südseite des alten Friedhofes aus genießt der Beschauer eine fast unvergleichlich schöne Aussicht über das Odertal bis zu den Türmen Glogaus hin, und so kam es, daß in den 60er Jahren der Geistliche an zwei Sonntagen die Kirchenbesucher vor Beginn der Predigt zum Eintritt in das Gotteshaus durch den alten Kirchvater Krug nötigen lassen mußte; es plauderte sich dort draußen zu schön. Als Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, im Juli 1864 gelegentlich des Begräbnisses des Fürsten Heinrich diesen alten Kirchhof betrat, rief er aus: „Ein herrlicher Fleck Erde!"

Kantor Glatzer, Carolath.

II.

Die heimatliche Erde und ihre Schätze.



Die Entstehung der Landschaftsformen.

Die erdgeschichtliche Entwicklung des Kreises Freystadt ist in tiefes Dunkel gehüllt. Kein Schriftstück gibt uns Aufschluß über die Entstehung des Landschaftsbildes; denn das Menschengeschlecht ist ja viel jünger als dieses. Und doch fehlt es nicht an Urkunden, die uns einen Einblick in die erdgeschichtliche Vergangenheit der Heimat gewähren. Das sind die stummen Steine der weiten Felder, die verschieden gearteten und gelagerten Erdschichten der Sand- und Lehmgruben und der Braunkohlenschächte und die in ihnen ruhenden Felsbrocken, Muscheln und Schnecken. Sie lüften den Schleier, der die endlose Vergangenheit deckt, und verraten die Grundzüge der heimatlichen Erdgeschichte dem, der ihre Schriftsprache zu deuten vermag.

Ein Verständnis für den Aufbau der heimatlichen Landschaft ist ohne Einblick in die großen Zusammenhänge der Erdgeschichte undenkbar. Darum rufen wir uns zunächst das ins Gedächtnis zurück, was wir von der Entstehung unseres Planeten und von der Bildung seiner

Oberfläche zur Zeit des erdgeschichtlichen Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit wissen.

Die Entwickelung der Heimatscholle.

In der

Urzeit

war unsere Erde ein glühender Gasball. Durch allmähliche Abkühlung ging sie in einen glühend-flüssigen Zustand über und bildete eine leuchtende Feuerkugel. Das Wasser der Meere, Teiche und Flüsse schwebte als Nebelschicht in der Luft und bildete eine undurchsichtige Dunstmasse. Diese war viele tausend Kilometer dick und umgab den Erdball in Form einer Gashülle.

Die ungeheure Kälte des Weltenraumes kühlte die Feuerkugel ab. Die Rotglühhitze erstarb. Es bildeten sich feste Erdschollen, die immer größer wurden und endlich zu einer festen Erdkruste zusammenwuchsen. Die Erstarrungsmasse verdickte sich mehr und mehr, zog sich zusammen und erhielt Falten und Runzeln.

Die Abkühlung des Erdballes machte immer weitere Fortschritte. Infolgedessen verdichtete sich der Wasserdampf, der ihn wie eine lockere Hülle umgab, zu gewaltigen Wolkenmassen und endlich zu zahllosen Wassertropfen, die in jahrhundertlangen Regengüssen zur Erde niederrauschten und sich zu einem ungeheuren Urmeer vereinigten.

Immer mehr zog die Kälte den glühenden Erdkern zusammen. Die Zahl der Runzeln und Falten, die sich allerorten bildeten, nahm zu. Ganze Erdschollen tauchten aus dem Wasser empor und drängten andere in die Tiefe. Die hochgehobenen Teile der Erdoberfläche wurden zu Inseln und Erdteilen, die versunkenen bildeten die Meeresböden und Flußtäler.

---

durchbrachen glutflüssige Gesteinsmassen vielfach die Erstarrungskruste und lagerten darüber eine starke Panzerdecke ab. Diese umfaßte wie eine Nußschale das ganze Erdenrund und bestand in der Hauptsache aus Gneis, einem Gemenge von Feldspat, Quarz und Glimmer von schieferigem Gefüge und aus Glimmerschiefer, einer Zusammensetzung aus Quarz und Glimmer.

Ein gewaltiger Seitendruck wölbte Teile der Erdrinde auf. In die entstandenen Hohlräume drang aus dem Innern der Erde ein glutflüssiger Brei, der die darüberliegende Gesteinsdecke nicht durchschlug, sondern in größerer Tiefe langsam zu Granit erstarrte. Der Granit ist ein schichtenloses, grobkörniges Gestein, das aus Feldspat, Quarz und Glimmer besteht. Wo dieses Tiefengestein (wie im Riesengebirge) heute frei zutage tritt, dort ist die darüberliegende Decke verwittert und der Schutt vom Wasser fortgetragen worden.

In seichten Meeresbuchten und Binnenseen sammelten sich Schutt- und Schlammassen aller Art an. Auf diesen entwickelte sich unter dem Einflusse eines heißen, feuchten Klimas eine üppige Pflanzenwelt. Baumartige Farne, bärlappähnliche Schuppenbäume, riesenhafte Schachtelhalme und besenförmige Narbenbäume bildeten undurchdringliche Urwälder. In den lauwarmen Fluten der seichten Wasserrinnen wimmelte es von riesenhaften Eidechsen, Fischen, Krebsen und Schnecken. Die abgestorbenen Baumleiber sanken in den Sumpf und vereinigten sich im Laufe der Jahrtausende zu dicken Holzschichten. Der Wasserspiegel schloß sie von der Luft ab und schützte sie vor der Verwesung. Bewegungen des Erdinnern setzten Geröllmassen in Bewegung, die die Sümpfe verschütteten, und Wasserfluten zogen Sand- und Schlammdecken darüber. Da die Luft keinen Zutritt zu den untergegangenen Wäldern fand, verwandelten sich diese

in die Steinkohlenflötze, die der Bergmann heutzutage aus den Tiefen der Erde heraufholt.

Im Mittelalter der Erdgeschichte

ruhte auch in Schlesien die Gebirgsbildung fast ganz. Das Meer drang in gewaltigem Ansturm gegen das Festland vor und begrub alle tiefer gelegenen Landesteile unter seinen Wogen. Den Spitzen der Höhen war keine ewige Lebensdauer beschieden; denn der Verwitterung widersteht selbst der härteste Stein nicht. Starke Sonnenbestrahlung dehnte die Gebirgsrücken aus und verursachte Ritzen und Spalten, in die das Wasser eindringen konnte. Der Frost vergrößerte diese und lockerte das Gefüge immer mehr. Eindringende Pflanzenwurzeln taten das Gleiche. Im Laufe der Jahre bildete sich auf der Erdoberfläche eine Schuttdecke, die alle festen Gesteinsteile unter sich begrub. Wind und Regen trugen sie als Staub, Sand, Schlamm und Geröll zu Tale. Die brandenden Wellen laugten sie aus und lagerten die löslichen Bestandteile auf dem Meeresgrunde schichtenweise ab. Es waren das vor allen Dingen Kalke und Salze. Dazu gesellten sich noch die kalkigen Schalen verschiedener Muschelarten. Gegen Ende des Mittelalters hob sich der Meeresboden und tauchte zum Teil allmählich als Land wieder empor. Die Bodensätze des verschwundenen Meeres erhärteten an der Luft. Aus ihnen entstanden die Kalk-, Kreide- und Salzschichten, die Sandbänke bei Löwenberg, die feinen Tone und Kalke bei Bunzlau und Penzig und die Zementlager bei Oppeln.

Von der Erdbildung des erdgeschichtlichen Altertums und des Mittelalters ist der Kreis Freystadt sichtbar nicht berührt worden. Es hat den Anschein, als ob er höher gelagert gewesen wäre als jetzt, sodaß dem Meere jener Zeit keine Gelegenheit geboten wurde, seine Senkstoffe hier abzulagern. Es kann aber auch sein, daß er die tiefste Stelle des Meeresgrundes bildete. Dann liegen die Ablagerungen jener Zeit in einer Tiefe, in die bisher weder

ein Brunnenbauer noch ein Braunkohlenbohrer gedrungen ist.

Sichtbare Spuren hinterließ dagegen die

Neuzeit

der Erdgeschichte, die die Gelehrten in die Unterzeitalter des Tertiärs, des Diluviums und des Alluviums zerlegen.

In der Tertiärzeit

regten sich noch einmal die gewaltigen Kräfte des Erdinnern und veranlaßten eine sehr starke Bewegung der Erdrinde. Durch eine neu einsetzende Faltung entstanden in Europa die Alpen, Karpathen, Pyrenäen, Apeninnen und der Kaukasus. Die deutschen Mittelgebirge erhielten ihre endgültige Gestalt. Glühende Gase bohrten in Gebieten geringer Festigkeit, ja selbst durch starke Gesteinspanzer eine Anzahl Kanäle bis an die Erdoberfläche. In diesen Oeffnungen quollen Massen zähflüssigen Gesteinsbreies empor und türmten sich zu einzeln gelegenen Basaltkegeln auf, die über ganz Mitteldeutschland von der Eifel bis nach Oberschlesien verstreut sind. Die nächsten Zeugen dieser Vorgänge sind die Basaltkuppen des Gröditzberges bei Goldberg und der Landeskrone bei Görlitz. Der Basalt ist ein Gemenge von Feldspat, Augit und Magneteisenerz. Darum ist seine Farbe dunkelgrau bis schwarz. Seine Sprödigkeit beschränkt die technische Verwendbarkeit. Am meisten dient er zum Beschottern von Straßen und Bahnkörpern. Als die letzten Anzeichen der erlöschenden vulkanischen Tätigkeit sind wohl die kohlensäurehaltigen Mineralquellen unserer Gebirge aufzufassen. Doch sind die eigentlichen Schollenbewegungen unserer Heimatprovinz bis in die neueste Zeit hinein noch nicht völlig zur Ruhe gekommen. Das beweisen die Erdbeben vom 31. Januar 1883, vom 11. Juni 1895 und vom 10. Januar 1901, welche besonders die Sudeten erschütterten, aber zum Teil auch in unserer Heimat mehr oder weniger deutlich spürbar waren.

In den Bereich der tertiären Krustenbewegung geriet auch unsere Heimat hinein. Eine Scholle der Erdoberfläche sank in die Tiefe und schuf die 5—10 km breite Grabensenkung zwischen Köben und Neusalz, die bis zum Jahre 1854 bei jedem Hochwasser von den Fluten der Oder in ein wogendes Meer von der halben Größe des Bodensees verwandelt wurde.

Eine andere Bruchlinie folgte der Richtung Nenkersdorf, Bösau, Würbitz, Neustädtel, Nettschütz, Freystadt und Grünberg. Diese füllte sich mit ausgedehnten Süßwasserseen und Sümpfen. Ein großer Strom floß in vielen Windungen durch die Landschaft, füllte die Tiefe mit Sand und Schlamm, setzte Quarzsande, Kiese, Letten, graue und blaue Tone ab und erhöhte das Land. Als durch solche Flußablagerungen die Sprünge der Erdrinde zu einer weiten Ebene aufgehöht waren, überzogen sich die flachen Senken mit einer reichen Pflanzenwelt und entwickelten sich zu großen Sumpfwäldern. Hohe Palmen reckten ihre Kronen in schwindelnde Höhen hinauf. In dichten Wäldern wucherten immergrüne Laubbäume, Magnolien und Lorbeergewächse. Zu undurchdringlichen Urwäldern schlossen sich Eichen, Buchen, Erlen, Pappeln und Weiden zusammen. Sumpfzypressenhaine wagten sich bis tief in die Moore hinein und bedeckten den schwarzen, federnden Torfboden. Trübes Moorwasser gluckste und gurgelte überall und mahnte die weidenden tapirähnlichen Dickhäuter, Riesenelefanten, hirschähnlichen Zweihufer und Beuteltiere zu größter Vorsicht; denn ein unvorsichtiger Sprung über einen der zahlreichen abgestorbenen Baumstämme führte den sicheren Tod in einem grundlosen, schwarzen Brei herbei. Als das Moor ungezählte Jahre gewachsen war, trat wieder eine Senkung der Erdoberfläche ein. Ueber dem Moore bildete sich von neuem ein Seebecken, das abermals von den Zuflüssen mit Sand ausgefüllt wurde. Die Erdmassen preßten das darunter liegende Moor zusammen und verwandelten es in Braunkohlenflöze. Die Braunkohle, die früher in Nenkersdorf und Dalkau, jetzt



Eiszeit: Gletscher mit Mammut.

Aus Potonié: „Geschichte der Urwelt". Verl. der Feierstunden. Berlin W. 35.

in Neustädtel und Nettschütz abgebaut wird, stellt den zusammengepreßten, infolge Luftabschlusses nicht verwesten, sondern langsam verkohlten Pflanzenbestand der tertiären Waldmoore dar. Von dem reichen Tierleben fehlt jede Spur; denn das weiche Sumpfwasser, die Kohlen- und Humussäure haben alle kalkigen Tierüberreste aufgelöst.

Die gewaltigen Mächte des Erdinnern drückten wahrscheinlich in der Tertiärzeit Teile der heimatlichen Erdscholle aus ihrer bisherigen Lagerung heraus und wölbten den Kern der Dalkauer Hügel empor.

Gegen Ende der Tertiärzeit begannen wieder die Flüsse die entstandenen Ablagerungen der Braunkohlenformationen abzutragen und als Sand und Schlamm dem Meere zuzuführen. Da setzte ein völlig neuartiges Naturereignis ein, das den Landschaftsformen der Heimat das heutige Gepräge verlieh: die Eiszeit.

Die Eiszeit und ihr Einfluß auf die Entstehung der Landschaftsformen der Heimat.

Die Palmenfunde in den Bergwerken Deutschlands beweisen, daß das Klima der Steinkohlenzeit tropisch heiß und feucht gewesen sein muß. Auch die Pflanzen der Braunkohlenformationen forderten eine Temperatur, die sich wesentlich über das Mittel der Gegenwart erhob. Gegen das Ende der Tertiärzeit verschwanden die wärmeliebenden Bäume und Sträucher und machten genügsameren Formen Platz. Daraus geht hervor, daß sich das Klima gegen das Ende der Braunkohlenzeit sehr verschlechterte. Die mittlere Jahrestemperatur sank etwa auf 5—6 Grad unter die heutige. Gewaltige Schneestürme brausten unaufhörlich über die höheren Gebirge Europas dahin. Ganz Schweden und Norwegen verschwand unter einer mächtigen Schneedecke. Die locker aufgehäuften Schneekristalle tauten nicht, sondern verwandelten sich unter

dem Druck der gewaltigen Schneemassen zu körnigem Firn, aus dem durch Eisverkittung trübes Firneis und zuletzt grünblaues Gletschereis hervorging. Immer dicker wurde die Eiskappe, die ganz Skandinavien bedeckte. Ihr gewaltiges Gewicht setzte die Eismasse in Bewegung. Sie glitt wie ein Strom die Abhänge der Gebirge hinab, strebte überall den tiefer gelegenen Stellen zu, überdeckte ganz Schweden, füllte das flache Becken der Ostsee aus, floß über die Norddeutsche Tiefebene dahin, erreichte den Kreis Freystadt und verwandelte ihn in eine Eiswüste, drang weiter nach Süden und kam endlich an dem Nordrande der Sudeten zum Stillstand. Der kalte Hauch des herannahenden Eises drückte die Temperatur immer tiefer hinab, vernichtete den üppigen Pflanzenwuchs und das reiche Tierleben der tertiären Zeit oder zwang alle Lebewesen zur Auswanderung nach dem wärmeren Süden. Vor der Stirn des Gletschers siedelte sich eine Tier- und Pflanzenwelt an, die an ein rauhes Klima gewöhnt war. Flechten und Moose, Zwergbirken und Polarweiden fristeten in einiger Entfernung vor ihr ein kümmerliches Dasein und dienten den genügsamen Rentieren, Moschusochsen und Mammuten als kärgliche Nahrung.

Die lockeren Gesteinsmassen und Felsbrocken, die das Gebirge Skandinaviens bedeckten, wurden von dem Eisstrome erfaßt, vor demselben hergeschoben oder eingefroren am Grunde mit fortgewälzt. Die Felsstücke, die von den höchsten Bergesspitzen herabstürzten, gelangten auf dem Rücken des Gletschers bis zur Schmelzstelle des Eises. Mit ungeheuren Mengen von Gebirgsschutt beladen, bewegten sich die nordischen Gletscher langsam dem Süden zu. Dabei wurden die Felstrümmer aneinander und auf dem hartgefrorenen Untergrunde zerrieben, dieser selbst aufgewühlt, geschrammt, glatt geschliffen oder mit den mitgeführten Schuttmassen bedeckt. Man bezeichnet diese Ablagerungen als Moränen.

Schmolz das Eis regelmäßig ab, so verteilte sich der unter, in und auf dem Gletscher befindliche Gesteinsschutt gleichmäßig auf das von ihm freigegebene Land. Es entstand die Grundmoräne. Diese wird heute von den Geologen als Geschiebemergel bezeichnet und besteht aus einem stark kalkhaltigen Gemenge von Sand und Ton mit regellos eingebetteten Steinen der verschiedensten Art und Größe. In buntem Gemisch lagern in den Lehmgruben der heimischen Ziegeleien: Granit- und Gneisstücke aus dem skandinavischen Gebirge, Kalkbrocken von den dänischen Inseln, Feuersteinknollen aus dem deutschen Kreidegebiet an der Ostseeküste bei Rügen, Grauwacke und Granitstücke von den Bergen der weiteren Heimat. Da dem Geschiebemergel jede Spur einer Schichtung fehlt, ist er sehr leicht von den Erdschichten zu unterscheiden, die im Wasser abgesetzt worden sind. Lag der abtauende Eisrand längere Zeit auf ein und derselben Stelle still, so wurden die mitgeführten Erd- und Steinmassen wallartig aufgetürmt, und es entstanden die Endmoränen

Nach einer langen Zeitspanne bitterster Kälte nahm die Wärme wieder zu. Das Eis schmolz, und die Gletscher wichen allmählig nach dem hohen Norden zurück. Der Erdboden überzog sich mit frischem Grün, und Rentiere und andere Vertreter der nordischen Tierwelt besiedelten die Heimat. Doch die kalten Mächte des Nordpols gaben den Kampf um das einmal besessene Gebiet nicht so leicht auf. Noch einmal kehrten sie zurück und begruben unsere Heimat zum zweiten Male unter einer dicken Inlandsdecke. Endlich schlug auch für diese die Stunde des Abschiedes. Doch selbst auf dem Rückzuge machte der Gletscher von Zeit zu Zeit wieder Halt, um dem Ansturm der wärmeren Sonnenstrahlen die Stirn zu bieten. Noch heute sind die Oertlichkeiten jener langwierigen Kämpfe zwischen Frost und Hitze deutlich erkennbar; denn die Hügelreihen des Freystädter Kreises sind die Narben, die das erbitterte Ringen hinterlassen hat.

Der dritte Vorstoß des Nordlandseises erreichte unsere Heimat nicht mehr. Er wurde auf der Linie Muskau, Grünberg, Kontopp abgeschlagen. Nur bei Schlawa schob sich eine schmale Eiszunge vor, schüttete dort vor 50000 Jahren prächtige Jungmoränenwälle auf und hinterließ das Seengebiet im Osten unseres Kreises.

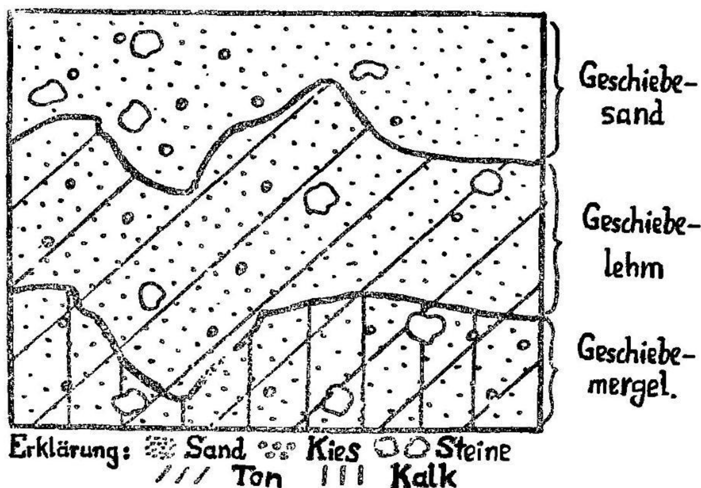
Die Ablagerungen der ersten Eiszeit, die vor etwa 400000 Jahren unsere Heimat bedeckten, sind nur in verschwindend kleinen Mengen in der Tiefe einzelner Sandgruben erhalten geblieben. Sie bilden die braunrote Kiesschicht, die mit stark dunkelschwarzen Manganausscheidungen durchsetzt ist.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Formengebung des heimatlichen Landschaftsbildes ist die zweite Eiszeit, die vor ungefähr 200000 Jahren ihr Ende erreicht haben soll. Sie hinterließ ganz gewaltige Mengen von Moränenschutt. Dieser wurde wallartig auf dem Rücken des tertiären Grundgebirges abgelagert. Die Dalkauer, Freystädter und Liebenziger Höhen bezeichnen die Linien, auf denen das zurückweichende Eis für längere Zeit zum Stillstand gekommen war und vor seiner Stirn die Endmoräne aufgebaut hat. Ihre schildbuckelartige, kuppige Form verrät dem kundigen Auge schon von weitem die Art ihrer Entstehung. Ein auffallend schöner Moränenwall umgibt halbkreisförmig das Beuthener Ländchen. Der Besuch der Würbitzer Höhen macht nicht nur mit der äußeren Form dieser Eiszeitbildung bekannt, sondern zeigt auch deutlich den inneren Aufbau einer aus Sand, Kies und zahllosen Steinen bestehenden Endmoräne.

Dem unteren Rande der Nordlandsgletscher entströmten zahlreiche Schmelzwässer. Diese laugten die tonigen und sandigen Bestandteile der Endmoräne aus und breiteten sie am Fuße derselben zu großen Sandflächen, dem Sander, aus. Der grobe Kies und die Blöcke blieben liegen und bildeten die Blockpackung oder Aufschüttungsmoräne. Deshalb bestehen die Kämme der heimatlichen Hügelreihen vorzugsweise

aus Felstrümmern, grobkörnigen Kiesen und Sanden, die Böden der Niederungen dagegen aus feinkörnigem Sand, Lehm und Ton. Nicht selten wurde auch der Decksand einzelner Höhen fortgeschwemmt. Dann trat der Geschiebemergel an die Erdoberfläche. Durch Verwitterung entstand aus ihm der fruchtbare Lehm- und Tonboden, der heutzutage dem Landwirt reiche Ernten liefert.

Nicht selten füllt der Geschiebemergel der Eiszeit ganze Lehmgruben. Doch hat er sich dort in seiner ursprünglichen Zusammensetzung (Sand, Ton, Kalk, Steine)



gezeichnet von Studienrat Dr. Jung, Grünberg.

Teilansicht einer Mergelgrube.

nicht zu erhalten vermocht Die Luft zersetzte die Eisenverbindungen seiner Oberfläche und verwandelte damit die blaugraue Farbe in eine rostbraune. Der Regen laugte zuerst metertief den Kalk, dann auch den Ton der Deckfläche aus und führte diese Stoffe fort. Deshalb bauen

sich die heutigen Lehmgruben, deren Inhalt nicht geschichtet ist, aus drei verschiedenen Erdarten auf, nämlich: 1. aus Geschiebe s a n d (Sand, Kies, Steine), 2. aus Geschiebe-l e h m (Sand, Ton, Steine) und 3. aus Geschiebe m e r g e l (Sand, Ton, Kalk, Steine).

Stieß eine Gletscherzunge nach längerem Stillstand wieder eine kleine Strecke vor, so preßte sie das Vorland zu einer S t a u m o r ä n e hoch auf und hinterließ beim Abschmelzen einen kleinen, ringsum geschlossenen Kessel, W a n n e.

Beide Formen der E n d m o r ä n e, die A u f s c h ü t t u n g s- und die S t a u m o r ä n e, sowie zahlreiche ebene S a n d e r-bildungen, sind in unserer Heimat anzutreffen.

Die Endmoränenwälle, welche als diluviale Hügellandschaft den Kreis Freystadt durchziehen, gehören zwei verschiedenen Moränen z ü g e n an.

Die **Fläming** r a n d l a g e wird durch das Glogauer O d e r t a l und das Naumburger B o b e r t a l begrenzt und durch die N e u s t ä d t l e r S e n k e in zwei fast gleich lange Teile zerlegt.

Die **Dalkauer** Hügellandschaft, die in dem 229 m hohen S c h e l l e n b e r g e die bedeutendste Höhe erreicht, umfaßt die D a l k a u e r B e r g e, die B a u n a u e r H ü g e l und die P o p p s c h ü t z e r H ö h e n. Zu ihren Vorbergen gehören der Annaberg, die Zöbelwitzer, Bösauer, Groß-Würbitzer und Beitscher Berge mit den jenseits der Oderbruchstelle liegenden Carolather Bergen und der Adelheidshöhe.

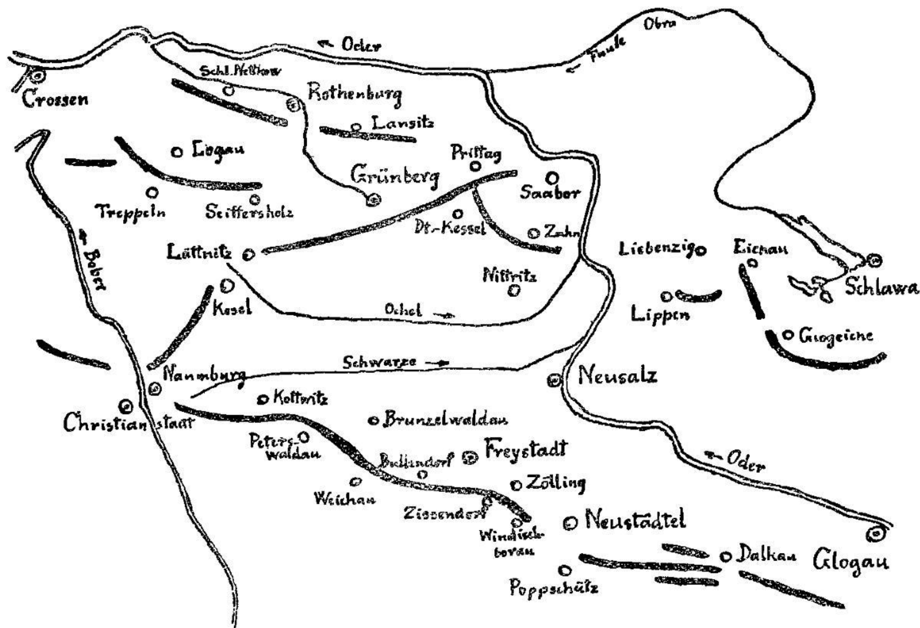
Der **Freystädter** H ö h e n r ü c k e n zwischen der Neustädtler Senke und dem Naumburger Bobertale setzt sich zusammen aus den W i n d i s c h b o r a u e r n, den Z i s s e n d o r f e r n (197 m), den S i e g e r s d o r f e r n (Hellenberge), den Bullendorf-Niebuscher bezw. Weichau-(Krähenberg 171 m) Reinshainer Höhen. Als Vorberge desselben gelten der Zöllinger Berg, der Schäferberg bei Freystadt (166 m).

Jenseits des Bobertales erhebt sich der Lausitzer Grenzwall.

Die **Teltow**randlage beginnt in der Nähe von Liebrose-Guben und endigt bei Fraustadt. Sie wird durch das Boberniger Odertal in zwei Teile zerlegt. Der Moränenzug der linken Oderseite führt die Namen: Grünberger Hügel und Hohe Heide und fällt in dem Schloßberge (96 m) und dem Weißen Berge (99 m) steil zum Odertal hinab. Auf der rechten Oderseite bildet sie im Kreise Freystadt den Lippen-Liebenziger und den Eichau-Grochwitzer Höhenzug. Die höchsten Erhebungen der rechten Oderseite sind die Almahöhe bei Glogeiche (119 m) und der Tschirschenberg bei der Ziegelei Grochwitz (119 m).

Dem Gletscherrande entströmten zahlreiche Schmutzwasserbäche. Diese vereinigten sich zu mächtigen Schmelzwassermassen, die mit den aus dem Süden kommenden Flüssen am Fuße des mauerartig aufgerichteten Eisrandes Wege zu den Niederungen suchten und dabei tiefe Furchen in das weiche Erdreich gruben. Aus diesen Rinnen entwickelten sich die Urstromtäler. In ihnen schleichen Oder, Weißfurt, Schwarze, Ochel und verschiedene Bäche heutzutage träge dahin. Sie nehmen sich darin aus wie zarte Kindlein in den Gewändern Erwachsener.

Das Beuthener Ländchen bildete einen See, der im Norden durch den Beitsch-Carolather Höhenzug abgeriegelt war. Als es den zähen Anstrengungen der Oderwellen gelang, diesen Moränenzug zu durchnagen, ergoß sich das Wasser in die Neusalzer Mulde, die im Norden durch den langgestreckten Moränenwall, den die dritte Vereisung Norddeutschlands geschaffen hatte, abgedämmt wurde. Je tiefer der Fluß sein Bett in die Beitsch-Carolather Hügelwand senkte, desto mehr sank der Wasserspiegel des Beuthener Stausees. Jede Unterbrechung der Vertiefungsarbeit tritt deutlich in der Terassenbildung des Beuthener Ländchens zutage.



gezeichnet von Studienrat Dr. Jung, Grünberg.

Moränenzüge im Grünberger und Freystädter Kreise.

In den Neusalzer Stausee ergossen sich die Schmelzwasser der dritten Vergletscherung, die auf dem Fläming und dem Lausitzer Grenzwall lag und sich bis an die Ostgrenze unserer Heimat erstreckte. Ein breiter, seichter Urstrom vom Schlawaer Eisrande berieselte die rechte Oderseite und setzte die Decksandschicht (Sander) ab, die heute als Carolather Heide ausgedehnte Kiefernwaldungen trägt.

Endlich bahnte sich der Urstrom, der den Neusalzer Stausee ausfüllte, einen Weg zwischen dem Grünberger und Freystädter Höhenzuge zum Spreewalde und von dort aus in der Richtung des Havel- und Elbtales (Glogau-Baruter Urstromtal) zur Nordsee. Die Täler der heutigen Schwarze-Ochel-Niederung wurden durch den träge dahinfließenden Strom mit allerlei Sinkstoffen ausgefüllt. Und so bildeten sich die oft tischeben gelagerten Schichten von magerem Talsand, die heute den Grund des Urstromtales darstellen. Die feineren Sinkstoffe wurden als fruchtbarer Tallehm erst weiter stromabwärts in der Provinz Sachsen abgesetzt.

An der Westgrenze des Schwarze-Ocheltales lagerten sich an seichten Uferstellen größere Sandmassen ab und erhöhten sich zu Bodenerhebungen, die den Lauf des Stromes nicht unwesentlich hemmten. Da begannen die Wasserwogen von neuem an der Grünberg-Lippener Endmoräne der dritten Eiszeit zu nagen. Der angestrengten Wühlarbeit gelang es später, die Höhen zwischen Neusalz und Saabor zu durchsägen und sich das gegenwärtige Bett zur Ostsee zu graben. Besonders steil steigt aus dem Durchbruchstale der Weiße Berg bei Bobernig empor. An seiner Sohle nagen heute noch die Fluten des Stromes, unterwaschen bei Hochwasserkatastrophen seinen Fuß und sorgen durch beständiges Nachrutschen der oberen Schichten für die Erhaltung der steilen Böschung.

Nach der Bildung des heutigen Oderbettes schrumpfte der Urstrom zu den Fluten der Schwarze und Ochel zusammen.

Langsam bedeckte sich die von Eis und Wasser freigewordene Heimat mit einem dürftigen Pflanzenwuchs. Ein trockenes Klima begünstigte die Entwickelung von Steppen und machte den lockeren Boden zum Spielball des Windes. Gewaltige Mengen von Staub und feinem Sand wirbelten über die Landschaft dahin und setzten sich an geschützten Stellen nieder. Aus dem feinen Staub des Gletscherschlammes bildete sich der Löß und Lößlehm, die Grundlagen eines ergiebigen Ackerbaues. Der Löß ist ein kalkhaltiger Lehm von lockerer Beschaffenheit, der sich im Wasser auflöst und beim Zerreiben mit den Fingern mehlartig abfärbt. Den vom Schmelzwasser ausgewaschenen Flugsand rollte er zu Dünen zusammen, von denen sich viele bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die bekannteste Wanderdüne der Heimat liegt an dem „Totenwege“ von Louisdorf nach Fürstenau. Ihre Windseite steigt sanft an, ihre Leeseite fällt steil ab.

Trieb der Wind fortgesetzt die Sandkörnchen über die Oberfläche von stilliegenden Steinen, so wurden die Flächen derselben glatt geschliffen. Belegstücke für solche durch nacheiszeitliche Sandgebläse erzeugte Windschliffe liefert uns jeder Steinhaufen am Feldrande in der Form von schönen „Dreikantern“.

Auf die trockene Steppenzeit folgte eine Periode vermehrter Niederschläge, und diese entwickelte sich allmählich zu dem heutigen Klima. Pflanzen und Tiere wanderten in das Neuland ein. Einige von ihnen sind schon wieder ausgestorben, wie Auerochs, Wiesent, Luchs, Bär und Wolf.

Endlich erschien die Krone der Schöpfung, der Mensch, in diesem herrenlosen Lande und machte es sich untertan.

Die Jetztzeit [Alluvium].

Seit der Eiszeit und der Bildung des gegenwärtigen Oderbettes ist kein Naturereignis eingetreten, das gewaltsam die Form der Heimatscholle verändert hätte. Und

trotzdem stellen die heutigen Landschaftsformen des Kreises Freystadt nur ein Augenblicksbild dar. Frost und Hitze, Wasser und Wind wirken auch in der Gegenwart noch zerstörend und ablagernd auf die Erdoberfläche ein. Die Steine verwittern und zerfallen zu Schutt und Kies. Ihre lehmigen Bestandteile werden vom Wasser fortgeführt und an anderen Stellen abgelagert. Aus abgestorbenen Pflanzenteilen bildet sich eine Humusschicht, der fruchtbare, dunkle Mutterboden.

In den Mulden schwer durchlässiger Sand-, Lehm- und Tonböden sammelt sich das Wasser zu seichten Becken, die nach und nach durch Wasser-, Sumpf- und Moorpflanzen ausgefüllt und zu Torfmooren, Sümpfen und Brüchen werden. Man nennt solche Moore Hochmoore, weil ihre Oberfläche uhrglasartig über die Umgebung emporwächst. Die tertiären Braunkohlenmoore waren Flachmoore. Torfmoore birgt die Umgebung von Schlesisch-Tarnau, Rädchen, Pürschkau und die Schwarzeniederung.

Auch unter der Oberfläche der Heidewälder bilden sich neue Erdschichten. Die dürren Zweige und Nadeln der Kiefern bilden eine Humusschicht, die von den feinen Wurzeln der niederen Heidepflanzen zu einer braunen Masse, dem Rohhumus, verfilzt werden. Die Humussäure derselben verbindet sich mit dem Regenwasser, löst die Nährstoffe aus dem Boden heraus und führt sie den nährstoffreicheren Schichten der Tiefe zu. Solche Humusverbindungen erscheinen beim Ausheben von Gräben als gallertartige Masse, die langsam erhärtet und im Wasser unlöslich ist. Sie verkitten den Sand zu einer harten Schicht, die durch Eisenverbindungen rostbraun gefärbt wird und den Namen Ortstein oder Fuchsdiele führt. Starke Ortsteinbildung ist der schlimmste Feind unserer Heidewälder, weil die Wurzeln junger Bäume auf der Suche nach dem nährstoffreichen Untergrunde die harte Schicht nicht zu durchbohren vermögen. Der ausgelaugte Sand, der dicht unter der Waldstreuschicht liegt, führt den Namen Grausand oder Bleichsand. Schiller, Beuthen.

Erdaufschluß in Beuthen.

0,00—0,30	Mutterboden
0,30—1,80	scharfer Sand
1,80—3,40	Kies mit Steinen
3,40—5,50	feiner, trockener Sand
5,50—19,50	gelber feiner Schliefsand
19,50—79,00	blauer Ton mit Schliefadern
79,00—81,50	weicher blauer Schlief
81,50—85,65	grauer Ton
85,65—85,95	Braunkohle
85,95—87,50	grauer Ton
88,50—97,00	blauer Ton
97,00—103,00	Braunkohle
103,00—109,50	Schliefsand
109,50—114,50	blauer Ton

Schiller, Beuthen.

Die Seen der Heimat.

Der landschaftlich schönste Teil der Heimat ist der nordöstliche Zipfel des Kreises Freystadt; denn dieser birgt eine stattliche Zahl blanker Seen, welche in die Hügelketten der Schlawaer Endmoränen-Landschaft eine erfrischende Abwechselung hineintragen und mit ihren blauen Wasserspiegeln wohltuend von den dunklen Nadelwaldmeeren der Heiden und den hellen Getreidefeldern der sanftgeschwungenen Ackerflächen abstechen. Eine eigenartige Poesie umwebt das weltentrückte Stückchen Heimaterde. Es ist ein träumendes Wunderland, das dem empfänglichen Gemüte gar seltene Naturgenüsse zu bieten vermag. In dieser Welt der Ruhe und des Friedens wird das Herz fast wunschlos, und die Seele hebt sich empor zu jenen lichten Höhen, in denen sie frei wird von den Kleinlichkeiten des menschlichen Daseins.

Wie ein Zauberspiegel ruht

Der große Tarnauer See

in seinem schmalen, langgestreckten Bett. Kein Lüftchen wellt die spiegelglatte Wasserfläche. Eichen, Linden und Silberpappeln steigen auf den hellen Strahlen des Sonnenlichtes in die dunkle Tiefe hinab und zaubern eine verklärte Landschaft auf den geheimnisvollen Meeresgrund. Die morastigen Ufer füllen dichte Schilfgebüsche, und weite,

dunkle Nadelwälder schützen die Stille des Wundertales vor den Geräuschen menschlicher Gewerbetätigkeit. Nur die Natur hat dort zu sprechen. Und das tut sie in ausgiebiger Weise.

Das Summen und Zirpen der Kleintierwelt erfüllt die Luft. Im Schilfe schmettert und musiziert es in allen Tonarten. Laut und anhaltend schallt aus dem Röhricht der Ruf des Rohrsängers. Mit „klingendem Spiel" steuert die Schellente dem Neste zu. Pfeilschnell schießt ein Bleßhuhn über die blanke Wasserfläche dahin. Stolz segelt der prächtige Haubentaucher dem Schilfe zu. Sinnend steht der Fischreiher in flacher Bucht und belauert das silberne Fischchen, das über die glitzernde Fläche dahinschnellt. Ein Störchlein schreitet wippend am Seeufer auf und ab, und eine Kette wilder Enten steigt mit Gekreisch und lautem Flügelschlag aus Schilf und Rohr in die blaue Luft empor und jagt einem weidenden Rehbock einen so gewaltigen Schrecken in die Glieder, daß dieser in langen Sätzen das steil ansteigende Südwestufer hinaufsetzt, um in den endlosen Fürstlich Carolath'schen Forsten Schutz zu suchen.

An der Südspitze des Sees erhebt sich ein idyllisch gelegenes Forsthaus. Der Förster zeigt gern die Stelle auf der bedeutungsvolle Ausgrabungen stattgefunden haben, die da beweisen, daß der See in früherer Zeit erheblich tiefer gestanden hat als heute.

Aus dem Erlenbusche erhebt sich ein kegelförmiger Hügel. Seinen Fuß umsäumen glänzende Silberpappeln und tiefgrüne Lindenbäume. Die Krone deckt ein winziges Jagdschloß, dessen Strohdach mit einer grünen Moosdecke belegt ist. Es gehört dem Fürsten von Carolath-Beuthen und ist weit und breit unter dem Namen Geibelschlößchen bekannt. Sein Erbauer, Freiherr Johann der Unglückliche von Schönaich, flüchtete in seine Räume, wenn die Wogen des Dreißigjährigen Krieges so hoch emporschlugen, daß ihm Schloß Carolath keinen Schutz zu bieten vermochte. Wiederholt gewährte es dem Dichter

Emanuel Geibel in den Tagen geistiger und körperlicher Abspannung Herberge und Erholung. Auch Herbert von Bismarck weilte gern in dem gemütlichen Jagdzimmer des stillen Schlosses. Nichts ist von der ehemaligen Einrichtung der Räume der Nachwelt erhalten geblieben. Aber die zahlreichen Geweihe und die interessanten Ridingerschen Jagdkupferstiche lassen ahnen, wie fröhlich es ehedem unter dem mächtigen Kronleuchter aus Hirschgeweihstangen zuging, und wie gemütlich es sich bei dem dämmernden Scheine des knisternden Tannenholzfeuers an dem alten Kamine plauderte.

Hinter dem Dorfe Schlesisch-Tarnau beginnt die stille Heide. Schlanke Kiefern führen auf dem sandigen Boden ein Hungerleben und sind doch frisch und gesund und strecken kühn ihre stolzen Häupter der leuchtenden Sonne entgegen. Aermliche Getreide- und Kartoffelfelder erzählen, wie sauer es den Bewohnern dieser gottbegnadeten Landschaft wird, das tägliche Brot der kargen Scholle abzuringen. Jenseits der Fruchtfelder beginnt wieder der Hochwald, der nach und nach dem Laubwalde immer mehr Raum abtritt. Ueppiges Unterholz bedeckt den Erdboden, und weißstämmige Birken durchziehen den moorigen Waldgrund. Die toten Bäume in der Nähe des Forsthauses Tiergarten verraten, daß dort einstmals Fischreiher eine Kolonie besaßen.

Bald erreichen wir

Das Schlesische Meer

und gelangen auf schmalem Fußpfade nach Rädchen. Vom hohen Nordrande des Sees blickt das liebliche Laubegast über den schattigen Badestrand herüber, und das „Große Werder“ des Sees begrenzt das Blickfeld im Westen. Ein schmaler Ufersteg führt durch schattiges Buschwerk zum Schlawaer Park hinab. Das naturparkartige Gepräge desselben übt einen ungemein wohltuenden Eindruck auf den Besucher aus und gewährt kostbare Durchblicke nach dem „Schlesischen Meere“,

das sich nach Nordwesten zu bis Aufhalt hinzieht und einen Flächenraum von 10 km² bedeckt. Leider ist das Ende mit dem Auge nicht wahrnehmbar, da seine Länge 12 km beträgt und eine große und mehrere kleine Inseln den Einblick in die beiden äußersten Buchten verhindern.

Der Untergrund des Sees ist reich modelliert und ahmt die Formen der ihn umgebenden Moränenlandschaft nach. Ein gleichförmig gestaltetes Bodenrelief zeigen die zwei nach Nordosten vorspringenden Buchten. Die größte Tiefe von 12 m erreicht der See westlich von dem Dorfe Laubegast, und zwar in fast unmittelbarer Nähe des Ufers. Die durchschnittliche Tiefe schwankt zwischen 6—8 m; doch weist der „große" See neben zahlreichen Untiefen, die durch Rohrkämpen kenntlich gemacht werden, lochartige Vertiefungen des Bodens auf. Die Bucht bei Aufhalt enthält 10 m tiefe Stellen. Professor Dr. W. Halbfaß-Jena, der Pfingsten 1924 den See wissenschaftlich durchforschte, fand an der Oberfläche eine Wärme von 23° C, die in der größten Tiefe auf 10° zurückging.

Eine reiche Pflanzen- und Tierwelt belebt den See und seine Umgebung. Riesenexemplare von Erlen, Weiden, Pappeln und Buchen umsäumen die Sumpfufer. An den sandigen Uferabhängen steigen dunkle Kiefern zur Höhe empor. Schnepfen, Bekasinen und Kiebitze nisten im hohen Grase, und in den tiefen Löchern der steilen Uferwände hausen Schwalben und Eisvögel. Geschützte Buchten bieten der Rohrdommel und dem Wassersperling Rohr-, Schilf- und Sumpfschachtelhalmdickichte zur Anlegung von Brut- und Wohnstätten, und auf den Bäumen der Inseln horsten Fischreiher. Möwen, Enten, Lappentaucher, Seeschwalben und Bleßhühner beleben die spiegelblanke Wasserfläche, in der Tiefe wohnen Aale, Karpfen, Hechte, Zander, Welse, Schleien, Bleien und andere Fische, und zwischen den Wurzeln und Stengeln der Wasserpflanzen tummeln sich unzählige Arten von Wasserkäfern, Schnecken und Fröschen.

Die geologisch interessanteste Stelle des Seeufers ist die 10 m tiefe Sandgrube bei Laubegast; denn sie

gewährt uns einen Einblick in das Erdinnere und damit zugleich in

Die Entstehungsgeschichte der heimischen Seenlandschaft.

Der durch eingelagerte Steine deutlich charakterisierte Blenklehm der Laubegaster Sandgrube ist ein Erzeugnis der jüngsten Eisperiode. Der See verdankt also seine Entstehung der 3. Eiszeit und stellt die tiefste Stelle des südlichsten Ausläufers jener Jungmoränenlandschaft dar, die den Kreis Grünberg bedeckt und in den Nachbarprovinzen zahlreiche Seen hinterlassen hat.

Der gewaltige Inlandsgletscher der 3. Eiszeit, der auf der Linie Finsterwalde—Spremberg—Muskau—Grünberg—Kontopp zum Stillstand gekommen war, stieß eine Eiszunge aus der Gegend von Kontopp gegen den Kreis Glogau vor und schüttete am Eisrande langgestreckte Moränenwälle auf. Als dann später das Eis bis in die Gegend von Schlawa zurückgewichen war, stauten sich die Schmelzwasser zwischen dem Eise und dem Endmoränenwalle zu einem See auf, da ein Abfluß des Wassers durch seitliche Abriegelung ausgeschlossen war. Die über den Eisrand herabstürzenden Schmelzwasser furchten in der Gegend von Schlawa und Tarnau die Grundmoräne, kolkten in sie langgestreckte Wannen und füllten endlich nach dem Abschmelzen des letzten Eislappens das Schlawaer Becken derart mit Gletschermilch, daß es bei Rädchen überlief und mit dem Tarnauer Meer vereinigt ein gewaltiges Staubecken bildete, das die Mulde zwischen dem Süd-Tarnauer und dem Nord-Schlawaer Moränenwalle vollständig ausfüllte, bis es den nach Norden zu drängenden Fluten gelang, eine Abflußrinne durch das Flußbett der Faulen Obra zur Oder hin herzustellen. Die ständige Abnahme der Wassermenge führte eine Senkung des Wasserspiegels herbei. Endlich hatte der Wasserstand eine Tiefe erreicht, die es den Höhen zwischen Schlawa und Tarnau ermöglichte, aus der Flut empor-



Am Schlawaer See.

zu tauchen, die beiden ursprünglichen Schmelzwasserbecken wieder von einander zu trennen und die Fluten in die tiefsten Stellen zurückzudrängen.

Undurchlässige Erdschichten im Untergrunde flacher Seenteile verhinderten das Absickern des Wassers. Die Stockung der Wasserbewegung begünstigte die Bildung großer Mengen von Wasserfäden, die als grüne Schleimmassen die Uferränder bedeckten, nach kurzer Lebensdauer auf den Meeresgrund niedersanken und ihn erhöhten. Dieser Vorgang ermöglichte den Uferpflanzen und Sumpfmoosen ein langsames Vordringen nach der Mitte des Sees zu. Die Wasserfläche schrumpfte immer mehr zusammen, bis schließlich nur eine kleine, runde Oeffnung übrig blieb, die ein Geologe einmal recht treffend mit einem brechenden Auge verglich. Endlich wurde auch dieses geschlossen. Jede Erinnerung an die einstigen flachen Teile der heimischen Seenlandschaft wäre verschwunden, wenn nicht die Torfstiche bei Pürschkau, Rädchen und Tarnau die Opfer der Verlandung der Vergessenheit entrissen hätten.

Absterbende Diatomeen (Algenart) und kalkhaltige Pflanzen lagerten bei Schlesisch-Tarnau auf dem Grunde eines einstigen Flachseebeckens Wiesenkalke von beträchtlicher Mächtigkeit ab. Diese werden seit 1924 abgebaut. Das fürstliche Kalkwerk zu Schlesisch-Tarnau holt durch gewaltige Bagger den Kalk aus der Erde heraus, trocknet und pulverisiert ihn und verschickt ihn als Düngekalk nach allen Himmelsrichtungen.

Der Verbindungsgraben zwischen den Tarnauer und Schlawaer Seen und die Faule Obra senkten das Niveau des Wasserspiegels bis zu der Tiefe der Abflußrinne hinab und ließen nur die tiefsten Stellen mit Wasser bedeckt, die als Restseen des einstigen Staumeeres den Osten unserer Heimat bedecken.

Die Schlawaer Seenplatte umfaßt den Schlawaer See (Schlesisches Meer) und den Schwendtner See.

Zur Tarnauer Seenplatte gehören: der Große und Kleine Tarnauer See, der Hammer, Oglisch- und Katter-See.

Die Nordgrenze des Carolather Sandergebietes bilden die Liebenziger Hügel Diese umschließen einen engen Talkessel mit zwei blanken Meeresaugen. Das sind der Liebenziger- und der Kölmchener See. Sanft gerundet steigt das Gelände zu ihren Uferrändern hinab. Lachend frisch ist die Landschaft an diesen Gewässern. Malerisch bekränzen die rotbedachten Häuser des Dorfes den Wasserspiegel, und die frische Seeluft fährt befruchtend über die wogenden Saaten hinauf bis zum altertümlichen Kirchlein auf stolzer Bergeshöh. Ihre Entstehung verdanken die Seen wahrscheinlich dem Gletscherwasser, das wasserfallartig in die Spalten des Gletschereises hinabstürzte und die Grundmoräne auskesselte. Bei einer Größe von 20 bezw. 19 ha, besitzen sie die ansehnliche Tiefe von 5 m, die bei dem Liebenziger See fast genau in der Mitte liegen soll.

Schiller, Beuthen.

Die Oder als Schiffahrtsstraße.

Die Oder wurde von je her von den Uferbewohnern als Schiffahrtsstraße benützt. Für den Handelsverkehr war sie im Altertum freilich nicht geeignet; denn sie gehörte ja damals zu den Wildströmen. In zahllosen Flußschlingen überzog sie die Talaue unserer Heimat. Auf den Inseln wucherte dichtes Unterholz, über das die mächtigen Stämme der Eichen, Buchen und Linden hoch hinausragten. Bei jedem Hochwasser rissen die Fluten große Stücke Landes aus den Ufern und verwandelten die ganze Talsohle von Köben bis Neusalz in einen gewaltigen See. Starke Eichbäume wurden entwurzelt und in die Flußrinne geschwemmt. Dort blieben sie liegen. Das Holz nahm eine dunkle Färbung an und wurde steinhart. Tausende solcher Baumleichen ruhen heut noch im Sande

des Flußbettes und rufen die Erinnerung an jene fernen Zeiten wach, in denen auch die Wasserfluten die zahlreichen „toten“ Oderarme schufen. Mit der Ankunft deutscher Ansiedler am Oderstrande begann der Kampf mit dem unbändigen Wildstrome durch Anlegung von Dämmen und Deichen. Seine Wellen wurden gezwungen, einen bestimmten Weg innezuhalten, Mühlen zu treiben und Schiffe zu tragen.

Die Oderschiffahrt hatte unter Heinrich I. (1202—1238) eine hoffnungsvolle Entwickelung begonnen. Die Ortschaften des Odertales erwarben das Recht, eine bestimmte Anzahl von Schiffen auf dem Flusse verkehren zu lassen. So besaß z. B. Glogau drei Frachtkähne mit einer Tragfähigkeit von je 200 Zentnern. Das Beuthener Nonnenkloster erhielt alle Jahre eine Sendung Heringe von der pommerschen Grenze und zweimal Salz aus Lebus. Häufiger kamen Holzflößer die Oder niederwärts.

Das Leben auf dem Strome erstarb aber nach und nach, als Fürsten und Städte das Recht erhielten, die Oderschiffahrt durch Wehrbauten beliebig einzuschränken und zu erweitern. Dazu wurde der Warentransport erheblich verteuert, da an jedem der 14 Wehre zwischen Breslau und Crossen ein hoher Zoll gefordert wurde. An der Beuthener Schleuse hatte z. B. jedes Schiff eine Abgabe von 10 Silbergroschen Durchfahrtsgebühren zu zahlen. Dieses Recht war am 30. November 1561 zu Prag „Franzen von Rechenberg auf Karlat (Carolath) und seinen Erben, auch allen und jeden künftigen Inhabern und Besitzern genannten Gutes“ von Kaiser Ferdinand I. (1526—1564) verliehen worden. Geflößtes Bau- und Brennholz und alles königliche Salz durfte das Wehr frei durchfahren. In der Zeit vom Jahre 1597—1629 ruhte in unserer Heimat die Oderschiffahrt ganz. Nur Militärfahrzeuge der Schweden und der Kaiserlichen befuhren den Fluß.

Zu neuem Leben erwachte der Handelsschiffsverkehr, als der Große Kurfürst (1640—1688) im Jahre 1668 den Friedrich-Wilhelm-Kanal eröffnete und damit eine Wasserverbindung zwischen Breslau und Hamburg schuf. Der Aufschwung konnte aber nicht größere Ausdehnung annehmen, weil der Fluß vollständig verwildert war. Dazu kam noch, daß nur Breslauer Kaufleute als Schiffseigner die Oder befahren durften. Die zahlreichen Schiffer der Orte Beuthen und Neusalz konnten es höchstens bis zum „Schifferknecht" bringen.

Die ersten Vorkehrungen zur Regulierung des Oderlaufes unternahm Friedrich der Große (1740—1786). Zahlreiche Durchstiche an den schärfsten Krümmungen verkürzten die Fahrrinnen um ein Sechstel ihrer Länge. Der Schiffahrt erwuchs daraus kein Gewinn, weil der schnellere Ablauf des Wassers die Tiefe verringerte und die Bergfahrt erschwerte.

Eine planmäßige Regulierung des Stromes setzte erst nach den Befreiungskriegen ein. Sie begann mit der Beseitigung der im Strombette begrabenen Holzleichen. In der Zeit von 1816—1875 wurden mit einem Kostenaufwande von 475000 Mk. nicht weniger als 28000 versunkene Stämme aus der Stromrinne entfernt. Mächtige Dämme zwangen den Fluß zur Benützung eines bestimmten Bettes. Für die Schiffahrt wurde die Oder aber erst recht brauchbar, als es gelang, künstlich eine Fahrrinne herzustellen, die zu allen Jahreszeiten eine Mindesttiefe von 1 m aufzuweisen hat. Erreicht wurde das Ziel durch Anlegung von Buhnen. Das sind kurze, schmale Steindämme, die paarweise einander gegenüber liegen und von den Ufern stromaufwärts gegen die Mitte des Stromes vorspringen. Sie steigern die Geschwindigkeit des Wasserlaufs, nötigen die Fluten, die Flußrinne zu vertiefen und den Sand an die Ufer zu schieben. Die Breite der Fahrrinne beträgt zwischen den Buhnenspitzen 9,4 m, der mittlere Wasserstand 1,64 m, das Gefälle von Beuthen bis Neusalz 2,7 cm auf 100 m. Die Stromgeschwindigkeit bei Hochwasser

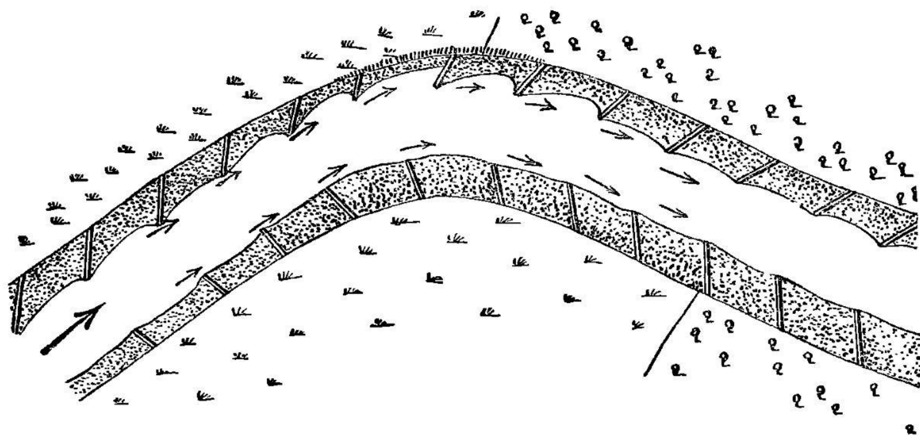
ist 2 m in der Sekunde, die Wasserführung, d. i. die Zahl der Kubikmeter, die in einer Sekunde bei höchstem Wasserstande abfließt, beträgt 17 in der Sekunde. Der Stromlauf hat von der Quelle bis zur Stadt Beuthen eine Länge von 526,40 km.

Seit dem Beginn der Oderregulierung ist der Verkehr auf der Oder stetig gestiegen. Schon 1844 fuhren bei Beuthen 3000 Kähne stromauf und fast ebensoviel stromab; dazu kamen noch 1740 Matätschen. 1911 zählte man an der Beuthener Oderbrücke 1325 Dampfer mit 158 700 Zentnern, und 9800 Kähne mit 10 773 000 Zentnern Ladung, die bergauf fuhren. Die Zahl der stromabfahrenden Dampfer betrug 1318, die der Kähne 10 541 mit 13 051 000 Zentnern Fracht.

Zu jeder Zeit sind Hunderte von Dampfern und Frachtkähnen unterwegs. Die Talfahrt der Kähne geht leicht und billig vonstatten. Schwieriger und kostspieliger ist die Bergfahrt. In früheren Zeiten zogen Menschen oder Pferde die Schiffe mühsam stromaufwärts. Seit 1856 werden Schleppdampfer gemietet, die mehrere Fahrzeuge aneinander ketten und nach Oberschlesien hinaufziehen. Während in früheren Jahren ein Segelschiff zu der Reise Berlin—Neusalz viele Wochen brauchte, legt heute ein Schleppzug die Strecke in 6 Tagen zurück. Zu einer Fahrt von Neusalz bis Breslau sind zwei Tage erforderlich. Die Rückreise ist sogar in 1½ Tagen möglich.

Die Oderkähne befördern ganz achtungsvolle Lasten. Während zu Anfang des 19. Jahrhunderts 500 Zentner das höchste waren, was sie trugen, laden die heutigen 8—10 000 Zentner, also soviel wie ein ganzer Eisenbahnzug. Stromab besteht die Ladung zumeist aus Kohle, Eisen, Getreide, Mehl, Futtermitteln, Metallen, Zement, Kalk und Rohzucker. Stromauf werden Heringe, Fischwaren aller Art, Fette, Oele, Petroleum und Düngemittel gefahren.

Zu den Dampfern und Kähnen gesellen sich die Matätschen; das sind große Holzflöße, die von Ober-



Buhnen.

schlesien aus die Oder herabgeführt werden. Die Besatzung besteht zumeist aus Polen. Niedrige Strohhütten sind ihre Wohnungen für die oft monatelange Fahrt. Auf dem Lehmherd brennt fast ständig ein Feuer, an dem die Führer des Floßes ihre einfachen Mahlzeiten bereiten.

In der Nähe der Städte Neusalz und Beuthen verkehren besonders an Sonntagen schlanke **Personendampfer**, die festlich geschmückt sind und viele Stadtbewohner unter den Klängen einer Schiffskapelle hinaustragen an den Weißen Berg, zur Carolather Fliederblüte, zum alten Oderstädtchen Beuthen oder sonst irgendwohin in die grünen Fluren der weiten Oderniederung.

Zahlreiche Bewohner unseres Kreises leben von der Oderschiffahrt. Die Schiffseigner wohnen zumeist in Beuthen, Költsch, Tschiefer, Neusalz und Kusser. Aus diesen Ortschaften rekrutiert sich auch das Schiffspersonal. Den Mittelpunkt der heimatlichen Oderschiffahrt bildet aber unstreitig die Stadt Neusalz mit ihren Hafen- und Werftanlagen, den starken Dampfkränen und weiten Warenspeichern.

Schiller, Beuthen.

Hochwasser.

An einem heißen Junitage des Jahres 1903 strich der warme Südwestwind, der in wenigen Tagen die dicken Schneemassen der Sudeten verzehrt und die schäumenden Wildbäche durch wolkenbruchartige Regengüsse bis an den Rand gefüllt hatte, über die Würbitzer Höhen dahin. Er schlug zierliche Bogen in die Beuthener Getreidefelder, spielte leicht mit den Weidenspitzen des Angers, kletterte fast lautlos den Oderdamm empor, legte sich sanft und weich auf die Wellen des hochangeschwollenen Stromes und stieg dann mühsam zu den Wipfeln der Taleichen empor, die bis an die untersten Aeste im Wasser standen.

Auf der Krone des Beuthener Deiches stand der Ratmann Fritz Klante und schaute sorgenvoll den Strom

aufwärts. So weit das Auge sehen konnte, gewahrte es nichts als trübe, gelbe Wassermassen. Die Talsohle zwischen Beuthen und Nenkersdorf bildete einen einzigen See.

Unaufhörlich grollten die gelbbraunen Wellen in der Tiefe, schlugen mit lautem Getöse gegen die Krone des Deiches und bespritzten mit schmutzigem Schaume die Männer, die mit Erde, Sandsäcken und Dünger seit Tagen



Hochwasser.

den Damm gegen die wilde Angriffslust der Fluten verteidigten.

„Beeilt Euch, das Grundwasser steigt!“ rief Klante den Männern zu, die das Gras des Angers mähten. Sausend flogen die Sensen über den Erdboden dahin. Fleißige Kinderhände schoben das Gras zu einem Haufen zusammen; Heugabeln hoben es in die Höhe und warfen es auf die bereitstehenden Wagen. Frauen verteilten eilig die Last auf die einzelnen Teile der Gefährte und brachten es dann in Sicherheit.

Hoffnungslos stand die Wasserwehr auf der Krone des Deiches, da die Flut von Minute zu Minute stieg.

„Eine Wasserleiche!"

Die Männer starrten in den Fluß hinab. Mit dem Rücken nach oben schoß der entseelte Körper vorüber. Das donnernde Brausen des wilden Wassers übertönte das Heulen eines Hundes, der sich nur mühsam auf seiner Hütte über Wasser hielt. Zwei Hasen saßen eng aneinander gepreßt auf einem kurzen Brett, mit Todesangst im entstellten Gesicht. Tausende von Käfern klammerten sich in ihrer Not an Gras- oder Strohhalme. Furchtbar wütete allenthalben der harte Wellentod. Was in seine Nähe kam, wurde überrascht, umzingelt und unbarmherzig vernichtet. In endloser Linie zogen Aeste, Zweige, Bäume, Balken, Rohrstücke, Binsen und allerlei Schwemmaterial der Ostsee zu.

Ratmann Klante richtete sich auf, und seine scharfen Augen schweiften den Damm entlang. Ueberall nagten die Wellen an dem Deichrande. Sie flogen zur Krone hinauf, um sie zu überspringen und den Anger zu einem neuen Flußbett zu machen. Gewaltig brandete das Wasser in Klantes Nähe. Mit hartem Schlag traf es immer dieselbe Stelle und wusch vor seinen Augen die Grasnarbe des Dammes hinweg. Bald entstand eine Höhlung, durch welche ein Gewirr von Mäusegängen bloßgelegt wurde. Auf diese stürzten sich die zischenden Wasserzungen, wühlten sich wie Maulwürfe in das weiche Erdreich, sprengten, rissen und zerrten, bis ein Deichstück in die Tiefe stürzte und die Flut in sinnverwirrendem Strudel sich über den Anger ergoß. Eichenklötze sprangen auf schnellen Wellen gegen den Rand der Deichlücke und schlugen wie riesige Hämmer dagegen. Bäume, Wurzeln und Aeste stauten sich quer vor der Oeffnung, und nach kurzem Widerstand legte sich der Rand auf beiden Seiten um und verschwand in der braunen Flut des Angers, in der es arbeitete und brodelte, als wäre es kochende Lava.

Am Abhange des „Schützenhausberges“ saßen und standen Männer, Frauen und Kinder und beobachteten ernst und schweigsam das Unheil, das über Beuthens Anger hereingebrochen war. Nichts war von ihm zu sehen. Wo einst Weidenkulturen, Wiesen, Getreide- und Kartoffelfelder den Boden bedeckten, wälzten sich braune Fluten auf und ab.

Nach einigen Tagen verlief sich die Flut. Der Anger tauchte wieder empor, aber das Antlitz war voller Sand und Steine. Die Aufräumungsarbeiten begannen und endeten mit der Anlage von Weidenkulturen. Die Dammlücke gestattet noch heute die Überflutung des Angers und damit die Düngung der Weidenanlagen mit Schlamm und Schlick.

Schiller, Beuthen.

Die Schwarze, ein Niederungsfluß.

Die Hügelreihen, die sich über Niebusch, Pürben, Seiffersdorf, Sorgau, Streidelsdorf und Louisdorf verfolgen lassen, bilden die Südgrenze einer flachen Mulde, deren Nordgrenze durch die südlichen Höhen des Kreises Grünberg gekennzeichnet werden. Einige niedrigere Hügelreihen durchziehen, den ersten beiden parallel laufend, dieses Tal. Ohne Schwierigkeit lassen sich außer der flachen Muldenform auch andere Aehnlichkeiten mit manchen Stellen des Odertales erkennen. Kein Wunder, wenn man in dieser Mulde ein früheres Flußtal zu erkennen glaubt, durch welches vor Jahrtausenden die Oder ihre Fluten dem heutigen Bober zusandte, bis dieselben die Höhen zwischen Lippen und Bobernig durchnagten und dann den Boden dieses Tales ganz allmählich freigaben. Von diesem Urstrome sind hier nur geringe Reste in der Schwarze und der Ochel und ihren kleinen Zuflüssen zurückgeblieben, die nun ihr Wasser in dem Urstrome entgegengesetzter Richtung der Oder zusenden.

So sind diese beiden Schwesterflüßchen Zwerge in dem Bett eines Riesen. Beide entspringen an den Uferhöhen des Bobers, und werden durch eine Anzahl meist namenloser Bäche und Gräben verstärkt. Bei der kaum merklichen Senkung dieser Niederung senden sie alle nur langsam ihr Wasser weiter, und sie bereiten den Anliegern eben wegen ihres geringen Gefälles oft Schwierigkeiten durch Stauung des Wassers. Im Frühjahr und nach anhaltenden Sommerregen überfluten sie nicht selten die angrenzenden Wiesen und Aecker. Die Frühjahrsüberschwemmungen sieht der Landwirt nicht ungern, da er weiß, daß der zurückbleibende Schlamm den Graswuchs wesentlich fördert und ihm einen Teil des Kunstdüngers erspart. Nicht weniger weiß er die zurückbleibende Feuchtigkeit zu schätzen; hat er doch schon oft genug erfahren, daß die Schwarzewiesen dann besser eine wochenlange Frühjahrstrockenheit überstehen. Gefürchtet dagegen sind die Sommerüberschwemmungen, die glücklicherweise seltener vorkommen. So wird das Schwarze-Flüßchen zum Förderer eines ertragreichen Wiesenbaues, und ermöglicht ein immer weiteres Aufblühen der Rindviehzucht. Deshalb können die Rinderherden des Gutes Fürstenau und anderer Güter der Schwarze-Niederung den besseren anderer Gegenden getrost an die Seite treten. Dabei ist der Wiesenreichtum schon ein älterer; denn nachweislich benützte schon vor 150 Jahren die Herrschaft Wallwitz ihre in der Schwarzeniederung liegenden Ländereien als Wiesen. Bei dem langsamen Laufe des Flüßchens und seiner Nebenbäche droht, wie bei allen flachuferigen Niederungsflüssen, den Wiesen die Gefahr der Versauerung, der auch hier durch fleißige Räumung der Gräben und Bäche, durch Drainage und schließlich durch eine Melioration begegnet wird oder werden wird. Dieser Wiesenreichtum bewirkt ein sattes, grünes Landschaftsbild, dem die vielen Wälder und Wäldchen ein besonderes Gepräge verleihen. Daß diese fast durchweg Kiefernwälder sind, läßt einen Schluß auf die Bodenart zu und ist in dem Wesen der

Niederung, ein altes Flußtal zu sein, begründet; denn der Flußsand läßt eben die Kiefer nur noch gedeihen. Dementsprechend ist auch der Ackerboden zum größten Teile nur geringerer Sandboden, auf dem Roggen und Kartoffeln nur bei guter Düngung und günstiger Witterung lohnende Ernten bringen. Ausgenommen sind einige tieferliegende Stellen, die moorigen Boden haben, und auf denen gewöhnlich nur für den eigenen Wirtschaftsbedarf Rüben verschiedener Art, auch etwas Weizen usw., angebaut werden.

An den meisten Stellen ist der Boden arm an Steinen. An einigen Orten liegt, gewöhnlich dicht unter der Oberfläche, eine Schicht Raseneisenstein, der auch stellenweise im Odertale vorkommt. Heute ersetzt derselbe nur noch die Feldsteine beim Häuserbau, während er früher nach der Neusalzer Hütte gefahren wurde. Er gibt in den Gegenden seines Vorkommens dem Grundwasser eine gelbe Farbe. Der flachuferige Niederungsbach läßt schon vermuten, daß der Grundwasserstand ein ziemlich hoher ist, was den Brunnenbau erleichtert. Die flachen Ufer gestatten fast überall einen leichten Brückenbau, wenn nicht Versumpfung oder Ueberschwemmungen einen festen und erhöhten Zufahrtsweg zur Brücke nötig machen. Bei dem meist ruhigen Laufe der Schwarze dürften Auswaschungen der Ufer kaum vorkommen, und doch haben solche immer wieder Uferbefestigungen nötig gemacht. Die Folge dieser Auswaschungen sind Versandungen und Verschlammungen an anderen Stellen. Zum Verwundern ist es, was das Flüßchen alljährlich auf diesem Gebiete leistet Der Fischbestand der Schwarze ist ganz unbedeutend; allerdings ist auch wohl noch nie etwas zu seiner Hebung getan worden. Der träge Lauf und die den größten Teil des Jahres hindurch sehr mäßige Wasserfülle machen den Bach zum Treiben von Mühlen nicht geeignet, wie fast alle Niederungsströme erst große Umstände nötig machen, ehe sie sich zu dieser Arbeit be-

quemen. In Kusser treibt die Schwarze wohl die einzige Mühle auf ihrem ganzen Laufe.

So unbedeutend die Schwarze auch zu sein scheint, so übt sie doch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf ihr ganzes breites Tal aus. Sie ist den Bewohnern bald ein hilfsbereiter Freund; manchmal aber ist sie auch ein gefährlicher Feind oder doch wenigstens ein Aufsicht und Arbeit erfordernder Gesell. Dabei hat sie sich in das Herz der Jugend eingeschlichen, die sich im Sommer in ihren tieferen Stellen gern badend tummelt und im Winter auf ihr selbst oder auf von ihr überschwemmten Wiesen durch Schlittschuhlaufen oder Schlittenfahren sich vergnügt, was bei einem solchen Niederungsflüßchen ja kaum mit Gefahren verknüpft ist.

Lehrer Hoffmann, Fürstenau.

Der Weißfurt,

ein ehemaliger Gletscherstrom.

Wie ein schnellfüßiges Kind der Berge springt ein flotter Bach an den Bauernhöfen des Dorfes Poppschütz vorüber. Das ist der Weißfurt, der bei Költsch in die Oder mündet.

Seine Quellen liegen auf dem Moränenzuge, der die Neustädtler Senke im Süden abzuriegeln versucht und die Wasserscheide zwischen der Oder und dem Bober bildet. Zwei Rinnsale nehmen das Recht in Anspruch, die Weißfurtquelle zu sein. Doch ist als eigentlicher Oberlauf der Quellbach anzusehen, der von den Großenborauer Hügeln kommt.

Nach der Aufnahme des Metschlauer Wassers wendet sich der Weißfurt nach Norden und durcheilt ein anmutiges Tal, das von dem rechten Flußufer aus ziemlich steil zu dem Kamme des bewaldeten Höhenrückens emporspringt, der in dem Burg- und dem Fuchsberge eine Höhe von 153 m erreicht. Die linke Talseite wird von

Ackerflächen bedeckt, die sich gemächlich zu den Kuhnauer Hügelwellen hinaufschlängeln.

Flußtal und Berghänge sind mit Obsthainen und Laubwaldgruppen übersät. Behäbige Gutshöfe und saubere Handwerker- und Arbeiterhäuser schmiegen sich überall anmutig in die Landschaft hinein, schließen sich zu kleineren und größeren Gruppen zusammen und täuschen dem Fremden die Reize einer echten Gebirgslandschaft vor.

An flachen, undurchlässigen Stellen der Talsohle teilt sich der Fluß in mehrere Arme und bildet spreewaldartige Inseln, die mit Weiden, Erlen und anderen Laubhölzern bedeckt sind. Ein solcher „Werder“ wurde vor einigen Jahren zu einem Heldenhain umgewandelt und mit einem Denkmal für die Opfer des Weltkrieges geschmückt.

Im Niederdorfe führt die Beiseritz dem Weißfurt die Quellen vom Nordwestabhange der Dalkauer Vorberge zu. Die Rinnsale vom Südostabhange des Freystädter Höhenrückens übergibt ihm das Lindauer Wasser.

Mit gemessenen Schritten nähert sich der Fluß dem alten Städtchen Neustädtel. Glatt und würdig ziehen seine Wellen zwischen weit überhängenden Bäumen und Büschen dahin und füllen den Teich des Bürgergartens, der Freunde des Wassersports zu Kahnfahrten verlockt und Schwarmgeistern grüne Laubverstecke zu allerlei Träumereien bietet.

Unterhalb Neustädtel nimmt das Flußbett gewaltige Ausmaße an. Seine hohen Steilwände verraten die Ausdehnung der einstigen Flußsohle. In ihm führte der Weißfurt die Schmelzwassermassen zu Tale, die ihm am Ende der 2. Eiszeit der Gletscher anvertraute, der die Moränenzüge zu beiden Seiten der Neustädtler Senke aufschüttete. Mit der Abnahme der Wasserfülle wurde das eigentliche Flußbett immer schmaler. Das Wasser grub sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer in das Flußtal hinein und baute endlich die Rinne, die es noch heute auf seinem Wege zur Oder benützt.

Zwischen Krolkwitz und Rehlau treten die hohen Uferränder etwas zurück und überlassen das Tal den Wiesengräsern, die sich hier angesiedelt haben. Die nahe Sandmühle liegt schon wieder im Schatten magerer Kiefernbestände. An der Stelle, wo die Bäume ziemlich schnell zum Tale des Weißfurts hinabsteigen, finden Pilzesucher nicht selten Pfeifenköpfe und Pferde- und Rinderknochen. Diese stammen aus dem Malschwitzer Franzosenlager und wurden im Juli und August des Jahres 1813 mit anderen Abfällen hier aufgeschüttet. In der Nähe der Neumühle schlug Friedrich der Große ein Feldlager auf, um den Russen den Weg nach Beuthen und Glogau zu verlegen. Die Erinnerung an diese geschichtliche Begebenheit wird durch ein Denkmal wachgehalten, das in der Nähe der Neumühle an der Kunststraße nach Beuthen steht und die Inschrift trägt:



„Friedrich der Große biwakierte hier im 7jährigen Kriege.“

Kurz hinter der Nattermühle spannt düsterer Heidewald noch einmal seine dunklen Schatten über das Weißfurttal. Dann drängen ihn die helleren Farbentöne der Költscher Wiesen für immer zurück und begleiten den Fluß bis zu seiner Mündung in die Oder.

Die zahlreichen Nebenflüsse, die dem Weißfurt alle Niederschläge der Neustädtler Senke und der sie umrahmenden Höhen zuführen, verwandeln den Fluß nach stürmischen Schneeschmelzen und anhaltenden Regengüssen in einen wilden Gesellen, der seine Wassermassen mit rasender Geschwindigkeit zur Niederung hinabtreibt, um sich dort auszutoben. In solchen Zeiten sehen die Bewohner der Höhen mit Bangen und Entsetzen die schäumenden Wellen vorwärts treiben; denn sie wissen, daß in den Tagen der Hochflut Hab und Gut der Talbewohner bedroht ist. Doch schnell verlaufen sich die Wassermassen. In niederschlagsarmen Sommermonaten ist der Wasserstand des Weißfurts unbedeutend, denn ein Teil der Zuflüsse versiegt vollständig.

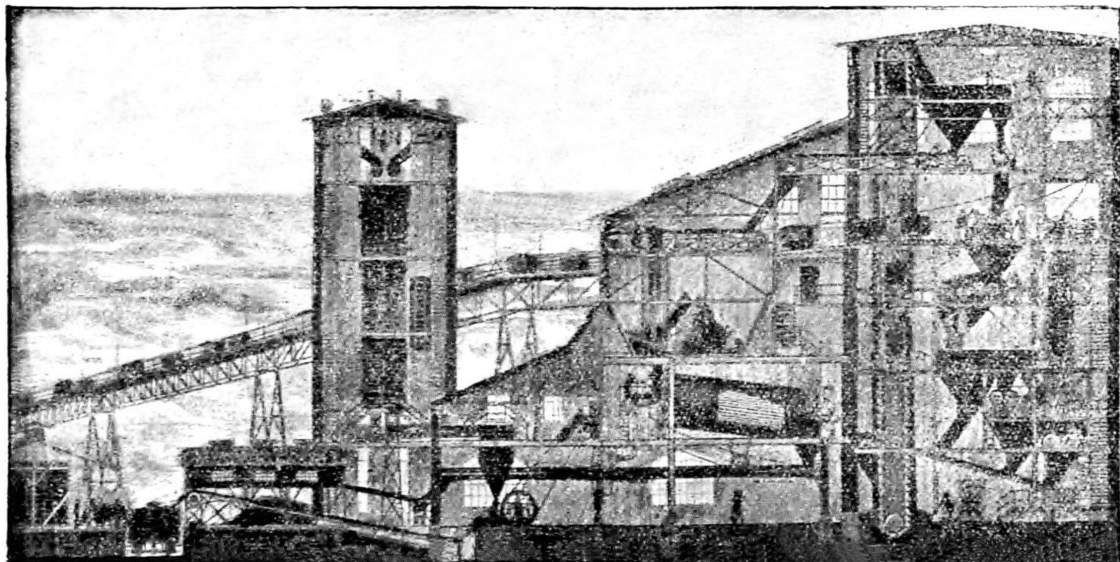
Schiller, Beuthen.

Der Große Landgraben,

ein Feldschutzwasserlauf.

Das breite Odertal der Heimat wird von zwei Flußläufen durchzogen. Der Hauptstrom hält sich dicht an den linken Steilrand des Ufergeländes und wird auf der rechten Seite von dem Beuthener Deiche bewacht, der die Talaue vor den Fluten des Hochwassers schützt. Jenseits des alten Schönaich-Dammes sammelt der Große Landgraben, der auch unter dem Namen „Kanal“ oder „Tschietsch“ bekannt ist, alle Niederschläge und Abzugswässer der Niederung, führt sie am Westrande der Carolather Heide entlang und übergibt sie zwischen Neusalz und Aufhalt dem Oderstrome.

Beim Eintritt in den Kreis Freystadt hat er schon einen ziemlich weiten Weg durchmessen. Sein Quellwasser



Wachsmuth, Leipzig.

Braunkohlenbergwerk.



Am Kanal.

bezieht er aus der ehemaligen Provinz Posen von den Schwetschkauer Seerändern und durchfließt zunächst den Kreis Fraustadt. Im nördlichen Teile des Kreises Glogau nimmt er den Kleinen Landgraben auf, berührt an der Bielawer Sandheide Freystädter Landgebiet, bildet eine kurze Strecke die Südostgrenze des Heimatkreises, durchquert die Carolather Niederung, bildet am Fuße der Adelheidshöhe die seenartig entwickelte Rehlache und geht unterhalb des fürstlichen Schlosses durch ein starkes Schleusentor in die Oder.

Als der Beuthener Oderdeich, der das rechte Flußufer in unmittelbarer Nähe der Stromrinne begleitet, gebaut werden sollte, mußten die Rinnsale der Oderniederung einem Wasserwege zugeführt werden, der den neuen Deich und die durch ihn geschützten Fluren nicht gefährdete. Deshalb wurde im Jahre 1863 das Bett des Landgrabens in der Nähe der Freystadt-Glogauer Kreisgrenze unterhalb des Kotzemeuscheler Sees abgedämmt und das Wasser in einen Kanal geleitet, der an den Landgemeinden Amalienhof, Neu-Bielawe, Carlsberg und Thiergarten vorüberzieht, die großen Tschieferschen Staatsforsten durchfließt, den Tschieferschen Floßgraben in sich aufnimmt und zwischen Neusalz und Aufhalt in die Oder mündet. Ein klug angelegtes Grabensystem führt ihm alle Abflüsse der näheren und weiteren Umgebung zu und entwässert dadurch die Niederungsfeldmarken der Ortschaften Amalienhof, Bielawe, Grochwitz, Rosenthal, Schönaich, Carlsberg, Hohenborau, Reinberg und Tiergarten.

Das alte Bett des Landgrabens ist nicht zugeschüttet worden, sondern besteht noch heut und dient als „Alter Landgraben" den Gewässern zwischen dem Beuthener Oderdeiche und dem alten Schönaichdamm, die nicht dem Kanal zugeführt werden konnten, als Wasserbehälter und Abzugsgraben.

Die Landschaft am Oberlaufe des Kanals ist entschieden ein Stiefkind der Mutter Natur; denn Sand und Kies und dürftiger Kiefernwald sind die hervorstechendsten

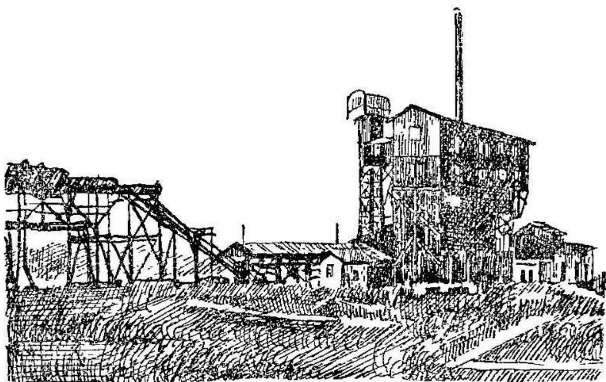
Merkmale jener Gegend. Mitten in der stillen Heide befällt eine sonderbare Schwermut den einsamen Wandrer, und die Weltentrücktheit legt sich leise wie ein Alp auf die beklemmte Brust. Und doch hat dieser Teil des Kreises auch seine Reize! Wald und Wasser, Graswuchs und Feld, Rohr und Schilf schaffen eine gewisse Abwechselung. Besonders schön ist die Landschaft, wenn in den ersten Frühlingstagen das junge Leben zwischen dem dürren, raschelnden Rohre emporsprießt, die dünnen Birkenruten ihr zartgrünes Frühjahrskleid anlegen und ein Jauchzen und Jubilieren die Luft erfüllt, daß der ernste Nadelwald erstaunt aufhorcht und die scheue Fischotter den Bau nicht zu verlassen wagt. Und wenn der Mond an einem frischen Herbstabende den gewaltigen Staatsforst der Tschieferschen Oberförsterei in silbernem Dämmerlicht badet, der Rehbock scheu durch die Schonung bricht, das Wildschwein schnalzend die Eichel knackt und der Hirsch mit Orgelton in der Heide röhrt, dann schwillt ein erhabenes Lustgefühl die Brust, und aus dem Herzen steigt ein heißes Dankgebet zu dem Schöpfer empor, der auch den verstecktesten Winkel unserer Heimat mit Reizen ausstattete, die der Naturfreund mit Bewunderung genießen kann.

Schiller, Beuthen.

Die Nettschützer Emmagrube.

Unter den feldmarschmäßigen Klängen der Militärmusikkapelle, die dem neugekrönten Schützenkönige der Beuthener Schützengilde das erste Morgenständchen brachte, marschierten wir in den taufrischen Julitag hinein. Die gelben Getreidefelder rauschten im leisen Morgenwinde, und die Beitscher Vogelwelt trug emsig die wohlschmeckendsten Bissen für die Frühstückstafel der fast flüggen Jugend zusammen. In dem seichten Bette des Rehlauer Weißfurts kühlten die wanderlustigen Knaben, mit Strumpf und Stiefel in der Hand, die marschwarmen Füße. Besenbinder plünderten am nahen Waldrande die grünen Ginster-

büsche, und Nettschützer Bauernmägde rückten mit Hacke und Jätholz den hochaufgeschossenen Unkräutern der Runkelrübenfelder zu Leibe. In der Nähe des Gruben-Bruchfeldes schlenderten eingezäunte Rinder- und Pferdeherden lüstern hin und her und beliebäugelten mit heißen Augen und lechzender Zunge die dunkelgrünen Gräserarten, die an den Mundlöchern der niedergegangenen Erdschollen ein sorgenfreies Leben führten.



Nettschützer Emmagrube.

Auf der Höhe traten wir zu einem dichten Kreise zusammen. Heiß brannte die Sonne vom Himmel herab und verstreute mit verschwenderischer Hand ihr helles Licht über das weite Grubenfeld der Emmagrube, das die Gemarkungen der Gemeinden Zyrus, Zäcklau, Wallwitz, Tschöplau, Neu-Tschau, Lessendorf, Nettschütz, Költsch, Lindau, Windischborau, Döringau, Bielitz, Zölling und Großenborau umfaßt. Zu unseren Füßen breitete sich eine leicht gehügelte Landschaft aus, deren höchste Kuppen die Südwestecke derselben krönten. Ihre Höhe betrug nach den Angaben der Karte 185 m. Von dort aus senkte sich das Gelände sehr

rasch gegen Morgen und Mitternacht. Nördlich der Linie Wallwitz—Lessendorf—Nettschütz ebnete sich die Fläche so weit ein, daß alle ihre Höhepunkte zwischen 70 und 80 m dahinglitten. Diese weiten Braunkohlenfelder der Heimat bilden keine Brennstoffinsel unserer Provinz. Sie sind vielmehr nur ein winziges Glied jener ununterbrochenen Kette von Braunkohlenlagern, die sich von Grünberg über Freystadt, Neustädtel, Beuthen, Glogau bis zum Trebnitzer Katzengebirge bei Breslau hinzieht.

Unsere Gedanken lösten sich gewaltsam von den Fesseln der Gegenwart und flogen unendlichen Fernen zu. In der Tertiärzeit der Erdgeschichte kamen sie endlich zur Ruhe. Damals hatte unsere Heimat ein ganz anderes Gesicht als heute. Von der Schillerhöhe bei Grünberg bis zum Warteberge bei Trebnitz dehnte sich eine flache Mulde aus. Träge zogen die Gewässer der fast wagerechten Ebene in ihren flachen Betten dahin und bildeten weite Flachseen, ausgedehnte Sümpfe und reichverzweigte Moore. In der Treibhaushitze jener Zeit entwickelte sich auf dem feuchten Niederungsboden ein Pflanzenleben von märchenhafter Ueppigkeit. Dichte Schilf-, Rohr- und Riedgrasgewächse stießen verlandend gegen das offene Wasser vor, und Weiden, Erlen, Birken, Eichen und Sumpfzypressen bildeten dichte Urwälder. Turmhoch stiegen schlanke Bambusgewächse, Eukalypten, Palmen, Lorbeerbäume und Mammutkiefern zum blauen Himmel empor und erfüllten die Luft mit berauschendem Duft. Riesensalamander, Schildkröten und Schlangen belebten die Sümpfe. Elefanten und Nashörner weideten auf den grasbedeckten Inseln und merkwürdige Vogelarten flatterten ungeschickt von Baum zu Baum. Die Sümpfe füllten sich mit abgestorbenen Moosen, Gräsern, Blättern und Zweigen, und in den Flachseen sammelten sich allerlei Treibhölzer in gewaltigen Mengen.

Die Tertiärzeit näherte sich der Mitte zu. Die Temperatur sank. Das tropische Klima verschwand. Eine milde Wärme vernichtete alles Tropenleben. Die abgestorbenen Baumleiber legten sich um und sanken in die

Tiefe des Morastes hinab. Dunkles Schlammwasser schloß sie von der Luft vollständig ab und schützte sie gegen die fäulniserregende Luft. Hochwasserfluten schwemmten eine dünne Erddecke darüber. Auf dieser entwickelte sich eine neue Sumpfpflanzenwelt. Ihre Zersetzungsprodukte füllten das Becken aus, das durch die Krustenbewegung der Erde oder durch Auslaugung von Salzen immer tiefer sank. Moderschicht legte sich auf Moderschicht, bis der Senkungsprozeß zum Stillstand kam. Wasserfluten bedeckten die Reste alles organischen Lebens mit Kiesen und Sanden und setzten in stillen Winkeln ihre blauen, grauen und grünen Tone ab, die sie vor der Berührung mit Fäulniserregern bewahrten und alle versunkenen Pflanzen und Gräser zur Kohlenbildung zwangen.

Schwer lastete das (hangende) Deckgebirge auf der ursprünglich weichen Masse und drückte sie im Laufe der Jahre zu festen Schichten zusammen.

Die Temperatur senkte sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Riesige Eisberge rückten langsam gegen unsere Heimat vor und begruben sie endlich vollständig unter ihren kalten Leibern. Was sich ihnen in den Weg stellte, wurde beseitigt oder verbogen. Die Braunkohlenflöze mußten die wagerechte Lagerung aufgeben und wurden wie Postkarten, die ein einseitiger wagerechter Seitendruck meistert, regelmäßig gefaltet, oder in einzelne Strecken zerrissen, schräg umgelegt, senkrecht in die Höhe gestellt oder gewaltsam verbogen. Steil aufgerichtete Sättel und Ueberschiebungen von geringem Ausmaße sind daher im Nettschützer Braunkohlengebiet keine Seltenheit.

Der schrille Pfiff der Grubenpfeife entriß uns unsanft unseren leichtgeschürzten Gedankengängen und versetzte uns mit rauher Hand in die Gegenwart zurück. Wir lösten uns in einzelne Gruppen auf und schritten dem nahen Grubenplane zu. Der Schichtwechsel begann. Kräftige junge Gestalten und wettergebräunte Männer belebten den Platz und sammelten sich um einen Steiger, der laut die Namen der Bergleute aufrief und Kontrollmarken ver-

teilte. Maschinisten, Schmiede, Zimmerer und andere Angestellte, die „über Tage“ arbeiten, eilten mit freundlichen Gesichtern ihrer Arbeitsstätte zu. Langsam verhallten die schweren Tritte der Bergleute im Förderschachte.

Ein Ingenieur fragte mich nach meinen Wünschen und gestattete die Besichtigung der Grube. Aus seinem Munde erfuhr ich, daß das Grubenfeld 15 Einzelfelder mit einem Gesamtflächeninhalte von 31 700 000 qm umfaßt. Davon sind ungefähr 1 230 000 qm durch Bohrungen genau erschlossen. Alle Braunkohlen dieses Gebietes gehören der Tertiärzeit an, denn sie enthalten keinerlei Gesteine vulkanischer Gebirgsarten. Das Deckgebirge, das durchweg das Hangende des Flözes bildet, ist teilweise sehr schwach und besteht zumeist aus hellen Flammentonen. Dunkle Tonarten mit kleinen „unbauwürdigen“ Kohlenschmitzen, Kiese und wasserführende Sande sind von geringer Bedeutung. Das (unter dem Flöz) Liegende ist durchweg aus sehr feinkörnigen glimmmerhaltigen Quarzsanden von unbekannter Mächtigkeit zusammengesetzt. Diese zeichnen sich durch eine starke Wasserführung aus und können deshalb für den Abbau sehr gefährlich werden.

Die Mächtigkeit der Kohlenflöze schwankt innerhalb des erbohrten Feldes zwischen 3,5 und 7 m. Nach den Bohrtabellen beträgt die Gesamtmächtigkeit in 223 Bohrungen 1010 m, das ergibt eine durchschnittliche Mächtigkeit von 4,53 m. Bei einer Fläche von 1 236 000 qm würde sich daraus ein Kohlenvorrat von 5 570 000 qbm ergeben. Eine genaue Ermittelung des Vorrates ist bei derartig gestörten Verhältnissen aber nicht möglich. Legt man nun die auf den qm Ablauffeld tatsächlich gewonnene Kohlenmenge von ungefähr 4 t (80 Ztr.) für die Berechnung zugrunde, so ergibt sich ein Vorrat von rund 4920000 t oder 68 000000 hl (1 t = 14 hl).

In einem schwarzen Bergmannskittel begab ich mich mit dem Ingenieur zum Fahrschachte, der anfangs ausgemauert und später mit starken Holzstämmen

und Bretterwänden ausgekleidet war. Auf einer schiefen Ebene gelangten wir zu den schrägen Leitern, die uns zur dunklen Tiefe hinabführten. Glitzernd spiegelte sich der Schein der hellen Grubenlampe in den dunklen Kohlenwänden wieder. Kleine und große Wassertropfen glitten den Schacht hinab oder benetzten unsere Kleider. Endlich schimmerte hell ein Lichtstreifen auf. Wir hatten den Füllort erreicht. Das ist das Herz der unterirdischen Grubenanlage. Seine Wände sind aus Ziegeln erbaut und tragen mit stumpfer Geduld die feste Decke mit dem daraufruhenden Deckgebirge. Den Boden deckten zahlreiche Gleise. Auf den Schienen standen leere und gefüllte Kohlenwagen.

Vom Füllorte aus führen nach dem Inneren der Erdrinde tunnelartige Hauptwege, die „Strecken". Diese waren so breit, daß zwei Fördergleise, auf denen Kohlenwagen hin und her liefen, nebeneinander Platz hatten. Die Wände und die Decken waren mit starker Zimmerung von Grubenholz ausgekleidet. Von den Hauptstrecken lösten sich nach den Seiten hin die „Querschläge" mit nur einer Gleisanlage. Die schwere, feuchtwarme Luft trieb uns den Schweiß aus den Poren. Hin und wieder patschten wir durch eine der schmutzigen Lachen, die sich in den Vertiefungen der Sohle eingenistet hatten. Alle sonstigen Grundwassermassen sammelten sich in Rinnen und Brunnen und wurden von dort aus durch starke Zentrifugalpumpen elektrisch zur Erdoberfläsche emporgehoben.

Endlich flimmerte hinter einer Biegung ein helles Licht. Nach kurzem Vorwärtsschieben waren wir „vor Ort" also an der Stelle, wo die Kohle gewonnen wurde. Diese war wie die Strecken mit „Stempeln" (senkrechtes Grubenholz) und „Kappen" gesichert, damit die hängenden Kohlenmassen nicht herabbrechen und den Bergmann verschütten. Unter ihrem Schutze brach der „Hauer" beim Scheine der Grubenlaterne mit der Spitzhacke die zähe Braunkohlenmasse aus. Unwillkürlich drängte sich der Gruß „Glück auf!" auf unsere Lippen. Der Berg-

mann dankte. Dann schlug er wieder nach rechts und links und geradeaus die Kohle los, bis der Raum zur Aufstellung eines neuen Stempels gewonnen war.

Als der Querschlag genügend „ausgekohlt" war, und der Steiger bemerkte, daß der Druck von oben gewaltig zunahm, ließ er die Zimmerung rauben, d. h. der Häuer schlug die aufgerichteten Stempel unter Beachtung größter Vorsicht von hinten der Reihe nach weg. Nun ging ein Teil des Hangenden „zu Bruche" und stürzte unter lautem Getöse zur Sohle hinab.

In der Regel ist aber der Druck in der Emmagrube nicht allzugroß, weil die Kohle fest ist und die Tondecke eine zusammenhängende Masse bildet. Deshalb ist ein Streckenausbau auch nur in den Hauptstrecken erforderlich. Der Abbau der Kohle erfolgt hauptsächlich durch den Pfeilerbruchbau.

Die vom Häuer gelöste Kohle schaufelt der Schlepper in den Förderwagen und fährt ihn zur nächsten Förderstrecke. Dort nimmt eine Kettenbahn den „Hund" ab und bringt ihn zum Füllorte. Im Juliusschachte werden die Kohlen durch eine elektrisch betriebene Fördermaschine auf die Hängebank gezogen.

Damit die Grube nicht ersäuft, wird das niederfallende Grundwasser durch die Sumpfstrecken zum Sumpfe, einer Vertiefung des Schachtes, geleitet und von diesem aus durch große Zentrifugalpumpen, die Wasserhaltungsmaschinen, an die Erdoberfläche gefördert.

Langsam fuhren wir denselben Weg, den wir gekommen, wieder zum Licht empor. Lachend begrüßte uns der sonnige Tag, und die waldgrünen Hügel der nächsten Umgebung rauschten uns einen freudigen Willkommengruß entgegen.

Bald darauf bestiegen wir den Förderturm, d. i. der hohe Aufbau über dem Schacht, dessen Eisengerippe alle Gebäude der Gruben-Tagesanlage überragt und das Wahrzeichen des Bergwerks bildet. Die elektrisch betriebene Fördermaschine setzte auf ein gegebenes Signal die

vollen Förderwagen vom Füllorte aus in Bewegung, zog sie den Juliusschacht hinauf und setzte sie auf der hochgelegenen Förderbank ab.

Von dort aus wurden die Braunkohlen der Sieberei zugeführt, wo sie über ein Klassiersieb mit 4 verschiedenen Lochgrößen in große Bunker liefen.

Kleine Kohlenmengen glitten von dort aus in die Frachtautos hinab, die sie auf Landwegen den Bestellern zuführten.

Der größte Teil derselben wurde zu den Loren hinabgelassen, die mittels einer Seilbahn nach der 1300 m entfernt liegenden Verladestation liefen. Von dort aus führt ein Anschlußgleis nach der Haltestelle „Emmagrube" an der Eisenbahnlinie Freystadt—Waltersdorf.

Von der Sieberei geleitete uns der Ingenieur zu dem Bruchfelde. Dieses zeigte zahlreiche Löcher und Vertiefungen. Da manche Brüche stecken bleiben und nicht bis zur Oberfläche gehen, ist das Betreten dieses Gebietes lebensgefährlich; denn schon eine geringe Belastung kann solche stecken gebliebene Brüche zum Einsturz bringen.

Beim Abschiednehmen erzählte uns der Ingenieur die Geschichte des Bergwerks.

Der erste Versuch zur Gewinnung von Kohlen wurde im Jahre 1915 unternommen. Man versuchte einen Schacht zu teufen, der aber bald infolge zu starker Wassereinbrüche zum Erliegen kam. Ein zweiter Versuch scheiterte aus demselben Grunde. 1920 wurde dann ein Einfallende bis zum Niveau von + 68 m getrieben und zu gleicher Zeit ein kleines Stück des Feldes, in dem die Kohle nur 1,5 bis 5 m unter der Tagesoberfläche lag, im Tagebau abgebaut. Bald darauf begann man den heute noch im Betrieb befindlichen seigeren Juliusschacht mit einem Querschnitt von 1,70 × 2,30 m abzuteufen. Der Tagebau ist inzwischen abgebaut. Heute geht nur noch Tiefbau um. Im Jahre 1924 wurden noch zwei seigere Schächte geteuft, ein Luftschacht und der Robertschacht, die beide der Wetterführung dienen.

Mit herzlichem Danke verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Bergbeamten und denken noch heut gern an den Tag zurück, an dem er uns in die Geheimnisse der Emmagrube einführte.

Schiller, Beuthen.

Der Torfstich bei Rädchen.

Als sich im Jahre 1922 die Kohlenknappheit besonders fühlbar machte, begann man unweit der Straße, die von Rädchen nach Hammer führt, in der Nähe des Seumpfsees einen Torfstich zu eröffnen. Es bildete sich denn auch eine Unternehmerschaft unter Leitung eines erfahrenen Torfmeisters. Nachdem mittels Erdbohrungen die Mächtigkeit des Torfes auf 3—4 m festgestellt worden war, begann man alsbald mit den Bohrarbeiten. Eine Stechmaschine wurde aufgestellt, die von einer auf Schienen fahrbaren Dampfmaschine getrieben, den Torf zutage fördert. Der noch triefende Torf wird von den dabeistehenden Arbeitern sofort in die Presse geschaufelt und hier wie in einer Fleischmühle gründlich durchgemahlen. Zu dem viereckigen Mundstück kommt er dann in einem Streifen von Ziegelstärke wieder heraus. Auf schmale, rollende Bretter aufgenommen und mittels eines Messers in Stücke geschnitten, wird er dann auf Loren zur Trockenstelle befördert und dort ausgebreitet. Nachdem die Oberfläche trocken ist, wendet man den Torf. Später werden die Torfziegel zwecks gründlichen Durchtrocknens in Türmchen von 6—10 Stück aufgestellt. Immerhin rechnet man beim verkaufsfertigen Torf noch mit einem Feuchtigkeitsgehalt von etwa 20%. 1924 wurde der Torfstich an eine andere Stelle verlegt, der alte stillgelegt. Nichts erinnert mehr an ihn, als ein viereckiger Teich, dessen Besitzer, der Erbscholtiseibesitzer Otto aus Rädchen, nichts unversucht läßt, um ihn für Fischzucht nutzbar zu machen.

Lehrer Schröter, Rädchen.

Vom Kalk- und Torfwerk in Schlesisch-Tarnau.

Im Jahre 1924 baute der Fürst von Carolath-Beuthen in Tarnau eine Anlage zur Gewinnung von Torf und Wiesenkalk. Es dürfte das wohl die einzigste Anlage ihrer Art sein.

Das Vorkommen an Kalk wird auf 2 Millionen Zentner geschätzt; doch dürfte es nicht schwer sein, in der weiteren Umgebung noch auf große und ergiebige Kalklager zu stoßen. Für die Entstehung der Kalklager dürfte folgende Erklärung maßgebend sein: Das jetzt zur Ausbeutung gelangende Gelände ist früher zweifellos ein Teil eines Sees gewesen. Durch den Zufluß von Wasser, das aus der Umgebung gelösten Kalk mit sich führte, hat sich eine etwa 4 m mächtige Kalkschicht gebildet; dieser Vorgang spielt sich noch heute in der ganzen Seenkette vom Oglisch-See bis Kattersee ab. Durch das Sinken des Wasserspiegels in späterer Zeit hat sich dann auf dem Kalk ein Verlandungsmoor gebildet, welches im Laufe der Jahre vertorft ist. Auf der so entstandenen Torfschicht ist vor verhältnismäßig kurzer Zeit eine Grasnarbe entstanden, auf welcher dann vereinzelt Büsche von Erlen und Birken fortzukommen versuchten. Sobald sie jedoch zu umfangreich und damit zu schwer geworden waren, versanken sie ins Moor. Derartige versunkene Bäume mit mächtigen Wurzelstöcken werden jetzt bei der Ausbeutung des Geländes häufig gefunden.

Die Anlage selbst zerfällt räumlich in 2 Abteilungen Die erste dient zur Förderung des Kalkes und des Torfes und befindet sich im Moorgebiete. In der zweiten Abteilung werden die geförderten Rohmaterialien zu Brenntorf und Düngekalk verarbeitet.

Die Gewinnung des Rohmaterials geschieht mittels eines Baggers, der imstande ist, an einem Tage weit über 100 cbm Material herauszuschaffen. Ueber getrennte Transportbänder wird nun die ausgebaggerte Masse den

bereitstehenden Kipploren der Feldbahn zugeführt. Diese rohe Masse, deren Gewicht etwa 300 Ztr. beträgt, wird von einer Benzollokomotive der Verarbeitungsstätte zugeführt. In der Abteilung 2 angekommen, werden die Rohmassen in die Verarbeitungsmaschinen gestürzt und nach Verlassen derselben durch Einspurwagen auf einem Platze von etwa 25 Morgen der natürlichen Trocknung ausgesetzt. Durch diese verliert die Masse etwa die Hälfte ihres Wasserballastes. Die Trocknung nimmt etwa 4 Wochen in Anspruch.

Nach beendeter Trocknung werden sowohl Torf als auch Kalk in Schober gebracht. Während der Torf jetzt verwendungsfertig ist, muß der Kalk erst vermahlen werden, ehe er als Düngemittel seinem Zwecke zugeführt werden kann. Mit Rücksicht darauf, daß unsere Böden im Laufe der Zeit sehr kalkarm geworden sind, ist die Zuführung von Düngekalk in fein verteilter Form von äußerster Wichtigkeit.

Hauptlehrer Helm, Kusser.

Uebersicht über das Leben der höheren Pflanzen im Kreise Freystadt.

Bestimmend für die freie Pflanzenwelt irgend einer Stelle ist zuletzt doch Grund und Boden. In den Kreis, wie nach ganz Norddeutschland aber ist die entscheidende Bodendecke vom Eise der Diluvialzeit gebracht und gebreitet worden. In der Mitte liegt das weite Urstromtal. Es zieht an der Oder hin und auch, etwa von Neusalz ab, an Schwarze und Ochel hinauf bis nahe an den Bober bei Naumburg mit seinen Talsanden, Letteböden, Dünenzügen und flachen Mulden, die die alluviale Zeit erst zur Ebene auffüllte. Südlich davon ist ein Stück des äußersten Randgebietes der letzten Vereisung: Endmoränenzüge, weite Flächen, die Grundmoränen überkleiden, und die hier und da vom Löß später bedeckt wurden. Nördlich vom Urstromtal aber liegt mit seinen Seen ein jüngeres Diluvial-

gebiet. Dies aber ist vom Gletscher entschieden mit Ausschuß beliefert worden: vielzuviel Sand im Vergleich zur südlichen Stillstandslage und Abschmelzzone, die reichlich Geschiebemergel erhielt. An den Gebilden der Eiszeit hat die alluviale Zeit in ihrer Weise still weiter gearbeitet. Viele Jahrtausende hat sie es getan. Manches Becken ist ausgefüllt worden; die Oder aber hat ihr Getal weiter gebaut, bis der Mensch kam und ihr das Handwerk legte.

Dieser mannigfache Grund und Boden, einst kahl daliegend, hat langsam sein Pflanzenkleid bekommen. Nach und nach ist das Gewächs eingewandert; hin und her ist es gezogen, bis sich die Pflanzengemeinden zusammenfanden, wie sie eben bei einem bestimmten Untergrunde bestehen konnten. Es ist mehr als ein müßig Spiel der Phantasie, wenn man sich die Frage zu beantworten sucht, wie unsrer Heimat Kleid gewoben gewesen sei, ehe der Mensch entscheidend eingriff. Urtümlich ist die Flora kaum noch an einer Stelle: weiter Wald, natürliche Wiesen, dazwischen fließendes und stillstehendes Gewässer und Sumpf; nackte Sändflächen kaum.

Vom Auwald des Odergebiets sind wohl noch Stellen vorhanden, die ehedem nicht viel anders gewesen sein könnten. Solch eine Ecke trifft man unweit der Neusalzer Oderbrücke, ein wenig abseits der Tschieferschen Straße. Schon absterbende Eichenriesen in gehörigen Abständen, dazwischen wenige andre alte Bäume, auffallend unter ihnen die wilden Birnbäume, darunter Hecken.

Die Krautflora bietet hier nichts besonderes. Vom Wald, der einst den fruchtbaren Geschiebeboden eindeckte, dürfte man sich noch in der und jener Ecke beim wunderschönen Bullendorf ein Bild machen können. Auch der Baumbestand manches Gutsparks, sosehr der überlegtes Menschenwerk ist, kann dazu dienen. Es gibt wundervolle unter diesen Kunstwäldchen. Ich nenne als Beispiel den Bielitzer und Lessendorfer. Hier wäre auch des herrlichen Baumbestandes der Wartenberger Fasanerie zu

gedenken, obwohl es mir strittig ist, ob nicht gerade der schönste Teil schon auf Sand steht.

Denn das ist sicher, auf Sand stand einst ein ganz andrer Wald als heute, wo man dort nichts sieht als Kiefern. Eiche und Buche (Rotbuchenhorst) findet man ja immer noch im Kiefernwalde eingesprengt. Eine Forleulenplage wird es einst kaum gegeben haben, damals, als der Wald selbst auch Vogelschutz trieb.

Man soll aber nicht meinen, daß ehemals nur Wasser, Sumpf und Wald die weite Fläche eindeckte; der Wald ist nicht überall geschlossen gewesen, besonders nicht an sonnigen Lehnen. Da war Raum für eine farbenprächtige Krautflora. Der Mensch der jüngeren Steinzeit, der ja im Kreise siedelte, wie auch der der Bronzezeit, dürfte sich kaum Siedlungsraum durch Rodungen haben schaffen können; er fand ihn und siedelte eben nur da, wo er vorhanden war. Ein Beweis dafür: einen Einschlag in unsere Krautflora bilden die pontischen Gewächse, Kinder der Steppe. Sie finden sich besonders (d. h. sie haben sich dort erhalten können) auf dem fruchtbaren Streifen Landes von Beuthen über Lessendorf nach Freystadt. Ich nenne den stattlichen Storchschnabel (Geranium pratense), die anmutige Salbei bei der Neumühle (Salvia pratensis) und die eigenartige Bärenschote (Astragalus Cicer), die ich im Kreise nur beim Zöllinger Rundwall gefunden habe. Selbst die nach den germanischen Stämmen im Raume des Kreises siedelnden Slaven dürften keine großen Freunde der Rodung gewesen sein. Ihnen sagten wohl die natürlichen Wiesen des Urstromtales besonders zu. Ich nenne Bobernig, Modritz, Kusser, Tschau und Költsch, um meine Ansicht zu beweisen. Auch hier ist ein Kind der pontischen Steppe, leider nur noch als Seltenheit zu finden, die herrliche blaue Schwertlilie (tris sibirica).

Dann ist der Deutsche eingewandert und hat nach und nach die Wälder gerodet, die auf aussichtsreichem Boden standen. Dort dehnen sich nun die im Obstwalde mehr oder weniger versteckten Dörfer mit ihren Gemüse-

und Grasgärten. Um jedes liegt, wieder zur Steppe geworden, das Feld, das trägt, was der Boden erlaubt. Auf dem leichten Sandboden baut man Roggen, Kartoffeln und Lupinen, auf dem schweren Geschiebeboden Weizen, Gerste und Zuckerrüben. Wo sich in Gründen Wasser staut oder fließt, erfreuen Wiesen das Auge und ermöglichen eine reichlichere Viehhaltung. Noch lieblicher wird das Bild, wenn sich am Wasserlauf schmales oder breites Gebüsch hinziehen darf, was die Feuchtigkeit liebt oder wie Erle und Weide ohne reichlich Wasser nicht sein könnte.

Die „moderne“ Feldflur kann man ja verschieden ansehen. Dem Volkswirtschaftler lacht das Herz über Gebreite, die so satt und üppig stehen, Halm an Halm, Aehre an Aehre, eine so schwer wie die andre; der Pflanzenfreund, der Botaniker schaut auch nach dem, was zwischen den Halmen stehen kann, nach dem, was der Landmann verächtlich Unkraut nennt. Wie selten leuchtet aus den üppigen Roggenfeldern das herrliche Blau der Kornblume. Ein Weizenbestand, in dem Klatschrosen brennen, ist nicht oft zu finden. Was würde Friedrich Hebbel sagen, wanderte er heut mit einem durch die Felder. Es ist gut so und muß allgemein noch besser werden, soll das deutsche Volk gedeihen; doch dem Auge, das nach alter Weise wechselnde Farbe und damit Schönheit und Freude sucht, will zunächst etwas fehlen. Auch daß man den lieblichen Wachtelschlag jetzt so selten hört, will einem nicht recht passen. Wohl auch eine Folge des sich so schnell bessernden Ackerbaues.

Wenn man von der Neusalzer Oderbrücke nach Tschiefer wandert, durchschreitet man einen Streifen Feld auf schwerstem Letteboden. Schon bei einem mittleren Hochwasser wird er überschwemmt, und die Ernte geht verloren. Dann liegen die Gebreite wüst, und das Unkraut kommt zur Herrschaft, für den Botaniker eine erfreulichere Sache als für den betroffenen Landmann. Da sammelte ich vor wenig Jahren noch recht seltenes Gewächs. Da

kroch ein Beinkraut (Linaria Elatine) am Boden hin, da erhob sich meist nur fingerhoch die niedliche Cherardia arvensis, ein dem Labkraut nahestehendes Gewächslein, und frech wuchs empor die Stammpflanze unseres Hafers (Avena fatna). In den letzten Jahren habe ich vergeblich darnach gesucht.

Die Wiesen sind heut noch dem Pflanzenfreunde eine rechte Freude. Welch eine Pracht, wenn man zur rechten Zeit z. B. auf der Oderterrasse etwa bei der Ruhmerschen Anstalt [Alt-Tschau] steht. Weithin breiten sich Wiesen, jetzt ein Meer von Blumen. Wo es feucht ist, herrscht das Rot der Lichtnelke, wo es trockner ist, das Gelb des Hahnenfußes. Wer aber auf dem einzigen Pfade durch sie schreitet, sieht erst, wie mannigfaltig die Blumen sind, die den herrlichen Teppich weben. Aeugt man scharf, trifft man wohl noch etwas ganz Rares, die schon genannte blaue Schwertlilie (tris sibirica). Noch vor 20 Jahren fand man sie öfter; rücksichtslose Blumenrupferinnen arbeiten unverdrossen an ihrer Ausrottung, sie wollen nicht begreifen lernen, daß man Blumen abschneiden muß. So verarmen die Wiesen um Neusalz. Weit, weit muß man gehen, wenn man irgend ein Knabenkraut finden will. Noch nicht einmal alte Neusalzer versichern mir, man fand sie früher auf nahen Wiesen recht oft. So verarmen unsere Wiesen durch falsches Blumenpflücken. Es wird bald noch schlimmer werden.

Der rationelle Landmann aber schaut auf unsere Blumenwiese mit Verachtung, denkt bei dem Wort „Wiese“ nur an Viehfutter und zwar an solches, was so reich an Stickstoff ist wie nur möglich, was land- und forstwirtschaftlich unbedingt richtig gedacht ist. Ich habe seine „schöne“ Wiese gesehen. Erfreulich ist sie gewiß auch, aber unsere liebe Blumenwiese ist das nicht mehr. Schmirgel, Hahnenfuß, Blumen überhaupt, sind Unkraut, was durch Ansaat, Pflege und Dung ausgerottet werden muß. Diese Wiesen werden sich bald zum Heile der deutschen Viehzucht verbreiten; wir Blumenfreunde aber werden bei

Zeiten rufen müssen: „Hilfe, Herr Landrat!“ Damit es uns mit der Wiese nicht ergehe, wie es einst mit dem Walde gegangen ist, was wir bald hören werden. Wenn man uns hört, wird irgendwo eine gute, alte Blumenwiese sein und die Schulen der Gegend werden zu ihr pilgern, als zu einem Museumsstück. Was rechte Bauernkinder sind, die werden, den Kopf schüttelnd, sagen: Hübsch, hübsch, aber welche Bodenverschwendung! Wir gehen „nützlicheren“ Zeiten entgegen; ob schöneren, freudevolleren?

Was der Wiese in den kommenden Jahrzehnten geschehen wird, weil es geschehen muß, ist dem Walde schon angetan worden. Weithin wogen Kiefernwälder, nur nach Untergrund und Pflege an Güte verschieden. Dem Kahlschlag, der die Bodenkrume wesentlich verschlechtert, weil er die Kleinlebewelt des Bodens, die die Düngung vermittelt, abtötet, folgt mehr oder weniger sorgsame Aufforstung; denn die natürliche Besamung ergibt zu unwirtschaftliche Bestände. Den Zustand ist man von Jugend auf gewöhnt und meint, so muß es sein; denn eine Fläche muß soviel Holz bringen wie nur möglich.

Leicht auszudenken ist, wie einst der Uebergang zur Bewirtschaftung der Heide vernichtend war für Unterholz und Bodenflora. Wie mannigfach und schön mag das gewesen sein, als man nur das reife Holz herausschlug, die Verjüngung aber sich selbst überließ, oder gar vorher, als der Wald kaum ausgenützt wurde. Die Spuren der alten Flora beweisen es. Auch in unsern Wäldern wuchs einst Hirschfelder (Sambucus racemosa) und der liebliche Seidelbast oder Kellerhals, den man in einer Landschaft schlechtweg „Frühling“ nennt. Sie wuchsen hier; ich fand jede Art je einmal und war deshalb zweimal einen Tag recht fröhlich.

Ich wende mich der Krautflora des großen Waldgebietes auf der rechten Oderseite zu und zähle zunächst einmal eine Reihe der Seltenheiten auf, die dort gefunden worden sind [Schubes „Verbreitung der Gefäßpflanzen Schlesiens, Breslau 1903], die ich aber noch nicht alle zu

finden vermochte: Bärlapp (Lycopodium claratum, complanatum und annonitinum), Küchenschelle (Anemone vernalis, patens und pratense), Wintergrün (Pirola und Chincophila) und die Bärentraube (Arctostaphylos uoa ursi).

Stundenlang bin ich einst in den Beständen südlich von Glogeiche hin und her gewandert; denn ich wollte einmal die Bärentraube sehen. Dort sollte sie vorkommen, versicherte mir der verdiente Grünberger Botaniker, der verstorbene Kollege Hellwig. In einem halbwüchsigen Bestande am Tschirschenberge habe ich sie endlich gefunden. Weithin überzog die Totenmyrthe mit ihrem lustigen Grün den Boden. Sonst habe ich sie nicht gefunden; am Schlawaer See irgendwo wird sie schon noch zu finden sein, dorthin kommt man doch selten und nur für kurze Zeit. Alte Leute in Kontopp erzählten, man habe einst Totenkränze davon gemacht, weshalb man sie dort eben Totenmyrthe nannte. Sie muß also öfter vorgekommen sein. Wieviele Kilometer Weges ist ein Neusalzer Freund der Pulsatilla um seinen Liebling in der schönen Frühlingszeit gegangen! Von den drei vorhin genannten Arten aber haben wir erst zwei gefunden. Wie weit muß man gehen, ehe man wieder einmal einen Trupp irgend eines Wintergrüns trifft. Halbe Tage bin ich gelaufen und sah keinen. Ebenso ging es mir mit dem Bärlapp. Doch müssen diese Gewächse einst, wenn auch nicht häufig, doch recht verbreitet gewesen sein. Jetzt stehen sie ja auf der Liste der zu schützenden Pflanzen. Ich fürchte, es wird ihnen in unserem Gebiet wenig nützen; denn nicht unbesonnene Blumenpflücker und Kranzgrünsammler arbeiten an ihrer Ausrottung, sondern die Waldwirtschaft, wie sie jetzt ist.

Einer noch rascheren Umgestaltung ist an manchen Stellen das Pflanzenkleid der Sumpfwiese und des eigentlichen Sumpfes ausgesetzt. Vor kurzem ist der Spiegel des Tarnauer Sees bedeutend gesenkt worden, um in seiner Nähe ergiebige Wiesen zu erhalten. Welch eigenartige Flora fand man einst dort. Wie weiße Wollflocken hingen

die Fruchtstände des Wollgrases (der Faulen Magd) an fußhohen Stielen. Dazwischen stand mit seinen roten Lippenblumen das Läusekraut, auch der Fieber- oder Bitterklee mit fleischroten Blütenständen. Etwas später schoß die Traube einer Orchidee, der Sumpfwurz, empor. Zur selben Zeit entfaltete die Prachtnelke ihre wirklich herrlich duftenden Blüten. Wird diese eigenartige Pflanzengemeinde die Aenderung der Lebensbedingungen überstehen? Wie wirds werden im Verlandungsgebiet des Sees bei Tannenhof? Da gedieh in Sumpfmoos und Erlicht Sonnentau, Moosbeere und Sumpffarn.

Recht mannigfach ist die Flora unserer Seen und besonders die der Altwässer der Oder. Welch entzückendes Bild z. B., wenn man im Sommer einmal auf der hohen Brücke steht, die bei Tschiefer über die Alte Oder führt. Hier ist das Wasser noch verhältnismäßig tief, weshalb sich die Binse nur an wenig Stellen gegen die Mitte vorwagt. Dort siedeln zu Hunderten weiße und gelbe Seerosen. Zwischen den schönen Blätterkränzen prangen die herrlichen Blüten, und zwischen den Seerosen wuchert anderes Wassergewächs, wie Laichkraut und Knöterich Weiter unten, wo die Alte Oder seichter ist, auch schon recht zuwächst, findet sich etwas ganz Rares, wohl aber nur noch in wenigen Pflanzen, der Wassernuß (Trapa nutans).

Gerade das dürftigste Land, die Dünenhügel, (ich denke jetzt an einen am Schlawaer See) sind zu gewissen Zeiten wahre Schmuckkästchen. Die köstlichen Polster des Quendels (Thymian) stehen in voller Blüte, da und dort auch noch die Skabiose und die Karthäusernelke. Dazwischen aber, der weiße Farbenklecks, was ist das? Bald hat man davon einen Blütenstengel in der Hand und bewundert den feinzerschlitzten Saum und den zarten Farbenring um den Schlund. Und den Geruch! Es ist die Sand- oder Federnelke. Das schönste, was uns die Heide bietet. Schonen wir nur beim Pflücken den Wurzelstock, damit

es unseren Nachkommen auch noch möglich ist, sich an den zarten Blümchen zu erfreuen.

Einige typische pflanzliche Lebensgemeinden des Kreises ließ ich im Geiste vorüberziehen; viele, viele müßten noch folgen. Von Weichau über Freystadt bis Poppschütz und dann hin bis Würbitz, von Tschepplau bis über Herwigsdorf hinaus ist fast jedes Gebüsch, jede Lehne, manche Wiese ein Ding für sich, wert, es immer wieder zu durchstreifen. Denn nicht das einzelne Gewächs, sondern ihr Zusammenleben, auch wieder mit dem Getier ist's, was zuletzt am meisten anzieht. Ueberall aber trifft man Besonderes und freut sich, wenn mans zwischen dem Alltäglichen entdeckt.

Konrektor Tschierschke, Neusalz.

Prachtvögel der Heimat.

„Prachtvögel sind nur Bewohner der Tropen? Das stimmt nicht! Ich unterfange mich, Ihnen ein halbes Dutzend gefiederter Bewohner unserer Heimat aufzuzählen, die in der Farbenpracht ihres Gefieders den Tropenvögeln nicht nachstehen.“

„Auf dieses Kunststück bin ich denn doch gespannt! Haben Sie vielleicht persönlich diese Wundertiere aus den Tropen hierhergebracht, um unsere Vogelwelt zu veredeln?“

„I bewahre! Ureinwohner unserer Heimat sind sie alle. In der heißen Tertiärzeit belebten sie unsere Braunkohlenwälder. Die Eiszeit vermochte sie der Heimat nicht zu entfremden. Aus Liebe zu ihr fristeten sie jahrtausendelang ein Hungerleben am Fuße der Eisberge. Und als das Eis endlich zurückwich, da nahmen sie mit Jubelgeschrei die alte Heimat wieder in ihren Besitz.“

Das Juwel der heimischen Vogelwelt ist

Der Eisvogel.

Am Beuthener Oderufer sitzt er oft regungslos auf einem schwankenden Zweige, der sich tief bis zum Wasserspiegel hinabsenkt.



Der Eisvogel.

Der große Kopf neigt sich etwas nach vorn. Sein Auge ruht unverwandt auf der glitzernden Wasserfläche. Prächtig schillert das farbenfrohe, blaugrüne Herbstgewand im hellen Sonnenschein. Plötzlich spreizt der gefiederte Stoiker seine bunten Flügel, zieht den Kopf ein wenig nach hinten, saust wie ein Keil in die Tiefe, taucht nach wenigen Sekunden mit einem Gründling aus dem Wasser empor, schüttelt die ihm anhaftende Flüssigkeit von seinem eingefetteten Gefieder und verschlingt auf einem Baumstumpf das zappelnde Opfer mit Wohlbehagen.

Dann verschwindet er mit einem langgezogenen „tiet—tiet" hinter dem Weidengebüsch.

Die Stelle kenne ich genau, an der er im Frühlinge mit Schnabel und Klaue die armlange Erdröhre grub, das Nest baute, 7 glänzendweiße, fast kugelige Eier hineinlegte, und 5 Junge groß zog, die anfangs mit allerlei Insekten, später mit Würmern, Schnecken, Wasserkäfern, Fröschen und Fischen gefüttert wurden. Drei davon schoß der Oderfischer erbarmungslos nieder. Die beiden Jüngsten ließ er am Leben, weil ich ihn den Eisvogel als ein Naturdenkmal ersten Ranges schätzen lehrte und er das gänzliche Verschwinden dieses fliegenden Edelsteines aus der Beuthener Vogelwelt nicht verschulden wollte.

Der Pirol.

Pfingsten wars! Die hohen Kastanienbäume des Beuthener Ritterschlosses beeilten sich mit der Fertigstellung des Festgewandes, denn sie erwarteten ihren Sommergast.

Das war ein ganz eigenartiger Geselle! Unstet und flüchtig flatterte er von Ast zu Ast, wenn er Käfer, Raupen und Schmetterlinge jagte oder reife Kirschen stahl. Das geringste Geräusch raubte ihm die Ruhe und trieb ihn auf und davon. Gewöhnliche Sterbliche bekamen ihn nie zu Gesicht. Nur heimlichen Zehengängern bot er Gelegenheit, seinen hochgelben Rumpf mit dem leichten Anflug von

Orange, die leuchtende, hellgelbe Fleckenzeichnung auf den samtschwarzen Flügeln, den gelben Saum der dunklen Schwanzfedern, den mattroten Schnabel, die blutrote Regenbogenhaut des Auges und die bleigrauen Füße zu bewundern. Das Nest befestigte er nicht auf Aesten oder Zweigen, sondern hing es durch Fäden so an eine Astgabel, daß es vom Winde hin- und hergeschaukelt werden konnte. Und trotzdem fielen weder Eier noch Junge heraus, denn der überstehende Rand des korbförmigen Baues gewährte den nötigen Schutz gegen Sturm und Wetter.

Trotzdem, oder vielmehr: weil er die Oeffentlichkeit scheute, beschäftigte sich die Phantasie der Menschenkinder mehr als er ahnte mit seiner Person und seiner Lebensweise. Sie hielten ihn für einen heimlichen Trinker und legten ihm deshalb den nicht gerade schmeichelhaften Namen „Biereule" bei. Böse Zungen behaupteten, beschwören zu können, aus seinem Schnabel kein anderes Wort vernommen zu haben, als den Befehl: „Bier holen! Austrinken! Mehr holen!" Seine Freunde kennen ihn besser. Sie verehren ihn als den Vogel, der durch seinen Ruf: „gilio büliо" den siegreichen Einzug des Frühlings verkündet, und nennen ihn Pfingstvogel oder Pirol.

Der Wiedehopf.

„Hup, hup, hup."
Gespannt horchen wir auf.
„Hup, hup, hup."
„Leise hinlegen!"
„Hup, hup, hup."

„Da haben wir dich endlich!" haucht entzückt der große Junge, der in meiner unmittelbaren Nähe am Rande der Carolather Viehkoppel liegt und mit scharfem Blicke die vor uns liegenden Weiden nach dem Wiedehopf abgesucht hatte.

Zweiunddreißig Augenpaare hängen gespannt an dem lehmgelben Federkleide des Vogels, dessen dunkle



Der Pirol.



Der Wiedehopf.

Flügel mit unregelmäßigen weißen und gelblichen Querbinden geschmückt sind. Geschäftig tippelt er hin und her, wippt wie eine Taube mit dem Kopfe, legt seine prächtige, rostrote, schwarzgeränderte Holle zu einem spitzen Helme zusammen, breitet sie fächerförmig aus und durchsucht mit dem langen Schnabel den Dünger der Weidetiere nach Mistkäfern.

Dröhnend saust ein ratternder Wagen über die schlechtgepflasterte Straße.

Da wirft sich der Vogel blitzschnell auf die Erde und breitet Flügel und Schwanz zu einem bunten Federkreise um sich aus, aus dessen Mitte der lange Schnabel kerzengerade gen Himmel ragt. In diesem Augenblicke gleicht er in Gestalt und Farbe vollkommen einem alten Wischlappen.

Das Klappern des Wagens verklingt in der Ferne.

Da springt der Vogel geschickt auf die Beine und nimmt seine jäh abgebrochene Arbeit wieder auf. Endlich holt er aus der Erde eine Maulwurfsgrille hervor. Diese strampelt wie toll mit den Hinter- und Vorderbeinen. Ein paar kräftige Schnabelhiebe betäuben sie; dann wird sie in die Luft geworfen und mit dem geöffneten Schnabel aufgefangen; denn die kurze Zunge gestattet keine andere Nahrungsaufnahme.

Mit dem nächsten Opfer fliegt er in gaukelndem Schmetterlingsfluge dem nahen Gebüsche zu. Dort entdecken wir sein Nest auf dem ausgefaulten Stummel eines kaum zwei Spannen hohen Korbweidenstumpfes. Fünf Junge sitzen auf einer Unterlage von Mulm und Wurzeln und Grasstücken und reißen die Schnäbel so weit auf, daß wir tief in den roten Schlund hineinsehen können.

Sehr sauber sieht die Kinderstube freilich nicht aus. Und deshalb stinken die fünf Burschen „wie die Wiedehopfe.“ Die Behauptung aber, daß der Vogel seine Jungen im eignen Kote fast ersticken lasse, bestätigt sich nicht.

Ob in der Geldtasche verwahrte Wiedehopfaugen den Verstand ihres Besitzers tatsächlich schärfen und das Ge-

dächtnis stärken, konnten wir aus verschiedenen Gründen nicht feststellen.

Die Blaurake.

Der bunteste heimische Tropenvogel ist wohl die Blaurake oder Mandelkrähe. Die Schönheit ihres Gefieders ist schwer zu beschreiben. Man muß die Vereinigung von Blaugrün, Himmelblau, sattem Lasurblau und hellem Zimtbraun gesehen haben, wenn man sich ein Bild von der Farbenpracht dieses Vogels machen will.

Mit Schnabel und Kralle schlägt sie sich Anfang Mai in Kiefernwaldungen nicht selten tagelang mit Dohlen und Spechten um den Besitz einer Bruthöhle herum. Das Nest verrät keine besondere Sorgfalt. Das Gelege besteht aus 4—5 weißen Eiern und wird mit solchem Eifer bebrütet, daß man den sonst so scheuen Vogel leicht mit der Hand fangen kann. Die Jungen werden reichlich mit Insekten, Heuschrecken, Würmern, Fröschen und Eidechsen gefüttert, sonst aber wenig gepflegt.

Im zeitigen Herbst beginnt die Ausbildung der Jungen zu Dauer- und Kunstfliegern. In geordneter Flugstaffel geht es zunächst rund um die Wipfel der Bäume herum. Dann steigt die ganze Gesellschaft hoch in die Luft, kommt mit ausgebreiteten Schwingen und gespreizten Schwänzen im Sturzfluge zur Erde hernieder, hemmt kurz über dem Boden den Flug an und fliegt mit leichtem Wellenschlage und scharfem „Rak, rak“ von dannen.

Nach beendeter Flugausbildung geht es im August dem warmen Süden zu.

Der Fichtenkreuzschnabel

ist der Papagei des deutschen Waldes; denn er trägt ein lebhaftes, rötlich graues oder ein mattrotes oder johannisbeerrotes Federkleid, hält sich beim Klettern mit dem seltsam gestalteten Schnabel fest und benimmt sich bei der Ge-



Die Blaurake.

winnung des Fichtensamens durchaus wie ein kleiner Papagei. In seinem Brutgeschäft ist er an keine bestimmte Jahreszeit gebunden; denn er zieht Junge von Anfang Januar bis Ende Dezember.

Die Familie der Spechte

ist so bekannt, daß sie nur der Vollständigkeit wegen erwähnt sei, denn Bunt-, Grün- und Schwarzspecht sind die Prachtvögel unserer Heimat, die jedes Kind wiederholt beobachtet hat.

Schiller, Beuthen.

Naturdenkmäler der Heimat.



Die Lippener Reiherkolonie.

An einem taufrischen Junimorgen löste sich ein großer, aschgrauer Vogel von dem Weidengestrüpp eines Aufhalter Buhnenkopfes. Langsam entfaltete er seine mächtigen Schwingen und erhob sich schwerfällig in die Luft. Der gebogene Hals zog den kleinen Kopf so dicht an den

Oberkörper heran, daß aus dem Federkleide des Rückens nur der gelbe Schnabel hervorragte. Der schöne Federbusch, der den Kopf zierte, flatterte lustig im Winde, und die langen Ständer des Unterkörpers ragten nach hinten weit in die Luft hinein. In eleganter Flugbahn segelte er ruhig über die Lippener Nadelwälder dahin, umkreiste in schwindelnder Höhe ein umfangreiches Waldgebiet und ließ sich dann langsam in die Tiefe desselben hinab.

Die Stelle zog mich an; denn dort mußte der stolze Segler der Lüfte horsten.

Endlich hatte ich den Jagen 128 der Försterei Lippen erreicht. Sonderbar würgende und krächzende Laute schlugen an mein Ohr. Auf ungefähr 30 m hohen, 130—140 jährigen Altholzkiefern saßen 20 große, dunkle Klumpen. Das waren die Reiherhorste. Jeder von ihnen hatte einen Durchmesser von 1½—2 m, war aus starken Reisern gebaut und mit weißem Kot übertüncht. Den Waldboden bedeckten Fischgräten und grünspanfarbige Eierschalen.

Heisere „Kra"-Rufe in den Lüften machten die Horste lebendig. Mit hohem, heiseren Gequieke stiegen zahlreiche Schnäbel in die Luft. Ein alter Reiher ließ sich mit herabhängenden Ständern auf die schwankenden Zweige am Rande eines Horstes nieder und fütterte unter eigenartigem Würgen und Gurgeln die hungrigen Jungen mit den Fischen, die er ihnen im Kehlsacke gebracht hatte. Dann richtete sich der Vogel stolz empor und spähte aufmerksam in die Ferne. Die Sonne übergoß das schneeweiße Hals- und Brustgefieder und seine schwarzen Schaftflecken mit hellem Scheine. Am Hinterhaupte flatterten die langen, dünnen, schwarzen Nackenfedern unruhig hin und her. Dann erhob sich der Prachtvogel mit schwerem Flügelschlage wieder in die Luft und steuerte langsam dem Odertale zu.

Am äußersten Rande der Reiherkolonie standen zwei fast flügge Junge ungeschickt auf einem Horstrande, an dem vielleicht Generationen gebaut hatten, blickten neu-

gierig zu mir herab, schlugen unbeholfen mit den dunklen Schwingen die Luft und flogen dann ungeschickt von Ast zu Ast. Wehe dem vorwitzigen Flieger, der bis zum Erdboden hinabgleitet! Die Eltern überlassen ihn seinem Schicksal. Bereitet ihm der Fuchs nicht ein schnelles Ende, dann geht er einem langsamen Hungertode entgegen und fällt den Aaskäfern zur Beute.

Auf dem Heimwege traf ich zufällig den Förster. Dieser erzählte mir, daß die Lippener Reiherkolonie ungefähr 30 Jahre alt ist und von 20 Reiherpaaren bewohnt wird. Im März oder April eines jeden Jahres findet sich die gleiche Anzahl von Reiherfamilien auf dem Stande ein, niemals auch nur eine mehr oder weniger. Die Oberförsterei hat den Reihern ein Siedlungsgebiet von ungefähr 60 Morgen überlassen, damit der seltene Vogel, der von den Fischern mit unerbittlicher Strenge verfolgt wird, nicht aus der Oderlandschaft ganz verschwindet.

Eine zweite Reiherkolonie unserer Heimat liegt im Jagen 99 der Försterei Aufhalt. Diese besteht allerdings nur aus 5—6 Horsten.

Vor 40—50 Jahren beherbergte Jagen 55 der Försterei Rotbuchenhorst eine sehr starke Reiherkolonie. Den Jägern der damaligen Zeit machte es Vergnügen, die jungen Reiher kurz vor dem Flüggewerden mit sicherem Kugelschusse vom Rande des Horstes herabzuholen.

Alle Naturfreunde der Heimat geben sich der frohen Hoffnung hin, daß die wenigen, noch vorhandenen Brutstätten des Vogels, die der Kreis Freystadt gegenwärtig besitzt, der Oderlandschaft erhalten bleiben.

Schiller, Beuthen.

Die Schafeichen an der Nenkersdorfer Fähre bei Beuthen.

Selten ist eine Landschaft so reich an uralten Buchen, Linden und Eichen wie der Kreis Freystadt. Zwei der

gewaltigsten Riesen Deutschlands aus der Familie der Eichen birgt der Oderwald bei Beuthen. Ihre großartig



Schafeichen bei Nenkersdorf.

entwickelten Kronen verraten, daß niemals Nachbarn ihre Entfaltung störten. Undurchdringlicher Urwald umgab sie kaum jemals zu irgend einer Zeit. Vielleicht bildete ein uralter „Hütewald“ ihre nächste Umgebung. Und heute noch drängen sich zu allen Jahreszeiten Jungviehherden unter ihrem Laubdach zusammen. Langsamen Schrittes gehen die Tiere grasend gegen das Ufer des Oderstromes vor, soweit es die Aue gestattet oder der Hirt und sein Hund es für zweckmäßig halten.

In nächster Nähe der Nenkersdorfer Fähre steigen die beiden Rieseneichen aus einer grünen Aue der rechten Oderseite zum Himmel empor. Ihre grauen, rissigen Stämme haben einen Umfang von 7 bzw. 9 m. Einzelne Aeste zeigen eine Stärke, die jedem ausgewachsenen Eichenstamme zur Ehre gereichen würde.

Schiller, Beuthen.

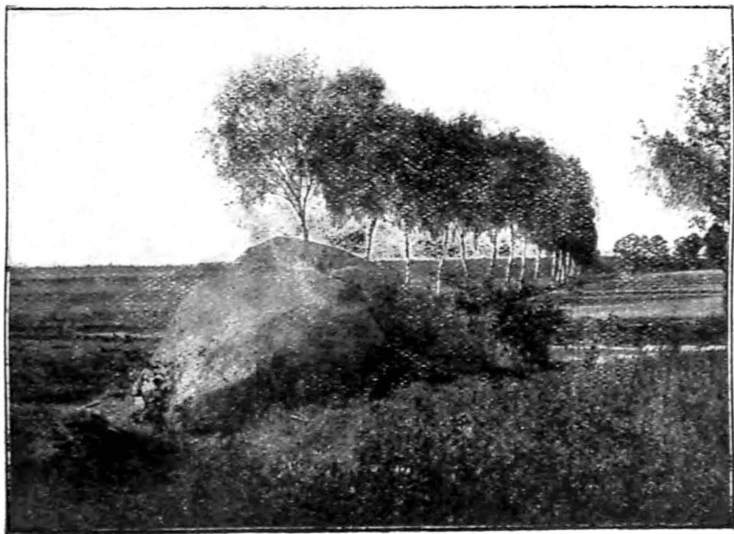
Der Bullendorfer Stein.

„Kräht der Hahn auf dem Bullendorfer Stein,
so hebt er sich.“ Volksmund.

Das lockere Erdreich der oberen Bodenschichten und das feste Gefüge der Lehmlager unserer Heimat sind reich an Felsbrocken aller Art. Viele derselben haben die Größe einer Kinderfaust. Einzelne erreichen sogar die Höhe eines Tisches. Sie bestehen zumeist aus Granit, also aus einer Gesteinsart, die in unserer Heimat als Gebirgszug nirgends auftritt. Deshalb erregten sie schon frühzeitig die Aufmerksamkeit der Gelehrten. Doch war es diesen jahrzehntelang nicht möglich, den Ursprungsort der landfremden Steine festzustellen. Sie nannten sie deshalb „Findlinge“ oder „erratische (irrende) Blöcke“. Heute wissen wir, daß viele Steine unserer Heimat von der Halbinsel Skandinavien stammen. Von dort gelangten sie zur Eiszeit auf dem Rücken der nordischen Gletscher in den Kreis Freystadt.

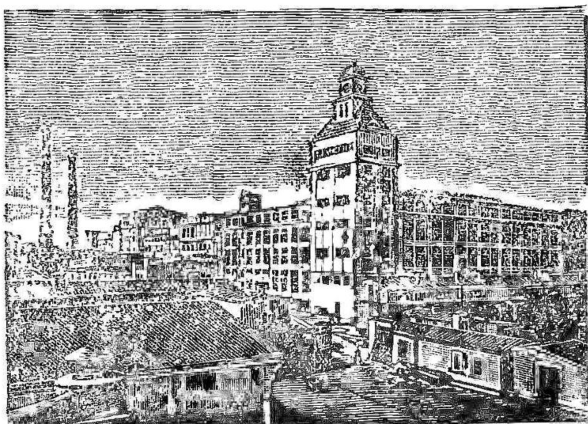
Der bedeutendste von ihnen ist der „Bullendorfer Stein“. Dieser ruht auf dem Rücken des Bullendorfer Windmühlenberges. Seine Höhe beträgt 2½, der Durchmesser 3½ und der Umfang 9¾ m. Den Rauminhalt schätzt man auf 8 cbm. Selten sind Felsblöcke von dieser Massigkeit im Flachlande anzutreffen. Deshalb zählt der Bullendorfer Stein auch zu den größten Findlingen der Provinz Schlesien. (Siehe Sagen.)

Schiller, Beuthen.



Der Bullendorfer Stein.

Die Industrie des Kreises Freystadt.



Die Gruschwitz-Textilwerke in Neusalz.

Die heimische Industrie.

Ackerbau, Viehzucht, Land- und Forstwirtschaft bildeten Jahrhunderte hindurch die alleinigen Erwerbsquellen der heimischen Bevölkerung. Der Ueberfluß an Getreidekörnern aller Art regte zur Gründung von Mühlenbetrieben an. Reiche Flachsernten begünstigten die Entwickelung von Webereien und Zwirnereien. Den Rohstoffbedarf der Molkereien, Käsereien und Gerbereien deckte die Viehzucht. Die Weidenkulturen der Flußniederungen riefen die Korbwarenfabrikation ins Leben. An den Grenzen der Heidegebiete entstanden Sägemühlen, die das Holz zu Brettern, Bau- und Grubenholz verarbeiteten. Ton- und Lehmgruben lieferten das Material für die Töpfereien und Ziegeleien der Heimat, und die Raseneisensteinlager der Oder- und Schwarzeniederung veranlaßten den Bau von Eisenhämmern. Den Brennstoffbedarf

für alle diese industriellen Betriebe deckten die Wälder des Kreises durch die Lieferung von Holz und Holzkohle. So entwickelte sich durch die Verarbeitung und Veredelung der heimischen Rohstoffe die erste bodenständige Industrie, die sich mit der Land- und Forstwirtschaft zu einer Lebensgemeinschaft verband.

Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beeinflußte auch die Entwickelung der Industrie des Kreises Freystadt. Die Neusalzer Fabrikanlagen entwickelten sich zum heutigen Umfange und damit zu dem ausgedehntesten Industriegebiete unserer Oderniederung. Widrige Verkehrsverhältnisse beschränkten die Ausdehnungsfähigkeit der Freystädter Großbetriebe. Der Anschluß der Kreishauptstadt an das Eisenbahnnetz Schlesiens und Brandenburgs sprengte die lästigen Fesseln und verschaffte ihnen die Möglichkeit zu nachträglichem Aufstiege. In der jüngsten Zeit bildete sich im Herzen unseres Heimatkreises ein neues Industriegebiet durch die Eröffnung der Emmagrube bei Nettschütz. Ihre vorzüglichen Erzeugnisse errangen ihr in wenigen Jahren ein weites Absatzgebiet.

Schiller, Beuthen.

Die heimische Weidenindustrie.

Der älteste bodenständige Industriezweig des Kreises Freystadt ist fraglos die Korbmacherei. Sie entstand in der Urzeit der Menschheitsgeschichte in der Oderniederung, die Tausende von biegsamen Weidenruten zur Herstellung einfacher Tragkörbe bot.

In Beuthen, der ältesten deutschen Stadt des Kreises, entwickelte sie sich frühzeitig zu einem Gewerbe. Die Korbmachermeister des Mittelalters verarbeiteten die Weidenruten, die sie im Winter von den wilden Aufwachsflächen der Oderniederung holten, zu Körben, Schwingen, Wagen usw. Die erzeugte Warenmenge wurde später so

groß, daß sie der Herstellungsort und seine nächste Umgebung nicht aufzunehmen vermochten. Deshalb mußte der Hausierhandel den Vertrieb übernehmen.

Dieser warf reichen Gewinn ab und regte die Meister zur Erhöhung der Produktion an. Doch sollte diese möglichst wenig Unkosten verursachen. Deshalb steigerte man die Zahl der Lehrlinge ins Ungemessene. Durch diese Maßnahme schädigten sich die Meister selbst. Denn aus den billigen Arbeitskräften wurden bald unangenehme Konkurrenten, die den Markt mit Waren überschwemmten, die Preise herabdrückten und den Handelsverdienst auf soviel Familien verteilten, daß der einzelnen sehr wenig zufiel.

Bald drängten sich auch Nichtfachleute in das Geschäft ein. Waghalsige Händler nahmen geschäftsschwachen Korbmachern die Waren zu Spottpreisen ab und warfen diese so billig auf den Markt, daß der Meister, der seinen Stolz darein setzte, nur gute Waren anzubieten, unter die Räder kam, wenn er nicht frühzeitig daran ging, seinen Betrieb zeitgemäß umzustellen. Wurde er auch Kaufmann, der neben der guten Ware, die die eigene Werkstatt anfertigte, leichte Erzeugnisse seines Geschäftsbetriebes zu billigen Preisen vertrieb, so war seine Existenz gerettet, ja verbessert. Alle andern Handwerksmeister aber, die zwar eine gutentwickelte Handgeschicklichkeit aber wenig Handelsgeschick besaßen, wurden zu Lohn- und Heimarbeitern, die froh sein mußten, wenn die Beherrscher des Korbmarktes ihre Kräfte in Anspruch nahmen und sie mit Arbeitsaufträgen betrauten.

Damit vollzog sich in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts die Industrialisierung des Korbmachergewerbes. So vollkommen wie bei andern Handwerken glückte sie freilich nicht, weil die Ungleichheit der Rohstoffe die Ausnutzung der maschinellen Einrichtungen verhinderte. Sie beschränkt sich vielmehr auf die Beschäftigung zahlreicher Korbmacher als Heimarbeiter, auf die Zusammenziehung größerer Gesellenkolonnen in geräumigen Arbeitssälen, auf die Einführung technischer Arbeitsteilung und

auf den Absatz der Erzeugnisse auf dem Wege des Handels an den Verbraucherkreis zu billigen Preisen.

Die Beuthener Korbmacher paßten sich den Anforderungen ihrer Zeit an und verlegten sich besonders auf „geschlagene Arbeit". Sie stellten Reise- und Wäschekörbe in eckiger und ovaler Form als Massenartikel her und versandten sie nach allen Gegenden Deutschlands. Nebenbei wurden Rückentrag-, Arm- und Handkörbe mit und ohne Deckel geflochten. Als die niedrigen Reisekörbe unter dem Namen Schiffs- oder Kabinenkoffer Modeartikel wurden, nahm man auch ihre Herstellung mit ebensoviel Geschick und Umsicht auf wie die Packkorbfabrikation für den Seefischhandel. Für die Geschoßkorbfabrikation, die in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts begann, konnte man sich nicht erwärmen, da für die Munitionskörbe ganz bestimmte Maße vorgeschrieben waren und die ältere Korbmacher-Gesellen-Generation sich nicht an Millimetervorschriften binden wollte. So geriet denn dieser Gewerbezweig in die Hände weniger Großbetriebe, die es verstanden, ihre Arbeitskräfte durch sorgfältige Personalauslese und strenge Aufsicht zur Innehaltung der Lieferungsbedingungen anzuhalten.

Als aber der Absatz der Korbwaren während des Weltkrieges ins Stocken geriet, gingen auch die Beuthener Korbmachermeister zur Anfertigung von Geschoßkörben über. Die Firmen Werner und Ahr lieferten Tausende von Munitionskörben nach Spandau u. a. Orten. Da die Mehrzahl der Korbmachergesellen eingezogen war, blieb den Unternehmern nichts anderes übrig, als Frauen und Mädchen in die Korbflechterei einzuführen. Damit wurde zugleich der Arbeitslosigkeit gesteuert.

Nach Beendigung des Krieges erreichten die Möbelpreise infolge des herrschenden Holzmangels eine unerschwingliche Höhe. Viele junge Ehepaare und auch ältere Haushaltungen waren daher gar nicht in der Lage, Ausstattungen zu kaufen oder Hausgeräte zu ergänzen. Sie begnügten sich deshalb mit der Erstehung von Korbmöbeln.

Korbmöbel wurden zu einem begehrten Handelsartikel des In- und Auslandes. Die Herstellung derselben übernahmen besonders die Munitionskorbfabrikanten. Auch in Beuthen wurde eine Korbmöbelfabrik, die jetzige Weidenverwertungsgesellschaft Reimann u. Co., gegründet. Mit der Ueberwindung der Holz- und Tischler-Rohstoffknappheit nahm auch die Korbmöbelfabrikation an Umfang ab. Sie beschränkt sich gegenwärtig auf die Herstellung von Balkon- und Gartenhauseinrichtungen.

Die Beuthener Korbmachermeister ließen sich von dem Ende der Korbmöbelfabrikation nicht überraschen, sondern stellten ihren Betrieb rechtzeitig um und nahmen die Herstellung guter alter Muster und bewährter Modeartikel nach den Modellen der bekannten Kunstgewerbler Nicolai-Dresden, Behrends, Paul und Pangtok-Darmstadt auf. Als Material wird neben der Weide auch das Peddigrohr verwendet, das besonders die Firma Eitner zu allerlei Sesseln und Ziermöbeln verarbeitet.

Der allgemeine Geldmangel macht sich auch auf dem Gebiete des Korbhandels bemerkbar und zwingt die heimischen Korbmachermeister, sich neben der Ausübung ihres Berufes als Weidenkulturenbesitzer, -pächter, Weidenschälunternehmer und Versandgeschäftsinhaber von grünen und weißen Weiden zu betätigen.

Schiller, Beuthen.

Die heimische Tonindustrie.

An zahlreichen Stellen des Kreises Freystadt treten die Tonlager so nahe an die Erdoberfläche heran, daß ihr Abbau keinerlei Schwierigkeiten verursacht. Deshalb wurden sie schon von den Ureinwohnern der Heimat ausgebeutet und ihr Inhalt zu allerlei Gefäßen verarbeitet. Mit welcher Geschicklichkeit der vorgeschichtliche Mensch den spröden Rohstoff formte, zeigen die Urnen der vorgeschichtlichen Friedhöfe.

Im Mittelalter besaß jede Stadt mehrere Töpfereien. Die Erfindung des Porzellans verursachte eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete des Geschirrmarktes; denn Porzellan und Steingut verdrängten nach und nach alles handwerksmäßig hergestellte schwere Tongeschirr aus Küche und Eßzimmer. Die Töpfereien gingen zugrunde, wenn sie sich nicht auf Kachelfabrikation verlegten. Zu Großbetrieben dieser Art entwickelten sich die Webersche Ofenfabrik in Neusalz und die Mastagsche Ofenfabrik in Freystadt.

Die reichen Lehmlager der Heimat wurden frühzeitig zur Herstellung von Bau- und Dachsteinen ausgebeutet.

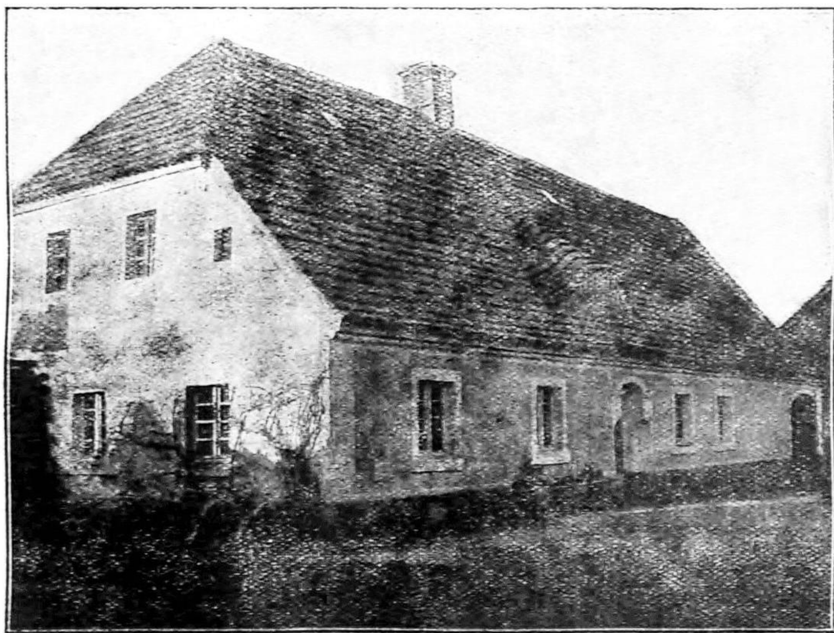
Schiller, Beuthen.

Beim Töpfer in Niebusch.

Seit altersher besteht in Niebusch eine Töpferei, in der heute noch sämtliche Tonwaren nach der uralten Art, nämlich auf der Töpferscheibe mit Fußantrieb, hergestellt werden. Tongruben im benachbarten Kottwitz (Kr. Sagan) liefern den Rohstoff und die Waldungen der Umgegend die bedeutenden Holzmengen, die zum Brennen erforderlich sind.

Wer die Töpferei betritt, dem fällt sofort in einer Ecke ein ungeheurer grauer Haufen feuchter Ton in die Augen, der fast bis an die Balkendecke reicht. An der Fensterbank entlang, zwischen zwei tischhohen, breiten Bänken befinden sich mehrere Töpferscheiben. Es sind etwa 10 cm starke, kreisrunde Platten aus Eichenholz, wovon die obere etwa 40, die untere etwa 60 cm Durchmesser hat. Beide laufen auf einer senkrechten Achse. Auf einem quer über die Bänke gelegten Brett sitzt der Töpfer, stößt die untere Scheibe mit dem Fuße ab und formt auf der oberen den Topf.

Wenn der Ton aus der Grube kommt, ist er so hart, daß er sich kaum mit dem Spaten stechen läßt. Er wird mehrmals in feine Scheiben geschnitten, angefeuchtet,



Die Töpferei in Niebusch. Haus mit Sitznischen.

je nach der Fettigkeit mit feingesiebtem Sand vermischt und tüchtig geknetet, wobei jedes Steinchen sorgfältig entfernt wird, weil sonst beim Drehen Löcher entstehen.

Nach abermaligem längeren Kneten wird der Ton, der jetzt so zähe ist, daß man ihn gerade mit den Fingern drücken kann, in gleichgroße Stücke gerissen, je nach der Größe der gewünschten Töpfe. Ein Klumpen von der Größe einer 3 Pfd.-Tüte ergibt einen Topf von ungefähr 3 Liter Inhalt.

Wenn ein Topf hergestellt werden soll, wird ein Tonklumpen mitten auf die Scheibe geworfen, daß er festsitzt und zunächst mit nassen Händen gleichmäßig rund gedreht. Mit den beiden Daumen wird dann in die Mitte des Klumpens eine Mulde gedrückt und unter dauerndem Anfeuchten immer mehr vertieft, und dabei wächst der Klumpen unter den Fingern immer breiter und höher, verändert seine Form unter dem leisesten Druck und wird zum Topf oder zum bauchigen Krug oder zur enghalsigen Flasche. Ein Stab mit Kerben, der dann und wann daneben gehalten wird, dient als Maß für die Höhe. Nachdem mit einem Schwamm das Wasser aus dem Topfe entfernt worden ist, das sich während des Drehens angesammelt hat, wird der Topf mit einem schwachen Draht von der Scheibe abgeschnitten und auf ein Brett zum Trocknen gestellt. Das alles ist bei einem 3 Liter-Topf das Werk von 5—6 Minuten. Am nächsten Tage werden Henkel, Schnauze usw. angesetzt.

Die meisten Waren werden glasiert. Die dazu erforderliche Erdart (eine Art gelb- bis rotbrauner Lehm aus Prittag und Altkessel bei Grünberg) wird in Wasser aufgelöst, und die Gefäße werden hineingetaucht oder damit ausgespült. Rand und Boden bleiben frei, weil die Glasur beim Brennen fließt und die Töpfe, die ineinander oder übereinander in den Ofen gestellt werden, sonst zusammenbacken würden.

Sobald die Töpfe lufttrocken sind, wird der Brennofen mit ihnen vollgesetzt und die Tür mit Lehm ver-

mauert. Nach etwa 20-stündigem Brennen, wobei 15—16 rm Kiefernholz verbraucht werden, sind die Töpfe fertig gebrannt, und nachdem sich der Ofen hinreichend abgekühlt hat, werden die fertigen Töpfe herausgeholt und wandern ins Lager und von dort zu den Händlern.

Der größte Teil der Tonwaren wird in der nächsten Umgebung abgesetzt, denn Tongeschirr ist wegen seiner Billigkeit in den Dörfern am gebräuchlichsten.

Lehrer Weiß, Rohrwiese.

Die Eisenindustrie unserer Heimat.

Die Entstehung der heimischen Raseneisensteinlager.

Nach der Bildung des heutigen Oderbettes befreiten Verwitterung und Zersetzung große Mengen von Eisenteilchen aus der Verbindung mit Erden und Steinen. Anhaltende Regengüsse rissen das Metall in die Tiefe und führten es dem Grundwasser zu. Dieses trat an den tiefsten Stellen der Oder- und Schwarzeniederung zutage und bildete zahlreiche Tümpel und Flachseen. In diesen setzte sich das Eisen als dünne Haut an die Sandkörner des Grundes oder als schillernde Eisenhydroxyd-Decke an die Oberfläche des Wasserspiegels. Wasser-, Sumpf- und Moospflänzchen verwandelten die stehenden Gewässer in Moore, vermochten aber nicht überall das eisenhaltige Grundwasser dem Einflusse der Luft zu entziehen und seine Berührung mit Pflanzenstoffen und Bakterien zu verhindern. Da trennte sich das Eisen von dem Wasser und verband sich mit Sanden, Tonen und Phosphor zu Raseneisenstein.

Der Raseneisenstein bildet unter den Wiesen und Aeckern der Landgemeinden Rauden, Erkelsdorf, Teichhof, Fürstenau, Hänchen, Hartmannsdorf usw. lose Klumpen

oder zusammenhängende Platten und begründete vor einhundert Jahren im Verein mit der Holzkohle der Heide die bodenständige Eisen-Großindustrie der Heimat.

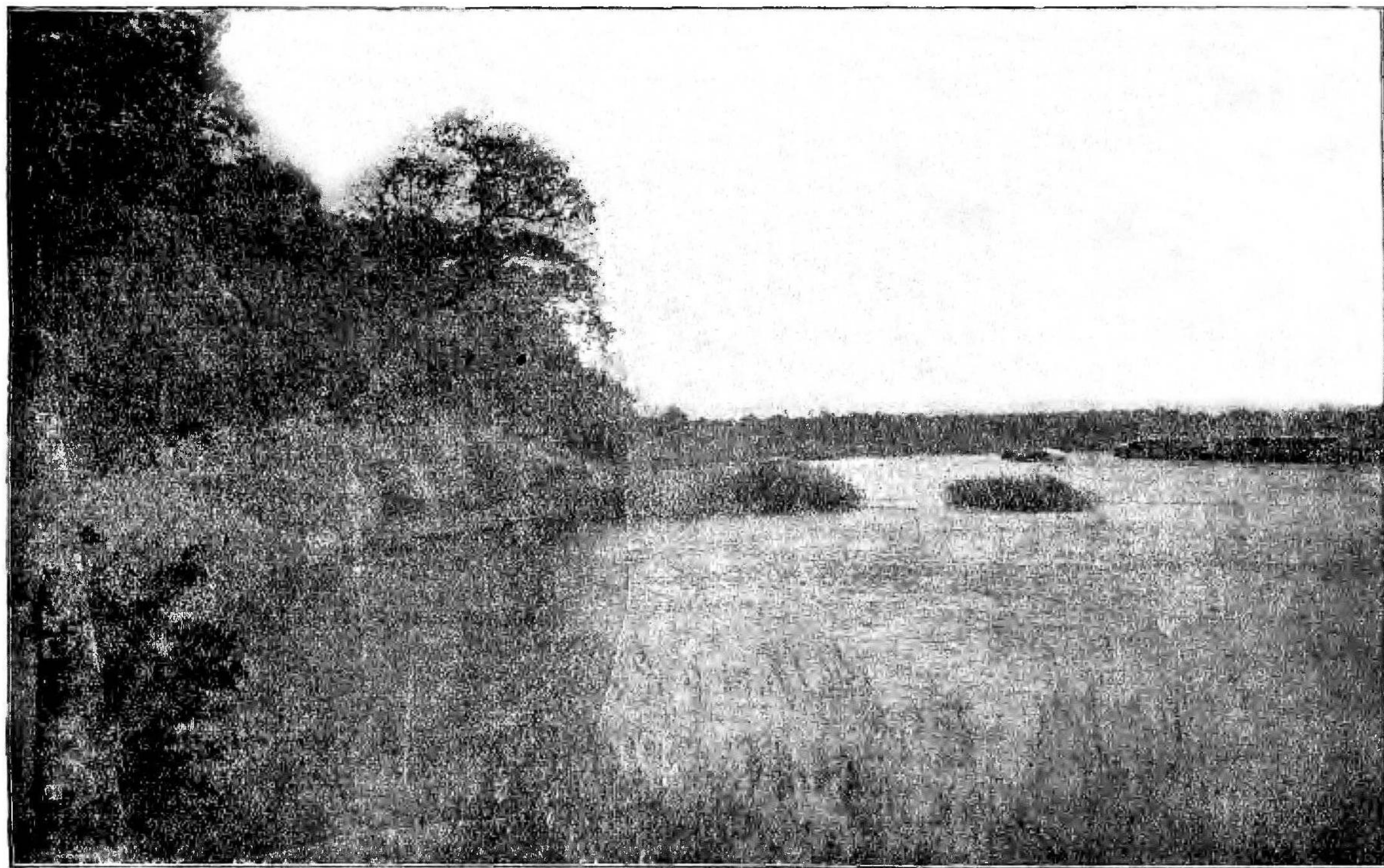
Schiller, Beuthen

Aus der Geschichte der Neusalzer Eisenindustrie.

Die Eisenindustrie des Kreises Freystadt ist uralt. Wandernde Metallarbeiter errichteten wahrscheinlich schon vor der Geburt Christi die ersten Schmelzöfen des Odertales. Diese bestanden aus Gruben mit hartgebrannten Wänden und erzeugten das schmiedbare Eisen unmittelbar aus dem Raseneisenstein des Oder- und Schwarzetales, indem die Holzkohlenflamme dem Sumpferz den Sauerstoff entzog und der Metallarbeiter das gewonnene kohlenstoffarme Eisen solange knetete, bis die Schlacke entfernt war.

Im Mittelalter scheint unsere Heimat eine größere Zahl von „Eisenhämmern" besessen zu haben. Die Standorte derselben sind der Gegenwart nicht mehr bekannt, aber die Erinnerung an sie wird noch heut durch die Flurnamen „Hammervorwerk", Hammermühl", „Hammerteich" usw. wachgehalten. Fest steht, daß der Freiherr Fabian von Schönaich († 1591) im Beuthener Oderwalde einen „Hammer" anlegte. Die Landkarte des „Herzogtums Groß-Glogau" vom Jahre 1793 deutet einen Eisenhammer in der Nähe von Teichhof an. Der Neusalzer Hammer stand auf dem „Fechnerschen Weinberge" in der Nähe des neuen Friedhofes. Reste seiner starkeisenhaltigen Schlacken haben sich in dem Wegschotter des Grundstückes bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die Eisenhämmer des Mittelalters waren in der Regel von unerschöpflichen Wäldern umgeben. In ihrer Nähe dampfte der Meiler, der die Holzkohle lieferte. Menschenhände oder Wasserräder hielten die Blasebälge in steter Bewegung. Die Arbeiter waren zumeist uniformiert. Ihre Kleidung bestand aus einer langen Hose und einem



Blick auf den Oderstrom.



Partie im Oderwald bei Neusalz.

grünen Rocke, der mit goldenen Tressen und Achselstücken geziert war; um den Hut schlang sich ein farbiges Band mit einer Kokarde. Der Hüttenmeister trug einen kostbaren Hirschfänger an der Seite. Er allein verstand die fachmännische Behandlung und Verarbeitung des Raseneisensteins, hütete das „Hüttengeheimnis" wie einen kostbaren Schatz und vererbte es auf seine Nachkommen.

Die Eisenhämmer des Mittelalters verwendeten das sogenannte Luppenfeuer, das in etwa 2 m hohen Schmelzöfen das Sumpferz in die schwammig-weiche „Luppe" verwandelte, die durch Hämmer zu Walzeisen ausgeschmiedet wurde.

Das erste moderne Eisenhüttenwerk der Heimat entstand im Jahre 1827 in Neusalz. Es besteht noch heute als

Eisenhütten- und Emaillierwerk, Wilhelm Krause G. m. b. H.

Begründet wurde es von einem Aktienverein, den der Berliner Kaufmann Karl Heinrich Gläser ins Leben gerufen hatte. Das ursprüngliche Werk umfaßte einen Hochofenbetrieb mit den dazu gehörigen Lagerschuppen und Wohnhäusern. Den Rohstoffbedarf deckten die Raseneisensteinlager der Oder- und Schwarzeniederung. Der Abbau derselben lag ganz in den Händen der Grundbesitzer von Freibrunn, Teichhof und Heinzendorf und wurde nicht das ganze Jahr hindurch betrieben, sondern begann in der Regel nach der Beendigung der ländlichen Herbstarbeiten und endete nach Weihnachten, wenn Kälte und Frost den Bauern Spaten und Hacke aus der Hand nahm. Dann begann die Abfuhr der gewonnenen Schätze. Der Fabrikhof der Hütte füllte sich mit haushohen Sumpferzhaufen und die Lagerschuppen mit Holzkohle aus den Heideforsten der Umgegend.

Der stark phosphorhaltige Raseneisenstein lieferte ein äußerst dünnflüssiges Roheisen. Dieses war aber so fest und haltbar, daß es unmittelbar aus dem Hochofen in die Formen für dünnwandige Gußstücke gegossen werden

konnte. Darum erweiterte man das Hüttenwerk durch die Errichtung einer Gießerei, in der Heizöfen und Kochgeschirre aller Art hergestellt wurden. Im Emaillierwerk erfolgte das Emaillieren gußeiserner Gefäße. Der dauernd steigende Absatz der Fabrikerzeugnisse ermunterte zu immer weiterer Ausgestaltung des Werkes. Und nach wenigen Jahrzehnten stieg dasselbe zu der leistungsfähigsten Graugußgießerei der Provinz Schlesien empor.

Im Jahre 1849 starb der Leiter des Werkes, Karl Heinrich Gläser. Sein Nachfolger wurde der Geheime Kommerzienrat Friedrich Wilhelm von Krause. 1862 gelang es diesem, alle Aktien in seiner Hand zu vereinigen und sich damit in den alleinigen Besitz des Werkes zu setzen.

Die Verteuerung der Holzkohle und der Eisenerze steigerte die Herstellungskosten des Holzkohlenroheisens dermaßen, daß 1877 der Hochofenbetrieb eingestellt und der Kupolofen mit oberschlesischem, englischem und schwedischem Roheisen gespeist werden mußte. Da nennenswerte Werkstätten zur Herstellung größerer Gußstücke und Maschinen in nächster Nähe von Neusalz nicht vorhanden waren, wurde den Gießereien eine Maschinenbauanstalt mit Schmiede, Dreherei und Schlosserei angegliedert, die Dampfmaschinen, Dampfkessel, Brauerei- und Kartoffelstärke-Einrichtungen baute. Durch Beschaffung moderner und rationell arbeitender Werkzeugmaschinen und Gießeinrichtungen gelang es, das Werk so auszubauen, daß es allen Anforderungen der modernen Technik vollauf Rechnung tragen konnte.

Ende 1912 wurde die Firma in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt.

Das Werk umfaßt gegenwärtig einen Gesamtflächenraum von 60 ha, besitzt vier Formereien mit 14 Kupolöfen, eine Stahlgießerei mit einem Siemens-Martinofen und einer Kleinbessemerei, eine Tempergießerei, eine Maschinenbauanstalt, eine Pumpenbauanstalt, drei Beschlagschlossereien, eine Verzinnerei, eine galvanische Anstalt, eine

Schleiferei, eine Schmiede, eine Reparaturschlosserei, zwei Modelltischlereien und ein Emaillierwerk und beschäftigt 1300 Arbeiter und 135 Angestellte. Ein 2 km langes Anschlußgleis verbindet die „Alte Hütte“ mit dem Bahnhof.

Im Jahre 1852 wurde in Neusalz ein zweites Eisenhütten- und Emaillierwerk,

Die Paulinenhütte,

ins Leben gerufen. Ihr Begründer war der Hüttenbesitzer Edmund Gläser. Seiner rastlosen Tätigkeit gelang es, das Werk in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem erfolgreichen Fabrikunternehmen auszubauen und ein Absatzgebiet zu schaffen, das sich nicht nur auf Schlesien und die Reichshauptstadt beschränkte, sondern auch auf die Provinzen Brandenburg, Posen, West- und Ostpreußen ausdehnte. Rationell arbeitende Gießeinrichtungen und Werkzeugmaschinen sind gegenwärtig in der Lage, sämtliche Gebrauchsgegenstände des täglichen Bedarfs für den städtischen und ländlichen Haushalt herzustellen. Daneben wird aber auch der Ofen- und Handelsguß eifrig betrieben und allen modernen Arbeitsmethoden die Tür geöffnet. Die Kunstguß-Abteilung fertigt geschmackvolle Plaketten, Silhouetten, kunstgewerbliche Gegenstände, Kriegerverehrungen nach Entwürfen schlesischer Künstler und allerlei preiswerte Geschenkartikel in künstlerischer Ausführung.

Das Werk gibt 350 Arbeitnehmern auskömmlichen Verdienst und gewährt einem Teil derselben in einzelnen Werkwohnungen Unterkunft. Ein großer Teil der Arbeiter setzt sich aus Kindern und Enkeln der Familien zusammen, die bei der Gründung des Unternehmens ihre Kräfte in den Dienst der Neuen Hütte stellten. Innig verknüpft mit der Geschichte des Werkes ist der Name des Hüttenmeisters Paul Reimann, der dem Fabrikunternehmen von dem Gründungsjahre 1852 an bis zu seinem 1910 erfolgten Tode treulich gedient hat.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde die Firma in eine Kommandit-Gesellschaft umgewandelt, an der sich die Familien Gläser, Suesmann und Hoffmann beteiligten.

Die Leitung der Paulinenhütte ging nach dem Tode ihres Begründers (1886) in die Hände von Otto und Ernst Gläser über. Otto Schwager, langjähriger Stadtverordneten-Vorsteher in Neusalz, wurde 1901 ihr Direktor. Im Jahre 1917 trat Hüttendirektor Edmund Gläser, der verdienstvolle Vorsitzende der „Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt" und Begründer des „Neusalzer Heimatmuseums", an die Spitze des Fabrikunternehmens. Unter seiner Leitung wuchs das Werk in einem stetigen organischen Aufbau zu seinem jetzigen Umfange heran.

Schiller, Beuthen.

In der Paulinenhütte.

Mit lebhafter Spannung erwarteten wir das Aufgehen des Fabriktores, das die mächtige Werkanlage der Paulinenhütte von der Außenwelt abschloß. Glänzender Frühlingssonnenschein bedeckte die riesigen Schornsteine, die das ganze Industriegelände beherrschen. Aus den Werkbauten und Lagerschuppen strömte der Geist der Zweckmäßigkeit und der guten Form. Nirgends störte leere Geschmacklosigkeit und aufdringliche Nützlichkeitskultur das Auge. Ueberall regierte die Planmäßigkeit, Geschlossenheit, Harmonie! Reizende Gartenanlagen verbanden die Werkstätten mit den Wohn- und Verwaltungsgebäuden und vertieften den geschlossenen, harmonischen Eindruck, den die ganze Fabrikanlage auf uns machte.

Das Tor ging auf. Mit freundlichem Gruße betraten wir den Hofraum. Ueberall Leben, Bewegung und Arbeit!

In den lichten Räumen des Verwaltungsgebäudes saßen die Ingenieure über Konstruktions- und Berechnungs-

arbeiten gebückt. Ihre leicht hingeworfenen Skizzen wurden von geschickten Zeichnern mit Bleistift und Reißfeder sauber und korrekt auf starkes Zeichenpapier übertragen.

Die fertigen Zeichnungen wanderten in die Modelltischlerei. Dort kreischten die Sägen. Die Hobel pfiffen. Aus Brettern und Leisten fertigten die Modelltischler die Modelle für die bestellten Gußstücke. Wer Modelltischler werden will, muß nicht nur geschickt sein, sondern auch denken können, denn er hat aus möglichst wenigen Brettchen und Pflöcken schnell, praktisch und gut die Modelle zu gewinnen und zusammenzusetzen, die die Zeichnung für ein bestelltes größeres Gußstück vorschreibt. Die fertigen, meist rotgestrichenen Modelle kommen in die Formerei. Die Modelle für den Guß von Töpfen werden in der Schlosserei aus Eisenblech hergestellt.

In der Formerei wurde uns die Kunst vorgeführt, die Form für den Guß eines zweihenkeligen Topfes herzustellen. Formsand, Modell und Formkasten waren zu diesem Zwecke kurze Zeit vor unserem Eintritt in den Raum gestellt worden.



Der Formsand bestand aus einer Mischung von Sand und Ton. Er war so fein, daß er die geringsten Eindrücke aufnehmen konnte und besaß doch soviel Bindekraft, daß es ihm möglich wurde, den Druck des flüssigen Eisens auszuhalten.

Das Modell war aus festem Eisenblech gearbeitet. Es hatte die Form und Größe des Topfes, der gegossen werden sollte und bestand aus zwei Hälften, die in der Mitte der Henkel genau zusammenpaßten.

Der hölzerne Formkasten war vierteilig. Er setzte sich aus dem Unterkasten, dem Oberkasten und dem zweiteiligen Mantelkasten (Mittelkasten) zusammen. Die Kästen paßten genau aufeinander, ließen sich leicht aufeinander setzen und verschoben sich nicht.

Mit sicherer Hand erfaßte der Former die linke Hälfte des Modells, setzte sie so auf das Aufstampfbrett, daß der Boden des Modells nach oben kam, stülpte die linke Hälfte des Mantelkastens darüber, schloß sie seitlich durch das Anschlagbrett und stampfte mit dem Stampfer den Raum zwischen Modell und Kasten vollständig mit Sand aus.

Nach der Entfernung des seitlichen Anschlagbrettes setzte er die rechte Modellhälfte an die linke, stülpte die rechte Hälfte des Mantelkastens darüber, befestigte diese an die linke und füllte den leeren Raum zwischen Modell und Kasten mit Sand aus.

Mit raschem Griff drehte der Former nun den ganzen Mantelkasten um. Dadurch kam der innere Teil (der Hohlraum) des Modells nach oben. Dieser wurde voll Sand gestampft und damit der Kern hergestellt.

Nach Vollendung dieser Arbeit setzte der Former den Unterkasten auf den Mantelkasten und füllte ihn mit Formsand. Dann drehte er das Ganze um. Dadurch kam der Boden des Modells wieder nach oben.

Endlich konnte der Oberkasten mit dem Eingußrohr für das flüssige Metall darauf gesetzt und dicht mit Sand gefüllt werden.

Damit war aber die Arbeit des Formers noch nicht beendet. Er mußte nunmehr an die Entfernung des Modells gehen, um dadurch den Hohlraum in dem Formsande zu schaffen, der die Größe, Stärke und Form des Topfes wiedergab und das flüssige Eisen aufnehmen konnte, das nach dem Erkalten den gewünschten Topf bildete.

Zu diesem Zweck wurde der Oberkasten abgehoben, die beiden Hälften des Mantelkastens auseinandergenommen, die beiden Modellhälften vorsichtig aus dem Formsande herausgeholt, die Form selbst, also der neuentstandene Hohlraum sorgfältig ausgeputzt, geglättet und mit Kohlenpulver bestäubt, sämtliche Kastenteile zu einem

einzigen Formkasten wieder vereinigt, das Ganze verklammert und mit Gewichten beschwert.

Das Glockenzeichen der Gießerei rief den Former an den Kupolofen, der das ihm übergebene schwedische Roheisen umgeschmolzen hatte.

Schnell ergriff der Mann eine Gießkelle, die inwendig mit einer Lehmschicht ausgekleidet war, hielt sie unter die Oeffnung des Schmelzofens bis sie gefüllt war, und goß vorsichtig das flüssige Metall in den Kanal des Formkastens. Zischend drängte sich der glühende Strom durch das Gießloch nach der Tiefe, füllte den Hohlraum, den das eiserne Modell im Sande hinterlassen hatte und trieb die Luft, die denselben ausfüllte, durch die Pfeife ins Freie.

Nachdem das Gußstück ausgekühlt war, wurde es aus dem Formkasten herausgeholt und in die Putzerei gebracht. Dort nahm man ihm den Ausgußtrichter und die Windpfeife. Die Putzmaschine entfernte mit Hilfe eines Sandstrahlgebläses den ihm anhaftenden Formsand. Schmirgelsteine befreiten es von dem Roste uud schliffen es glatt.

Aus der Putzerei wanderte der Topf in die Wäscherei und von dort in das Emaillierwerk, das ihn als versandbereites Fabrikat dem Hüttenbeamten übergab. Dieser trug ihn in das Lagerbuch ein und schickte ihn nach dem Warenlager.

Dieses bestand aus vielen Abteilungen und enthielt sämtliche Gegenstände des täglichen Bedarfes für den Haushalt in Stadt und Land, vom gußeisernen Stallfenster bis zum Kartoffeldämpfer, vom emaillierten Kochgeschirr bis zum Waschkessel und vom kleinsten Ofen des Laubenkolonisten bis zum Irischen Rundmantelofen des Villenbesitzers.

Reizende kunstgewerbliche Gegenstände barg die Abteilung für Kunstguß. Plaketten, Silhouetten und Eisengüsse in reizvoller Durchbruchtechnik erfreuten das Auge.

Mit der Besichtigung des Packraumes endete unser Rundgang.

Fast wortlos verabschiedeten wir uns von dem liebenswürdigen Ingenieur, der uns in die Geheimnisse der Paulinenhütte eingeführt hatte, in der Maschine und Faust Kopf und Hand, Herz und Modellierholz rastlos schaffen, um der heimischen Eisenindustrie das Ansehen zu erhalten, das sie seit Jahrzehnten im deutschen Vaterlande besitzt.

Schiller, Beuthen.

Die Neusalzer Leimfabrik.

Im Jahre 1872 entstand zwischen Neusalz und Kuffer eine Leimfabrik. Ihre Gründer waren die Brüder Waldemar und Reinhold Garve. Es war keine leichte Aufgabe, den Rohstoffbedarf des Unternehmens regelmäßig zu decken, da die Zahl der Fleischereien damals sehr gering war, die Hausschlachtungen aber zur „guten" Jahreszeit, also im Frühjahr und Herbst, in der die Leimsiederei am erfolgreichsten betrieben werden konnte, die Mengen von Fleisch-, Knorpel-, Sehnen-, Darm- und Fellabfällen, die gebraucht wurden, nicht aufzubringen vermochten.

Die Siederei bestand aus großen Kupferkesseln mit durchlöcherten Doppelböden. In diese schüttete man die leimhaltigen Stoffe, goß etwas Wasser darüber und kochte die Leimbrühe solange, bis sie auf einem Probierteller gerann. Dann kam sie in viereckige Holzkästen. War sie vollständig erstarrt, so lösten lange Messerklingen die Leimgallert rundum vom Holze und ließen sie auf einen großen Arbeitstisch gleiten. Metalldrähte, die zwischen die freien Enden biegsamer Gerten oder Senden gespannt waren, zerlegten den Block in einzelne Blätter. Diese wanderten auf die Fäden- oder Drahtnetze der Trockenrahmen. Waren sie vollständig steif, so brachte man sie als fertige Leimtafeln in den Lagerraum und später in den Handel. Die bahnfertige Ware wurde im Hundewagen von „Pluto" nach dem Güterbahnhofe gezogen.

Wenige Jahre nach ihrer Eröffnung brannte die Leimsiederei nieder. Ihre Besitzer gerieten in Not und

waren fast der Verzweiflung nahe. Da nahm sich die Brüdergemeine ihrer an. Sie trat als Gesellschafter in die Firma ein und steckte größere Summen in das Geschäft hinein. 1909 wurde die Fabrik zum zweiten Male ein Opfer der Flammen, erstand aber bald wieder als Lederleimfabrik und wurde mit den rationellsten Maschinen und Einrichtungen der modernen Technik ausgestattet. Ihre heutige Tagesproduktion beträgt 6—7000 kg. Das Absatzgebiet hat nicht nur die Grenzen der engeren und weiteren Heimat überschritten, sondern breitet sich auch in den überseeischen Ländern immer weiter aus. Die Kundschaft der Firma setzt sich aus Malern, Tischlern, Buchbindern, Zündholz-, Kartonnagen-, Schmirgelfabrikanten usw. zusammen.

Der Lederleim, der ein weit größeres Klebevermögen als der Knochenleim besitzt, wird aus Hasen-, Kaninchen-, Katzenfell- und Lederresten, also aus den Abfallprodukten der Gerbereien hergestellt.

Aus den Rückständen, welche die Leimsiederei hinterläßt, gewinnt die „Chemische Fabrik der Gebrüder Garve" Leimfette für die Seifenindustrie und Düngemittel für die Landwirtschaft.

Die Firma Garve setzt aber nicht nur eigene, sondern auch fremde Düngefabrikate um. Zahlreiche Wagenladungen von Stickstoff, Phosphorsäure, Kalisalzen und Kalken treffen alle Jahre aus den Düngemittelzentren Mitteldeutschlands auf dem Neusalzer Bahnhofe ein und werden durch Lastfuhrwerke auf das Land verfahren oder rollen als Bahnfracht nach anderen Orten Schlesiens oder Brandenburgs.

Schiller, Beuthen.

Die Neusalzer Borstenindustrie.

An einem warmen Juniabende schlenderte ich die Schifferstraße entlang. Kein Laut drang aus den Häusern zu mir heraus. Die Fensterflügel standen überall weit

auf. Die Wohnräume schienen ausgestorben zu sein. Die Zimmerschwüle hatte die Menschen ins Freie getrieben. Auf dem schattigen Oderdamme hofften sie Abkühlung und frische Luft zu finden.

Nur ein altes Mütterchen war das einzige Lebewesen der ganzen Gasse. Ihre gekrümmte Gestalt hockte in einer Fensternische. Das Auge ruhte gespannt auf dem Fensterbrett, und die Hände bewegten sich emsig hin und her. In Gedanken trat ich an das Fenster heran.

„Noch so fleißig, Mütterchen?"

„Ja! — Man muß sich regen, wenn man sein täglich Brot verdienen will."

„Was habt Ihr denn da Schönes vor?"

„Ihr seid wohl kein Neusalzer Kind?"

„Allerdings nicht!"

„Na ja, da kann ichs Ihnen nicht übelnehmen, wenn Sie meine Arbeit nicht verstehen. Ich lese Borsten."

„Borsten lesen?"

„Freilich, Borsten lesen! Ich suche alle schwarzen und braunen Schweinehaare aus dem Häufel heraus und sortiere sie nach der Farbe."

„Und was wird dann damit?"

„Die Borsten werden in der Fabrik sortiert, geputzt, zu Bunden gebunden, gekocht, getrocknet, gehanfelt und zu 10 cm starken Büscheln für die Bürsten- und Pinselfabriken vereinigt oder für die Zahnbürstenindustrie passend geschnitten."

„Und welche Fabrik verrichtet diese Arbeiten?"

„Kennen Sie die „Borste" nicht? Aber der Name wird Ihnen ja auch fremd sein! Ich meine die Neusalzer Borstenzurichtereien."

„Die kenne ich nicht."

„Herrjeh! Die kennen Sie nicht? Na, dann will ich Ihnen doch etwas davon erzählen, denn Sie werden ja einfach ausgelacht, wenn Sie nach Hause kommen und nichts von der Neusalzer" — sie holte tief Atem — „Borstenindustrie erzählen können."

„Für Belehrungen bin ich immer dankbar.“

„Vor 40 Jahren lebte in Neusalz ein tüchtiger Bürstenbinder. Richard Rathmann war sein Name. Der hatte soviel Kundschaft, daß er garnicht genug Ware herstellen konnte. Besonders viel zu schaffen machte ihm die Zurichtung der Borsten, die er brauchte. Da kam er auf den Gedanken, die Herstellung von Borstenbüscheln durch maschinelle Anlagen zu vereinfachen und zu verbessern. Er kaufte 1886 ein Grundstück von der Meininger Bank, baute dort einige Maschinen und verschiedene Vorrichtungen zur Behandlung der rohen Schweinehaare ein und gründete damit die erste Borstenzurichterei. Mit zehn Arbeitern, zu denen auch ich gehörte, wurde 1888 das Unternehmen eröffnet. Daß Rathmann damit das „große Los“ gezogen hatte, wurde bald offenbar. Handwerksmeister und Fabriken ersparten sich die Arbeit der Zurichtung und bezogen von Rathmann die fertige Ware. Der Umsatz wuchs, und die Zahl der Arbeiter stieg in zehn Jahren auf 80. Das Unternehmen wurde 1898 in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt.

Da das Geschäft mit fertigen Borstenbüscheln so gut ging, tat sich bald eine zweite Borstenzurichterei auf. Herr Robert Klingner, der viele Jahre bei Herrn Rathmann tätig gewesen war, errichtete um das Jahr 1900 die zweite Neusalzer Borstenzurichterei.

Und weil alle guten Dinge drei sind, taten sich die Herren Emil Gesche, Ziegeleibesitzer und Max Gebhardt, Fabrikbesitzer, zu einer Kommanditgesellschaft zusammen und errichteten 1922 die dritte Borstenzurichterei in Neusalz.“

„Und macht die auch noch Geschäfte?“

„Was denken Sie wohl! Immer größer wird der Umsatz. Gucken Sie sich mal die Adressen auf den Versandkisten an! Und Sie werden finden, daß die Neusalzer Borsten nicht nur nach allen Teilen Deutschlands gehen, sondern auch ins Ausland wandern, ja über das große Wasser schwimmen. Und wie gut ist das für viele Neusalzer! 700—800 Arbeiter verdienen durch die Borsten-

industrie ihr tägliches Brot. Und wieviel Groschen fließen in die Häuser der Heimarbeiter, die, wie ich, alle Tage mit Kind und Kegel Borsten lesen. Und stolz bin ich darauf, daß die Schweinehaare, die ich sortiere, vielleicht dem Kaiser von China alle Morgen die Zähne bürsten!"

„Vielen Dank für die interessanten Mitteilungen!"

„Nichts zu danken! Vielleicht interessiert Sie noch die Mitteilung, daß im Kreise Freystadt noch eine vierte Borstenzurichterei besteht. Sie befindet sich in Beuthen a. O. und wurde von dem Fabrikbesitzer Karl Garitz errichtet. Seine Borstenbüschel, die nach einem von ihm erfundenen Geheimverfahren hergerichtet werden, sollen besonders von Zahnbürstenfabriken gern gekauft werden. Und nun gehen Sie Ihres Weges weiter! Meine Zeit ist kostbar."

„Recht schönen Dank, Mütterchen! Kaufen Sie sich für diesen Geldschein ein Brot und ein Stückchen Butter und machen Sie für heut Feierabend. Etwas frische Luft am Oderdamme wird Ihnen gut tun."

Ich wandte mich und ging eilends davon.

„Verfolgen Sie den Oderdamm bis zum Schlachthof. Dort stehen alle drei Neusalzer Borstenzurichtereien friedlich beieinander!"

Schiller, Beuthen.

Die Gruschwitz-Textilwerke in Neusalz.

Johann David Gruschwitz.

Ein eisiger Sturmwind fegte das Odertal hinab. Feine Eiskristalle ritzten förmlich Gesicht und Hände des einsamen Handelsmannes, der die Straße von Költsch nach Neusalz hinabwanderte. Wiederholt verhüllte das Schneegestöber minutenlang die nächste Umgebung. Und die Kälte setzte ihm so zu, daß ein eisiger Schauer den Körper durchrieselte und die Glieder sich jeder Bewegung widersetzten.

„Ein gräßliches Wetter!“ brummte der Mann etwas unwillig vor sich hin und zwang mit eisernem Willen die Beine vorwärts. Dann blickte das Auge wieder unternehmend in die Welt hinein, und seine Lippen trällerten ein lustiges Lied.

In der Nähe von Neusalz heulte der Sturm noch einmal überlaut auf, fuhr wütend das Odertal hinab und verschwand hinter den Aufhalter Eichenbüschen.

Als der einsame Wanderer die Stadt betrat, hatten sich die Wolken verzogen. Strahlend stand der Mond am nächtlichen Himmel. Sein ruhiges Licht übergoß die Straßen mit hellem Scheine und erhellte mit seltener Freigebigkeit die engen Gassen, welche die Besucher des Herrnhuter Abendgottesdienstes zur Heimkehr benutzten.

„David!“

Mit freudigem Ausruf löste sich Frau Gruschwitz von einer Gruppe Herrnhuter Schwestern und holte nach wenigen Sekunden den Gatten ein, der durchfroren von seiner Geschäftsreise zurückkehrte.

„Wie schwer habe ich während des furchtbaren Wintergewitters mit unserem Schöpfer um dein Leben gerungen!“

„Du bist und bleibst ein Furchthase Dein Leben lang.“

„Hatte ich nicht Grund genug dazu?“

„Gewiß! Aber der Herr verläßt die Seinen nicht.“

Geräuschlos öffneten sie die Tür ihres Hauses. Leise traten sie in die Wohnung. Der helle Mondenschein quoll voll durch die schmalen Fensterscheiben in das geräumige Zimmer hinein, wob duftige Schleier um die schweren Spinnräder, spiegelte sich in der schneeweißen Tischplatte, übergoß den Küchenofen mit hellem Schein und suchte die Dämmerung zu durchdringen, die die Umrisse der einfachen Bettstellen nur unvollkommen wiedergab.

David Gruschwitz nahm den Tragekorb von dem Rücken und stellte ihn in eine Ecke.

„Schlafen die Jungen schon lange?“

„In der Dunkelstunde krochen sie in ihre Kabine.“

Frau Gruschwitz zündete ein Talglicht an und beleuchtete damit einen alten, ausgebauten Vogelbauer, in dem zwei hagere Knaben schliefen. Mit zärtlichem Blick umfaßte der Vater die schlummernden Gestalten, dann zog er mit Hilfe eines Flaschenzuges die merkwürdige Kinderbettstelle zur Stubendecke empor; denn er brauchte den Platz, den sie einnahm, als Arbeitsraum.

„Du bist ja heute recht lange ausgeblieben!“

„Ich habe mich in Beuthen mit dem Einkassieren der Außenstände verweilt.“

„Ist alles glatt gegangen?“

„Nicht ganz! Die Geschäftsleute erholen sich nur langsam von den Verlusten der langen Franzosenzeit. Die hohen Nachkriegssteuern drücken. Die Bauern halten ihr Geld zu fest in der Tasche, und die Arbeiter verdienen so gut wie nichts.“

„Beginnt der Absatz des Zwirnes schon zu stocken?“

„Das nicht! Guck her, der Tragkorb ist leer. Und die Aufträge mehren sich. Unsere Ware wird selbst in Glogau eingeführt. Ein gutgestellter Kaufmann, den ich in Beuthen bei Walter kennen lernte, bestellte eine Probesendung.“

„Gott sei Dank!“

„Wir bewältigen allein die Arbeit nicht mehr. Ich muß mich morgen in aller Frühe nach einem Gehilfen umsehen. Wie denkst Du über Heppner?“

„Wo willst Du das Geld für eine Hilfskraft hernehmen?“

„Dafür wird der liebe Gott schon sorgen. Und ich brauche viel, recht viel von diesem unglückseligen Mammon; denn ich habe in Würbitz und Tarnau heute viel Flachs aufgekauft und in Költsch die Ernte des nächsten Jahres bestellt.“

„Aber Mann!“

„Den Flachs brauche ich unbedingt, wenn ich die Glogauer Gegend auch mit Zwirn versorgen will.“

Frau Gruschwitz holte das Abendbrot. Ihr Mann saß müde und abgespannt am Tische, aber sein Geist fand keine Ruhe. Er überlegte und kalkulierte. Dann sprangen seine Gedanken in die früheste Kindheit zurück. Der väterliche Bauernhof in Niederheinsdorf im Vogtlande, in dem er am 23. Februar 1776 das Licht der Welt erblickt hatte, zog sonnenklar mit allen Bewohnern an seinem Geiste vorüber. Er glaubte ganz deutlich die Nähe seiner Mutter zu spüren und ihr entscheidendes Wort über die Zukunft des Vierzehnjährigen zu hören: „Zum Bauer ist er zu schwach, zum Schneider fehlt ihm das Sitzefleisch, aber ein tüchtiger Weber kann aus ihm werden.“ Wie schnell war die Lehrzeit dahin! Die Wanderburschenjahre vermehrten die Kenntnisse und vervollkommneten die Handgeschicklichkeit. Dann begann der Dienst in der Brüdergemeine. Der Webstuhl klapperte ohne Unterlaß, das fertige Stück zeigte fast niemals Fehler. Neue Muster wurden erdacht und dem Meister zur Beurteilung vorgelegt. Die Arbeit war für den jungen Weber eine Lust und keine Bürde. Darum stärkte sie auch seine Arbeitskraft und verlieh ihm die Ausdauer, die nötig war, um etwas Neues durchsetzen zu können. Der Verdienst stieg und mit ihm die Anerkennuug für besondere Leistungsfähigkeit. Als die Neusalzer Brüdergemeine bei der Direktion der Brüder-Unität einen Betriebsleiter für die Weberei forderte, wurde ihm diese Stelle angetragen. Mit tausend Freuden nahm er sie an. Denn damit hatte er erreicht, was er nur im Traum zu wünschen wagte.

Am 17. Juni 1808 war er nach wochenlanger Reise in Neusalz eingetroffen. Der Ausstellungsvertrag vom 1. August 1808 sicherte ihm ein wöchentliches Einkommen von 2 Talern und 12 Silbergroschen zu. Für dieses Wochenlohn arbeitete er, als sei ihm das Doppelte versprochen worden. Die Leistungen des Werkes stiegen. Die Direktion kargte mit ihrem Lobe nicht. Das spannte den jungen Meister zu äußerster Kraftentfaltung an. Jede

freie Minute beschäftigte ihn der Gedanke: „Was ist zu tun, um etwas Unerhörtes in deinem Betriebe leisten zu können?"

Bei einer solchen Gelegenheit fiel ihm auf, daß bis dahin kein Webereibetrieb vorhanden war, der sich nur mit der Herstellung von Nähfäden befaßte.

„Welche Gründe mögen dafür maßgebend sein? Wäre die Gründung eines solchen Betriebes ohne größere Geldmittel möglich?" fragte er sich wiederholt.

Endlich hatte er die richtige Antwort auf diese Fragen gefunden, und er faßte den Entschluß, seine Werkmeisterstelle aufzugeben und einen eigenen Betrieb für die Herstellung von Nähfäden einzurichten.

Am 2. Januar 1816 trat er aus dem Dienste der Brüdergemeine, feierte seine Hochzeit mit Marie Gammert, der Tochter eines Neusalzer Schneidermeisters, und eröffnete im Hause Breslauerstraße 26 die erste Neusalzer Zwirnerei.

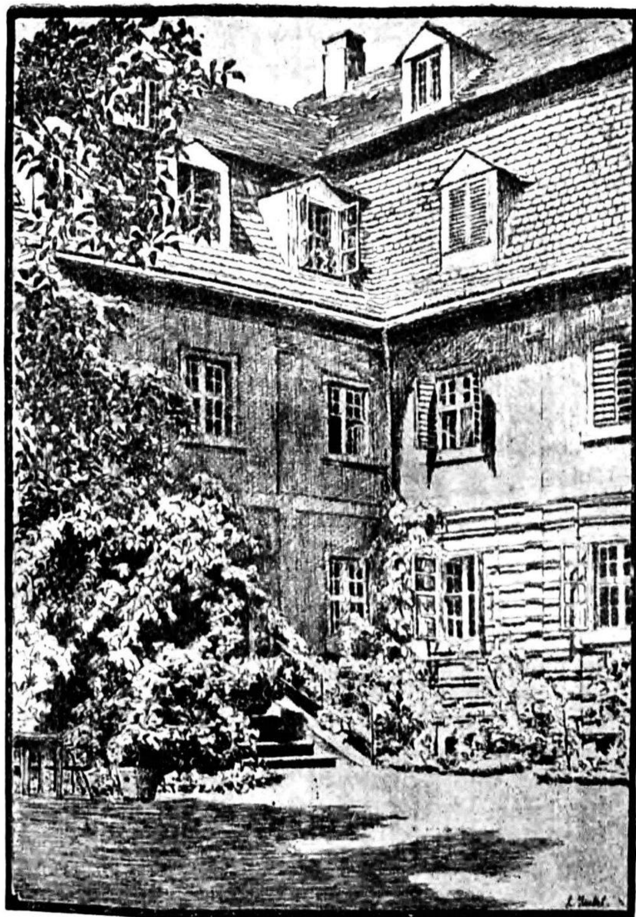
Vom frühen Morgen bis zum späten Abend liefen die Spinnräder ohne Unterbrechung und spannen Fäden oder drehten Nähgarn. Immer fester, glatter, runder und härter wurde der Zwirn. Mit der Zunahme der Güte steigerte sich der Absatz der Ware. Und heut hat das Geschäft eine solche Ausdehnung angenommen, daß ein Gehilfe angestellt und die gesamte Flachsernte mehrerer Gutsbesitzer gekauft werden mußte, wenn dem Betriebe das nötige Rohmaterial für das kommende Jahr gesichert werden sollte.

Frau Gruschwitz goß die dampfende Mehlsuppe auf den braunen Tonteller.

„Du bist wohl mit Deinen Gedanken noch unterwegs oder zehn Jahre der Gegenwart voraus."

David Gruschwitz fuhr leicht zusammen, lächelte zustimmend und nahm das einfache Abendbrot ein. Dann setzte er sich an das Spinnrad und stand nicht eher auf, bis die Glogauer Lieferung fertig war.

Am nächsten Morgen trat Heppner den Dienst an. Nicht lange blieb er allein. Der Kundenkreis des



Hofecke des Schwesternhauses in Neusalz.

Handwerksmeisters wuchs zusehends und mit ihm die Zahl der Spinner und Zwirner.

Immer neue Bestellungen liefen ein. Neue Betriebsräume mußten geschaffen und neue Werkmaschinen gekauft werden. Da ging dem Unternehmen das Geld aus. Wo sollte es die Mittel zu so vielerlei Ausgaben hernehmen? Ein Freund nach dem andern schlug mehr oder weniger freundlich die erbetene Hilfe ab. Endlich gewährte ihm ein wohlhabender Grünberger Bürger, namens Seidel, ein Darlehn von 1000 Talern. Damit ließ sich schon etwas anfangen. Zunächst suchte Gruschwitz mit Hilfe eines Göpels, der durch ein Pferd getrieben wurde, die Leistungskraft der Menschenhand zu unterstützen. Aus dem Hand- und Göpelbetriebe entwickelte sich langsam ein kleines Fabrikunternehmen mit Färberei und Druckerei und einem Ladengeschäfte auf der Breslauerstraße. Am 24. April 1844 wurde der Grundstein zu dem ersten Fabrikgebäude gelegt, und am 7. August 1845 erfolgte die Eröffnung des neuen Betriebes unter der Firma „J. D. Gruschwitz und Söhne.

Die Erzeugnisse der Neusalzer Zwirnerei fanden reißenden Absatz und trugen den Namen des Fabrikanten in alle Welt hinaus.

Am 7. Juni 1848 schloß David Gruschwitz sein vielbewegtes, arbeits- und kampfreiches Leben. Ihm war das seltene Glück geworden, den Nutzen und die Ehre seiner epochemachenden Erfindung und seines rastlosen Schaffens seinen Kindern zu vererben und Hunderten von Arbeitern Gelegenheit zum Erwerb des täglichen Brotes zu schaffen. So lange deutsche Industrie, deutscher Fleiß und deutscher Wagemut in der Geschichte unserer Heimat genannt und gepriesen werden, solange wird auch der Name Johann David Gruschwitz unvergessen bleiben.

Schiller, Beuthen.

Der Auf- und Ausbau der Gruschwitz-Textilwerke.

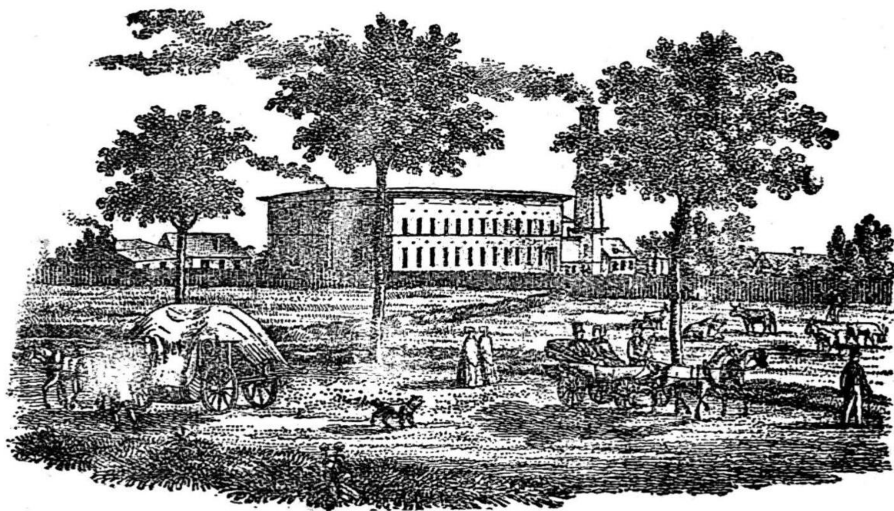
Bitterste Armut herrschte im Hause des Webers und Zwirners Johann David Gruschwitz in Neusalz, als ihm am 8. Oktober 1816 bezw. am 1. Juni 1819 Gottes Güte die beide Söhne Heinrich und Alexander schenkte. Ihre Wiege bestand aus einem alten Vogelgebauer. Dieses hing am Tage an der Zimmerdecke, weil die Wohnung, die aus einer Stube bestand, Wohn-, Schlaf-, Koch- und Arbeitsraum zugleich sein mußte und für das Kinderbett keinen Platz bot. Frühzeitig wurden die Knaben in die Sorgen des Alltags eingeweiht. Jede schulfreie Minute gehörte dem väterlichen Betriebe. Und da jeder ersparte und erdarbte Pfennig in den Dienst des Geschäfts gestellt werden mußte, war Schmalhans nicht selten Küchenmeister im Hause. Jahrelang lebte man oft nur von Kartoffeln, Gerstenkaffee, Butter und Brot. Fleisch kam sehr selten auf den Tisch. Aber die magere Kost, die bittere Armut und die angespannte Arbeit stählten die Willens- und Widerstandskraft der Kinder zur höchsten Leistungsfähigkeit. Als Jünglinge standen beide vom Tagesgrauen bis zur einbrechenden Nacht am Rostkasten, an der Dörrgrube, an der Handbreche, an der Hechel oder am Spinnrade. Später widmete sich Heinrich besonders dem Vertriebe der Waren. Wie oft griff er zum eichenen Wanderstabe, um als Reisender von Hof zu Hof, von Geschäft zu Geschäft zu ziehen, um die Fabrikate seines Vaters an den Mann zu bringen und Aufträge für den Betrieb zu sammeln.

Alexanders weitschauender Geist schuf den modernen Fabrikbetrieb der Firma, der dem Unternehmen die Grundlage verlieh, auf der die Zukunft weiterbauen konnte. Und wie schwer fiel ihm diese Arbeit! Denn sein Schulwissen war mangelhaft und seine kaufmännischen und technischen Kenntnisse steckten in den Kinderschuhen. Das ihm fehlende geistige Rüstzeug wollte er um jeden Preis

erwerben. Deshalb zwang er mit eisernem Willen seinen oft todmüden Körper zu wissenschaftlicher Nachtarbeit. Daß er das gesteckte Ziel erreichte, ist der deutlichste Beweis für seine außerordentliche Begabung und seine pflichtbewußte, nie erlahmende Tatkraft. Die Maschinenanlage, welche die neuerbaute Fabrik brauchte, kaufte er von einem englischen Agenten. Und als dieser die versprochene Einrichtung nicht lieferte, entschloß er sich kurzer Hand zu einer Reise nach England. Die zeitraubende Fahrt mit dem Flußdampfer und der Post über Hamburg nach London war nicht umsonst. Es gelang ihm, eine gebrauchte Dampfmaschinen-Anlage zu erwerben, die fünfzig Jahre der Fabrik gedient hat. Damit war aber die Zukunft des Betriebes noch nicht gesichert. Die wirtschaftlichen Erschütterungen der Jahre 1847/48 lähmten die Kaufkraft der Kundschaft und brachten schwere geschäftliche Verluste. Ein Darlehn, das die Brüdergemeine gewährte, half über die schlechte Zeit hinweg. Als sich das Unternehmen von den Schlägen der Wirtschaftskrise erholt hatte, zerstörte ein Schadenfeuer am 15. August 1858 die ganze Spinnerei und brachte die Firma an den Rand des Abgrundes.

Alexander Gruschwitz verlor zum ersten Male in seinem Leben den Kopf. Er beschloß, nach Amerika auszuwandern. Seiner Frau gelang es, ihn von dem Vorhaben abzuhalten. Da erwachte in ihm die alte Energie, und er erbaute 1859 eine neue Fabrik. Die vorzügliche Qualität des Gruschwitz-Zwirnes eroberten bald den deutschen Markt und veranlaßten ihn im Jahre 1864 der bisherigen Spinnerei eine Färberei und später eine Hechelei hinzuzufügen. Die Zahl der Arbeiter stieg auf 700.

Nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 erstarkte die Kaufkraft des deutschen Volkes und mit ihr der Absatz der Waren. 1868 entstand in Lauban eine Garnbleiche und 1887 in Grünberg ein Hanfspinnereibetrieb und eine Bindfadenfabrik. Als Alexander Gruschwitz am 8. Juli 1888 starb, war die Firma Gruschwitz



Die im Jahre 1858 abgebrannte Gruschwitz-Fabrik.

zu einem Riesenunternehmen der Leinenzwirnindustrie emporgeblüht.

Seinem Sohne und Nachfolger Alfred Gruschwitz gelang es, den englischen Leinenzwirn aus den deutschen



Geheimer Kommerzienrat
Alfred Gruschwitz († 1907)

Familienhaushalten und den Schneiderwerkstätten vollständig zu verdrängen. Nur Schuhmacher und Sattler öffneten ihm ihre Betriebe noch nicht. Da reiste er nach England, um dort an Ort und Stelle die Fabrikations-

methoden dieses Bedarfsartikels kennen zu lernen. Seine Verheiratung mit der Engländerin Elisa Ardill vermittelte manche Bekanntschaft mit den führenden Spinnereibetrieben des Insellandes und verschafften ihm den erwünschten Einblick in die englischen Fabrikationsmethoden. Ihre Kenntnis ermöglichten ihm den Ausbau des Herstellungsverfahrens, die Verbesserung der Qualität und der Aufmachung. Damit war auch der Sieg über die englischen Schuhmacher- und Sattlergarne entschieden und der Weltmarkt für den Leinenzwirn erobert.

Die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts brachten eine schnelle Verbreitung der Nähmaschine. Die Massenherstellung von Wäsche zu billigsten Fabrikpreisen machte die Verwendung des Leinenzwirnes zu kostspielig. Da gewannen die englischen Baumwollenfäden wieder an Boden und schickten sich an, den Weltmarkt an sich zu reißen. Rechtzeitig erkannte Alfred Gruschwitz die Gefahr, die seinem Unternehmen drohte und stellte einen Teil seines Betriebes um. 1892 wurde eine Baumwollenspinnerei errichtet und in den folgenden Jahren in großzügiger Weise ausgebaut. Nach der Erfindung einer praktischen Fabrikationsmethode und der Verbilligung der Produktion durch Verwendung von Dampfturbinen und elektrischer Energie erlangten auch die Gruschwitzschen baumwollenen Maschinengarne und Nähfäden schnell Weltruf und wurden bald überall im Haushalt, in der Konfektion, in der Schneider-, Schuhmacher- und Sattlerwerkstatt des In- und Auslandes verarbeitet. Leider war es dem Geheimen Kommerzienrat Alfred Gruschwitz nicht vergönnt, die Vollendung des von ihm begonnenen Werkes, das er 1906 in eine Aktiengesellschaft verwandelt hatte, zu erleben. Der unerbittliche Tod beendete am 24. September 1907 seine außerordentlich erfolgreiche Tätigkeit. Sein 1892 geborener Sohn Franz Alexander Johann David Doherr-Gruschwitz trat in den Vorstand der Aktiengesellschaft ein.

Die Vollendung des Gruschwitzschen Riesenwerkes gelang in meisterhafter Weise dem langjährigen Mitarbeiter

des verstorbenen Geheimrats, Generaldirektor Dr. Karl Janson. Seine hervorragende kaufmännische Befähigung, die durch die Leitung verschiedener belgischer Zwirnereien in glänzender Weise ausgebildet worden war, wußte seit 1886 alle Schwierigkeiten, die sich der Ausführung der Alfred Gruschwitzschen Pläne entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Unter seiner Leitung überwand die Firma alle Fährnisse des Weltkrieges. Außerordentliche Verdienste erwarb er sich um die gewaltige Förderung des Flachsbaues in der Zeit der Weltkriegsblockade. Nie fehlte es seinem Werke an Rohstoff, und die Produktion ging ihren alten Gang in unverkürzter Weise weiter.

Die Verdienste des Generaldirektors Karl Janson um die Gruschwitzschen Textilwerke und die deutsche Wirtschaft würdigte die Universität Frankfurt a. M. durch seine Ernennung zum Dr. rer. pol. h. c..

Die Fürsorge um das Wohl der Werkangehörigen ist von der Firma Gruschwitz frühzeitig in großzügiger Weise organisiert worden, weil der Gründer des Unternehmens als langjähriger Arbeiter und Handwerker die Nöte der wirtschaftlich Schwachen an seinem eigenen Körper kennen gelernt hatte. Bereits 1852 errichtete Alexander Gruschwitz unter Mitwirkung des Fabrikkapitals eine Werksparkasse. 1867 entstand die Fabrikküche und 1870 die Privatkrankenkasse für Werkangehörige. Nach dem deutsch-französischen Kriege wurden die ersten Arbeiter- und Beamtenhäuser an der Breslauer Straße errichtet. Ein Waisenhaus sorgt für die Erziehung elternloser Kinder. In den schwersten Jahren des Weltkrieges widmete sich der Generaldirektor Dr. Janson in vorbildlicher Weise der Fürsorge aller Werkangehörigen. Was er im Interesse der Kinderfürsorge geleistet und für die Milderung der Wohnungsnot getan hat, zeigt der neue Stadtteil, den er für die Arbeiter und Beamten der Gruschwitz Textilwerke in den ersten Jahren der Nachkriegszeit erbaut hat.

Den Umfang und die Bedeutung der Gruschwitz Textilwerke möge folgende Zusammenstellung illustrieren:

Das leitende Werk ist die Gruschwitz Textilwerke Aktiengesellschaft in Neusalz, wo Garne und Zwirne aus Baumwolle und Flachs hergestellt werden. Die Grünberger Niederlassung fertigt Zwirne, Bindfaden und Taue aus Hanf. Dieselben Erzeugnisse werden in der Mechanischen Bindfadenfabrik Memmingen in Bayern hergestellt. Andere Zweiganstalten sind: die Leinen- und Baumwollenzwirnerei Lachmann und Söhne in Hausdorf, Posselt in Türchau, die Bleicherei in Lauban, die Flachsveredelungsanstalt in Alt-Tschau und die Flachsröste in Konstadt OS.

Schiller, Beuthen.

Die Schrötersche Lederfabrik in Freystadt.

In der Crossener Vorstadt liegt die Lederfabrik C. A. Schroeter. 1829 kaufte Carl August Schroeter, der bereits seit 2 Jahren die in Primkenau gelegene Gerberei seines Vaters betrieben hatte, von der Freystädter Schuhmacherinnung die an den Torteichen gelegene Lohmühle (die jetzige Schuhfabrik ist auf dem einen Torteich gebaut.) Es gelang ihm von Jahr zu Jahr, die Gerberei zu vergrößern, und nach 10 Jahren konnte er sich ein neues Wohnhaus bauen, in dem sich jetzt die Kontorräume befinden. Dort, wo sich jetzt an der Polnischen Straße die 300 m lange Front der Lederfabrik hinzieht, waren damals einzelne kleine Häuser, die zum Teil der Schuhmacherinnung gehörten. Nach und nach wurden diese Gebäude hinzugekauft und unter Leitung des ältesten Sohnes Adolf Schroeter, der 1857 das Geschäft übernahm, bebaut.

Im Anfang wurde wie damals üblich, nur in Gruben gegerbt, das Sohlenleder brauchte 18 Monate bis zu seiner Fertigstellung. Als dann später Dampfbetrieb eingerichtet wurde, konnten viele Arbeiten vereinfacht werden. 1895 wurde dann auch mit Chromgerbung begonnen, damals eine ganz neue Sache. Chromleder, das zu Schuhoberleder usw. verarbeitet wird, kann man in 2 Tagen gerben.

1890 übernahmen die jetzigen Inhaber die Fabrik, und erweiterten nicht nur die Gerberei, sondern richteten auch 1897 eine Schuhfabrik ein.

In der Lederfabrik werden täglich 100 Rindshäute verarbeitet. Dieselben kommen von der Bahn in den Häutelagerraum, werden dort mit den Gewichtszahlen gestempelt und kommen in die Weichkästen in den untersten Räumen. In den Weichkästen wird das Salz ausgewässert, dann kommen sie in die Kälke, in denen die Haardrüse gelockert wird. Nach 3-tägigem Kälken werden die Haare und das Fleisch (Leimleder) abgestoßen durch Hand und Maschinen. Nachdem sie wiederum gewässert sind, werden die Unterleder in die Farben eingehangen, die Oberleder kommen in den ersten Stock in die Chromgerberei.

Die Unterleder bleiben 3 Wochen in den Farben und werden jeden Tag von der schwächeren in die stärkere Gerbstofflösung weitergebracht. Aus den Farben kommen sie in die Versenken, d. h. in die Gruben, in denen die angegerbten Leder 14 Tage eingelegt werden. Dann kommen sie in eine zweite Versenke, schließlich, wenn der Gerbstoff vollständig eingedrungen ist, in die Gerbfässer. Die Gerbfässer sind große, 3 m hohe Trommeln, die sich beständig drehen und mit Taninextrakten gefüllt sind. Nach 5 Tagen werden die Leder, die nun vollständig satt gegerbt sind, herausgenommen und in Wasser und Säurelösungen gewässert und geweicht. Von hier werden sie in den Trockenräumen aufgehangen, getrocknet, geplättet und gewalzt.

Die Chromoberleder werden, nachdem sie gespalten sind, in Gerbfässer mit Chromoxydlösung gebracht, nachdem sie vorher gebeizt und mit Säure behandelt wurden. Chromoxydlösung wird aus Chromalaun und Soda hergestellt. Nach einer Gerbdauer von 3 Tagen ist das Leder gar und wird gefalzt, entsäuert und gefärbt, letzteres auch in großen Trommeln mit Anilinfarben. Dann werden die Leder gefettet und getrocknet. Die getrockneten Box-

leder werden in feuchte Sägespäne eingelegt, gereckt und mit einer Glaswalze gestoßen, gekrispelt, um sie weich zu machen, und geplättet.

Die fertigen Leder kommen dann in die Schuhfabrik und zwar zuerst in die Zuschneiderei. Dort wird es nach Modellen in Schäfte zerschnitten, in der Stepperei werden die einzelnen Teile zusammengefügt, dann in die Stanzerei, wo das Unterleder fix und fertig gestanzt wird, dann in die Zwickerei, wo die Stiefel mit Maschinen- und Handbetrieb über den Leisten gezwickt werden und mit dem Unterboden versehen werden. Dann gelangen sie in den Maschinensaal, wo der Boden festgenäht oder genagelt wird, der Absatz wird geformt und aufgesetzt, die rohen Stellen fein bearbeitet und poliert. Der Schuh ist fertig.

Schroeter, Freystadt.

Die Sandbergersche Jute- und Wollspinnerei in Freystadt.

Die Firma Gebrüder Sandberg betreibt in ihren Fabrikanlagen Jute- und Wollspinnerei und Weberei. Jute ist eine Pflanzenfaser — ähnlich dem Hanf — die in Indien angebaut wird und von dort bezogen werden muß. Aus den daraus gesponnenen Garnen werden Juteleinen, die hauptsächlich als Packleinen verwandt aber auch zu Säcken verarbeitet werden, sowie Polstergurte und Läuferstoffe hergestellt.

Die Erzeugnisse der Wollspinnerei werden zu Schlaf- und Pferdedecken weiter verarbeitet. Färberei, Appretur, elektr. Lichtanlage sowie Reparatur-Werkstätten sind vorhanden. In der Taschenfabrik werden Schul-, Bürsten- und Zeitungstaschen mit Maschinenstickerei, in der Stockfabrik Putzstöcke und Schirmstöcke angefertigt. Das Werk beschäftigt ca. 500 Angestellte und Arbeiter und unterhält eine Fabrik-Feuerwehr.

Sandberger, Freystadt.

Die Städte der Heimat.



Freystadt N.-Schl.

Die Kenntnis unseres engeren Stadtgebietes erarbeitet sich der Wanderer am besten zunächst an der Hand des Stadtplanes, der dem „Führer durch Freystadt" (verfaßt von Rektor Walter) entnommen und mit Genehmigung des „Heimatmuseums-Vereins" dem „Heimatbuch" beigeheftet wurde.

Indem auf Benutzung dieses Hilfsmittels beim Besuch unsrer Heimatstadt hingewiesen wird, seien im folgenden nur solche Angaben vermerkt, die nicht ohne weiteres aus dieser Karte zu entnehmen sind, doch aber zu Vergleichen mit anderen Orten, Ueberlegungen und Fragen besinnlicher Wandrer dienen können: Lage im Gradnetz 51°41' nördl. Breite, 15°35' östl. Länge, daher Zeitabweichung von der mitteleuropäischen Zeit nur 2 Minuten. Für Höhenbestimmungen ist wichtig: Der Bahnhof liegt 95,381 m über NN., das Rathaus 101 m (drei Höhenmarken dort!), die Schulschwelle 110 m. Der Knopf des Turmes der Gnadenkirche ragt 147,14 m, der der Stadtpfarrkirche 149,63 m, bezogen auf den Meeresspiegel, in die Höhe; das höchste Bauwerk ist z. Zt. der Schornstein der Schröter'schen Fabrik, der mit seinen 70 m den Blick des Wandrers auf allen Zufahrtsstraßen zuerst auf sich lenkt. Im Landschaftsbild der Stadt liegen der Röseleiberg 157,1 m und Schäferberg 166,3 m im Osten, die

Ztſſendorfer Höhen im Süden, von denen eine abgeſtorbene mächtige Lärche weithin ſichtbar iſt, 177,3 m, im Weſten der Höhenzug von Brunzelwaldau, deſſen beide Kirchen ſich deutlich vom Horizont abheben, und die Grünberger Höhen im Norden, hinter denen man bei ſichtigem Wetter die Schornſteine Grünberger Fabriken erkennen kann; im Nordoſten folgen einander am Horizont der Steilabfall des Weißen Berges zur Oder, Neuſalz mit dem langgeſtreckten Gebäude der Gruſchwitzſchen Fabrik und Carolath mit dem ſchönen Fürſtenſchloß.

Die Schreibung des Namens Freyſtadt iſt ſeit 1879 amtlich angeordnet; im Deutſchen Reich gibt es noch in der Oberpfalz und in Weſtpreußen je einen Poſtort gleichen Namens; auf deutſchem Volksboden liegen außerdem ein Freiſtadt in Deutſch-Oeſterreich und eins in der Tſchechoſlowakei. Dieſe Schreibart war im 19. Jahrhundert auch für unſere Stadt üblich. Der Name geht, abgeſehen von den mancherlei Wandlungen durch Sprachgebrauch und Schreiberwillkür, bis ins frühe Mittelalter zurück; die erſte Erwähnung geſchah 1300. Vielleicht ſollte der Name bei der Gründung, die wahrſcheinlich einer Herzogin Mechthild von Glogau zu danken iſt, weitergehende Bürgerrechte und landesherrliche Befreiungen kundtun; den vielen Deutſchen, die aus dem übervölkerten Reich damals nach Schleſien gerufen wurden, wird der Name ein Anreiz zur Niederlaſſung geweſen ſein. Die Stadtgeſchichte iſt nur in ihren großen Zügen urkundlich verbürgt. Fünf große Brände haben die Urkunden z. T. vernichtet; die noch in wenigen Stücken vorhandenen Chroniken aus dem 18. und 19. Jahrhundert, darunter auch die von dem tüchtigen Riemermeiſter Heſſe, dem Begründer der ſtädtiſchen Sparkaſſe 1827, erſcheinen dem Forſcher oft nicht zuverläſſig. Solange die Stadtgeſchichte noch nicht geſchrieben iſt, geben wenigſtens die Kirchengeſchichte der evangeliſchen Gemeinde von Dumreſe, die „Kurze Geſchichte der evangeliſchen Stadtſchule“ (ſeit 1524) und der obenerwähnte

„Führer“ von Walter in Teilausschnitten klargeschaute geschichtliche Bilder und Hinweise.

Die Stadtanlage innerhalb des Walles und der Mauern, die Strenge im Grundriß des Marktes und der davon ausgehenden Straßen, die so genau nach den Himmelsrichtungen orientiert sind, daß ganze Straßenseiten Südsonne, die gegenüberliegenden daher Nordlicht haben, beweist deutlicher als jede geschriebene Urkunde, daß nach einem festgelegten Plan die Straßenzüge abgesteckt worden sind, die Stadt also nicht wie andere „gewachsen“ oder „geworden“ ist. Und diese Eigenart ist noch heute im Stadtkern so treu bewahrt, daß Direktor Gläser in einem seiner heimatkundlichen Vorträge bei Freystadt von einem Freilichtmuseum mittelalterlicher Bauart sprach. Man verfolge im Stadtplan den Zug der Mauern, die Streichwehre, die Schloßanlage mit dem Raum der Stechbahn (Klosterplatz), die Anlage der vier Stadttore und den Zug der inneren Mauergäßchen, suche das alles dann in einem wirklichen Rundgange auf, der noch Maueraufbauten erscheinen läßt, und wird dabei in der Rede der Steine das Urteil bestätigt finden.

Wer hat die Mauer bauen lassen? Wann ist es geschehen? Wir wissen es nicht; vielleicht geschah es unter dem tatkräftigen Hans von Rechenberg. Aber nachdenken kann man wohl, wieviel hundert Fuhren Steine notwendig waren, wie sie im Weichbild von allen Feldern als Zeugen der Eiszeit herbeigeholt wurden und wie gerade durch die Mauer der Wohnraum im Stadtkern verengt wurde. Dort ist am Markt und den Hauptstraßen noch heut die dadurch bedingte Hausform häufig anzutreffen: schmale, drei Fenster breite Front, tiefer Flur, dunkle Küche. Diese Stilreinheit bildet das Entzücken baugeschichtlich geschulter Besucher unsrer Stadt; Architekt May der Schles. Heimstätte sprach in einem Vortrag mit bezug darauf von der zweitschönsten Stadt Schlesiens.

Wer unser Städtchen besucht, muß es als alte Stadt sehen wollen, um seiner Eigenart gerecht zu werden. Zum

Glück ist die alte Schönheit bewußt oder unbewußt pfleglich erhalten geblieben, man gehe nur mit offenen Augen um den Markt und wird sich da noch heut an manchem Zierstück weiden können. Nur ein Hinweis. Friedlich nebeneinander prangen alte Hoheitszeichen von einander in der Zeitenfolge ablösenden Herrschaften wie der weiße Löwe des alten Herzogtums Glogau, der Doppeladler Oestereichs und die Adler der Amtsstuben preußischer und deutscher Zeit.

Betriebsam wächst Freystadt aber auch in die neue Zeit hinein. Die Vorstädte durchsetzen sich mehr und mehr mit neuen Häusern, oder es entstehen ganz neue Wohnviertel; im Westen treten neben die alten Bauten mit geteertem hochgiebligem Pappdach die neuen massiven Häuser mit Ziegeldach; überall aber ist mit ganz wenigen Ausnahmen das Hochhaus vermieden worden. Freystadt hat gegenwärtig 5020 Einwohner gegenüber 2629 im Jahre 1765 und 3267 i. J. 1873 und ist bemüht ihnen mit ausreichender Wasserleitung (Tiefbohrung Herbst 1924 bis 103 m, vgl. Schichtenaufriß im Heimatmuseum) und elektrischem Strom aus städtischen Werken, mit gutem Straßenpflaster und ausgebauter Abwässerführung, mit Anschluß an das Bahn- und Straßennetz, mit Förderung von Handwerk, Gewerbe und Industrie die Lebensführung gegenüber der alten Zeit zu erleichtern.

Freystadt ist Bahnstation der Linie Sagan-Neusalz, Schwenten, 1889 eröffnet, und Ausgang der Strecke Waltersdorf-Reisicht, 1890. Kunststraßen zeigen die Karten; zuerst wurde die Straße nach Sprottau (1867), zuletzt die nach Oberherzogswaldau (1891—93) von Aktiengesellschaften ausgebaut, woran noch die einzelnen Zollhäuser dieser Straßen erinnern. Der Bahngüterverkehr wird durch die industriellen Anlagen des Ortes bestimmt. Kohlen darunter auch Lessendorfer Braunkohlen, ostindische Rohjute und Wolle, deutsche und amerikanische Rohhäute, Zement, auch Bunzlauer und Meißner Ton werden eingeführt. Die Spinnerei und Weberei Gebr. Sandberg, 1847 an der Stelle einer Wassermühle am Sieger errich-



Phot. Riediger, Freystadt.

Freystadt.

Plan
der Stadt
Freystadt N/Schl.

1:7500.

Sandberg's Fabrik
von Sagan
neuer ev. Friedhof.
Garten-Str.
Färbergasse
Der Sieger
Grundfarbe
Pechring
kath. Friedhof
An der Promenade
Breite-Str.
Stuhlschreiber Gasse
Naumburger-Str.
Taschenberg
Linden-Str.
nach dem Sportplatz und der Schneidemühle.
nach Grünberg
Grünberger Platz
Grünberger-Str.
Brandstelle
Polnische-Str.
C. A. Schroeter's Fabrik
N.
Saganer-Str.
Badergasse
Kirch-Str.
Kloster-Str.
Herren-Str.
Markt
Lange Str.
Rosen-Str.
Glogauer-Str.
Liegnitzer-Str.
Scharn-Str.
Schul-Str.
Kirchberg
Neusalzer-Str.
nach Neusalz
Gräfl. Kalckreuth'sches Schloß mit Park.
Sprottauer-Str.
Denkmals-Pl.
Amts-Str.
Wasser-T.
Röselei-Str.
Lorenz-Str.
Schönbrunner-Str.
von Sprottau
Hesse-Str.
nach Beuthen
zum Bahnhof


Erklärungen:

1 Rathaus
2 Kath. Pfarrkirche
3 Crossener Torturm
4 Luther. St. Joh. Kirche
5 Landratamt
6 Elektr. und Wasserwerk
7 Gyrdt'sches Communicandenstift
8 Krankenhaus
9 Bürgermeisterhaus
10 Städt. Schulgebäude
11 Ev. Gnadenkirche
12 Mustergarten des Obst- und Gartenbauvereins.
13 Alter ev. Friedhof 1634
14 Kath. hl. Geistkirche
Alte Stadtmauer
Städt. Anlagen

Verlag Max Dehmel, Freystadt N.-Schl.



Neusalz.

tet und 1898 ausgebaut, 500 Arbeitskräfte, Dampfkraft 500 P. S., führt Jutedecken, Läuferstoffe, Gurte, Schultaschen aus bekurbeltem Jutegewebe und Gewehrputzstöcke nach allen Teilen der Erde aus. Firma C. A. Schröter, 1827 von dem aus Primkenau eingewanderten Gerbermeister gleichen Namens begründet, beschäftigt etwa 260 Personen und versendet Sohl-, Vache- und chromgegerbtes Rindsleder und fertige Schuhwaren. Wesentlich kleinere Betriebe bringen Ofenkacheln, landwirtschaftliche Maschinen, Wagen, Zementrohre und Fliesen zum Versand. Einen Hauptgrund zur Anlage der Waltersdorfer Strecke gab die Zufuhr von schwedischem Roheisen für die Primkenauer Hütten des Herzogs Ernst Günther.

Die Post besteht seit 1812. Zum Postverkehr nur einige Zahlen:

Abgehende Briefsendungen in Tausenden
1911 = 440; 1924 = 1095
Aufgegebene Pakete ohne Wertangabe in Tausenden
1911 = 36; 1914 = 26
Eingegangene Pakete ohne Wertangabe in Tausenden
1911 = 35; 1924 = 41
Telephonanschlüsse 1925 = 180

Die Post unterhält seit 1. 9. 1925 einen Autoverkehr nach Niebusch - Neustädtel - Großenborau - Langheinersdorf. Seit diesem Jahre überfliegen auch die Junkers-Postflugzeuge fast regelmäßig unsere Stadt.

Neben der ansehnlichen Fabrikarbeiterschaft sind das selbständige Handwerk und Gewerbe, die Kaufmannschaft und das Beamtentum stark vertreten; Freystadt hat sich das Gepräge einer Marktstadt für die umliegenden Dörfer durchaus bewahrt. Die Landleute kommen zur Kirche — in die ev. Gnadenkirche sind 24 Gemeinden eingepfarrt — sie suchen das Landratsamt, Finanzamt, Katasteramt, die Kreisbank, Sparkasse oder das Amtsgericht auf; die einzelnen Dörfer spannen dabei gern in bestimmten Gasthäusern aus; man erledigt Käufe und Verkäufe bei der landwirtschaftlichen Genossenschaft, besucht die Viehmärkte und

kommt noch immer gern zu den Jahrmärkten und dem Taubenmarkt, der wie der von Lähn für unsre Stadt eigentümlich ist. Bei diesen Gelegenheiten lernt das Stadtkind die breite schlesische Mundart der Odergegend kennen, die im Städtchen selbst nicht gesprochen wird. Strebsame Bauernsöhne der Umgegend besuchen die Landwirtschaftliche Winterschule. Knaben und Mädchen benachbarter Dörfer kommen auch zur Städt. Mittelschule, die 1924 anstelle der Höheren Privatschule errichtet wurde und in einem Real- und einem Gymnasialzuge unterrichtet; gleich dem Stadtkinde tragen sie die blaue Mütze mit gelbem Band in den Stadtfarben.

Die Inflationszeit hat den Wert von Grund und Boden einsehen gelehrt; daher seien hier einige Zahlen über den Boden der Stadt vermerkt. Die bebaute Fläche Freystadts kann man etwa mit einem Quadratkilometer bedecken; die Grundseite liegt die Feldstraße entlang bis zum Schornstein der Sandbergschen Fabrik, die beiden andern Punkte am Beginn der Grünberger Chaussee und der Beuthener Chaussee dort, wo der Bahnhofsweg abgeht. Der Stadtbezirk ist noch viermal größer; einschließlich des Stadtwaldes Reichenau und Heinzendorf umfaßt er 532 ha. In städtischem Eigenbesitz sind davon der Stadtwald mit 89, das Kammergut mit 46, die Schneidemühle mit 4, das Windmühlendreieck mit 4 und sonstiges Acker- und Bauland mit 12 ha. Der Bodenhunger der Einwohner kann daher weitgehend befriedigt werden. Von ganz eigener Schönheit sind die Zwingergärten zwischen der innern und äußern Stadtmauer; sie sind in ihrer Weltabgeschiedenheit, ihrem Gegensatz von grauem Mauerwerk und Blütenfülle so recht zu besinnlicher Ruhe geschaffen. Betriebsamer geht es in den Schrebergärten zu, die am Kirchberg, an der Hessestraße, jenseits der Bahn und auf dem Windmühlendreieck sich ausbreiten, längst nicht mehr Kartoffel- und Gemüseland, besonders dort, wo der Kleintierzuchtverein gräbt und pflanzt, Sträucher und Bäume pflegt, Blumen zieht und die gemütlichen Lauben umrankt, wo der fleißige

Schrebergärtner auch seine Feierstunden im Frohgefühl der eignen Scholle verbringt. Fast 19 ha städtischen oder von der Stadt angepachteten Landes sind in Form von Schrebergärten — sie heißen hier ganz richtig Sandergärten nach dem tüchtigen Vereinsvorsitzenden — an etwa 500 Einzelgärtner ausgegeben, sodaß 300—600 qm auf jeden Garten kommen.

„Sieh nur, sieh, wie behend sich die Menge — durch die Gärten und Felder zerschlägt!" An Sonntagen geht's hinaus ins Freie, wo so viel Ziele winken. In den Anlagen um die Schule und im Wallgraben streift ein dankbarer Blick die Schönheit der Eiben, Nordmannstannen, Oelweiden, Essigbäume, spanischen Akazien, Eschenahornen, Platanen; da hört man Nachtigall, Kleiber, Wendehals, Plattmönch, Klappergrasmücke, Gartenspötter neben den verbreiteteren Singvögeln. An der Stadtmauer beachtet man wohl auch die zierliche Mauerraute und das Zymbelkraut. Im Gelände sieht man als Charakterbäume noch italienische und Schwarzpappel als Reste früherer Alleebepflanzung; auch die Kopfform der Weiden, Eichen und Pappeln ist recht häufig. Im weiteren Umkreise sucht der Freystädter dann gern die Röselei, den Ziffendorfer Busch, die Hellberge, die Schneidemühle oder Forners Ruh auf. Die Jugend belebt den Sportplatz, der in seiner stattlichen Größe [1,1 ha] und beherrschenden Lage einen schönen Rundblick gewährt. Wieviel Mühlenflügel kreisen doch da im Westwind! 1881 zählte man noch 33 Windmühlen hier; jetzt noch sind sie so zahlreich, daß sie dem Wanderer auffallen. Er besuche eine und horche auf das Fauchen der Flügel und das Knarren des Holzräderwerks, das so urzeitlich ungefüge anmutet und doch noch heute wirtschaftlich arbeitet.

Sinkt dann der Abend über die stille Stadt, so leuchtet am Rathausturm das Zifferblatt auf, und anheimelnd lockt das hohe, runde Licht alle Spaziergänger wieder in die Geborgenheit des alten lieben Freystadt.

Rektor Wehner, Freystadt.

Vom Freystädter Heimatmuseum.

Wozu braucht eine kleine Stadt ein Heimatmuseum? War man nicht früher auch ohne das ausgekommen? Hierzu ist zu sagen: Ein Heimatmuseum wäre überflüssig, wenn zu allen Zeiten und in allen Schichten der Bevölkerung tätige Heimatliebe die Erhaltung und Pflege der heimatlichen Kulturwerke sich hätte angelegen sein lassen. Das ist nicht immer geschehen, weder in Freystadt, noch sonst in keiner Zeit, die mehr dem wirtschaftlichen Nutzen zugewandt war und für die geschichtlichen Werte der Vergangenheit wenig Sinn hatte. Es bleibt betrübend, daß vor Jahren eine wertvolle pergamentene Kaiserurkunde von 1628 aus dem Stadtarchiv zum Schuhmacher wandern konnte, um als wasserdichte Einlegesohle für die Stiefel eines Stadtdieners verwendet zu werden. Sie konnten, in Stiefelsohlenform zurechtgeschnitten, im letzten Augenblick noch zum Teil gerettet werden. Und betrüblich bleibt es auch, daß das Inventar der Scharfrichterei, darunter das Rad und das Richtschwert der Stadt Freystadt für ein Spottgeld verkauft wurde, später ins Panoptikum und dann nach Amerika gekommen sein soll. Schon damals wäre ein Heimatmuseum nötig gewesen. Und so sind, auch noch in der Inflationszeit, viele wertvolle Altertümer allmählich für unsere Heimatstadt verloren gegangen. Wir, die Generation von heute und morgen, wollen nicht anklagen, aber wir wollen es besser machen. Wir wollen retten, was noch zu retten ist. Und der bisherige Erfolg gibt uns die schöne Zuversicht, daß eine lebendige Heimatliebe und damit das Verständnis für die geschichtlichen Werte der Vergangenheit langsam wieder im Volke Wurzel faßt.

Wir beginnen unsern Museumsgang mit der vorgeschichtlichen Sammlung, die späterhin einen Raum für sich beanspruchen wird. Die ältere Steinzeit wird wahrscheinlich niemals vertreten sein. Denn sie läßt sich in Schlesien bisher nur an ganz wenigen Fundstücken nach-



Rundwall bei Zölling.

weisen. Die jüngere Steinzeit, jetzt nur durch ein schönes Feuersteinbeil (etwa 2500 v. Chr.) vertreten, könnte vielleicht später mehr Fundstücke aufweisen. Denn in der Nähe der Fundstelle des Beiles (Sportplatz) läßt sich eine Steinzeitsiedlung vermuten. Reicher ist schon die Bronzezeit vertreten (2000—800 v. Chr.), und zwar erfreulicherweise jetzt schon in fast allen ihren Perioden, von der ältesten Bronzezeit (3 Gefäße vom Aunjetitzer Typ) bis zur mittleren (Hügelgräber) und jüngsten Bronzezeit (die wundervoll erhaltene Fibel!). Stücke aus der Germanenzeit (700 v.—500 n. Chr.) fehlen noch. Germanische Siedlungen im Kreise Freystadt sind aber nachgewiesen. Also: lasset uns hoffen! Von der Slavenzeit (600—1200 n. Chr.) ließe sich schon jetzt an Hand der Sammlung ein Bild gewinnen, wenn nicht der zu geringe Raum bisher eine übersichtliche Aufstellung der Fundstücke unmöglich gemacht hätte. Da haben wir die Modelle der Zöllinger und Poppschützer sog. „Schwedenschanzen“, die sicher von den Slaven benutzt wurden, vielleicht allerdings nicht von ihnen angelegt, sondern älter sind. Ferner ist eine Sammlung ornamentierter Scherben vorhanden, endlich eiserne Gerätschaften, Spinnwirbel und eine Getreidehandmühle aus dieser Zeit. Gelänge es an Hand der vorgeschichtlichen Sammlung, evtl. bei geschickter Ergänzung durch Nachbildungen, wie sie das Breslauer Museum liefert, und durch erklärende Skizzen, Zeichnungen und Photographien, sowie durch erläuternde Ueberschriften ein allgemein verständliches Bild der Vorzeit unserer Heimat zu geben, so hätte die vorgeschichtliche Abteilung ihren Zweck erfüllt.

Freystadts mittelalterliche Zeit von der Gründung als deutsche Stadt um 1300 bis zur Reformationszeit ist bis jetzt im Museum nicht in Ausstellungsstücken vertreten und dürfte es auch später nicht sein. Die vielen Brände Freystadts haben gründlich aufgeräumt. Die Stadtmauern allein sind in ihren ältesten Teilen Ueberreste dieser Zeit, und die Sorge für ihre Erhaltung ist Pflicht des Museums. Erst von der Reformationszeit an mehren sich die Gegen-

stände, so daß eine Anordnung in Abteilungen notwendig wird.

Zunächst die geschichtliche Abteilung: die Innungslade des Bäckerhandwerks von 1565 ist wohl das älteste Stück. Das merkwürdigste ist die „Brandhand“, die sich, in der trockenen Luft würdiger Amtsstuben mumifiziert, erfreulich gut erhalten hat. „Anno 1692, den 15. Juni, hat mittags 12 Uhr Johann Müllers Eheweib, welche in Herrn Johann Frankes Brau-Hofe auf der Kirchgasse gewohnt, in selbigem Hause aus Bosheit wegen Verdrusses, welchen sie mit ihrem Ehemann gehabt, Feuer unter das Dach gelegt, wodurch die ganze Stadt in Feuer aufgegangen und abends 7 Uhr völlig in Asche gelegen hat. Ein Häuschen und ein Bräuhoff blieben von der ganzen Stadt stehn. Der Täterin aber ward darauf die Brandhand abgehackt und sie selbst lebendig verbrannt.“

Von der Steinkugel aus dem Dreißigjährigen Kriege, die im Eckhause der Kirchstraße neben der Pfarrkirche gesessen hat (eine zweite steckt noch in der Mauer der Heiligen Geist-Kirche), über die friedlichen Nachtwächterspieße und würdigen Dorfschulzenstöcke aus Großvaters Zeit gleitet unser Blick durch Freystadts oft stürmische Vergangenheit bis zur jüngsterlebten Zeit des großen Weltkrieges, dem mit Recht eine besondere Abteilung für Kriegserinnerungen gewidmet wurde. Hier sehen wir die Waffen und Uniformen der alten Armee. Die erste Windfahne mit der ausgestanzten Jahreszahl 1613 drehte sich schon im Freystädter Wind auf irgend einem Bürgerhaus, als über Deutschland die ersten Gewitterwolken des großen Krieges aufstiegen. Die zweite, von 1632, hat die Stürme des Dreißigjährigen Krieges erlebt. Die dritte Windfahne zeigt den österreichischen Doppeladler. Aber der junge preußische Adler — die vierte der Wetterfahnen — erhob sich über den doppelköpfigen Oesterreicher.

Das wertvollste Stück der kirchlichen Abteilung ist der Lutherbrief, der allerdings mit unserer Stadtgeschichte keinen unmittelbaren Zusammenhang hat, der an den Kur-

fürsten Joachim II. von Brandenburg gerichtet ist. Aber dieser Brief ist in seiner kernigen deutschen Offenheit und Gradheit charakteristisch für Luthers Wesen. Die Orgel von 1680, das künstlerisch schöne, hölzerne Kruzifix und das kleine Altarbild stammen aus der katholischen Pfarrkirche. Das große Altarbild schmückte als erstes den Altar der evangelischen Gnadenkirche. Rechts davon hängt das Konterfei seines Malers.

Reich vertreten ist die Abteilung für bürgerliche und bäuerliche Kultur. Alte Möbel, Teller, Tassen, Handarbeiten erzählen uns von dem Leben vergangener Geschlechter. Spinnrocken, Webstuhl, alte Pfefferkuchenformen und altertümliches Handwerksgerät zeugen vom Gewerbefleiß unserer Vorfahren. Es war ein guter Gedanke der Museumsverwaltung, auch der heimatlichen Industrie der Gegenwart Raum zu gewähren.

Im Entstehen ist noch die Abteilung für Naturkunde, die alle charakteristischen Pflanzen und Tiere der Heimat registrieren will.

Die Abteilung für Bücher und Dokumente hat die wichtige Aufgabe, geschriebene und gedruckte Ueberreste zu sammeln, soweit sie die Stadt und ihren Umkreis betreffen. Hier sind vielversprechende Anfänge vorhanden. Da ist das Schöppenbuch von Nieder-Herzogswaldau, das von 1590—1716, also durch das ganze 17. Jahrhundert, die Verhandlungen vor dem „vollen gehegten Ding“ enthält. Kultur- und rechtsgeschichtlich ein wertvolles Stück! Und so vieles andere.

Wir haben den großen Rathaussaal umwandert und wenden uns, ehe wir scheiden, noch einmal dem Mittelraum zu, der der Kriegerehrung gewidmet ist. Würdiger konnten die Bilder unserer gefallenen Helden nicht der Nachwelt aufbewahrt werden als hier unter dem alten schönen Baldachin der Friedhofskapelle; und sie, die ihre Heimatliebe mit dem Tode besiegelt haben, sollen uns ein Ansporn sein, zur treuen Pflege unserer lieben Heimat.

Mittelschullehrer Dr. Georg Klose, Freystadt.



Kriegerverehrung im Heimatmuseum zu Freystadt.

Neusalz — die Stadt der Arbeit.

Als Neusalz im Jahre 1893 sein 150jähriges Stadtjubiläum beging, marschierte an der Spitze des historischen Festzuges eine Gruppe Fischer. Sie stellte dar, daß die Fischzucht in früheren Zeiten der Haupterwerb der Bewohner des Dorfes „Zum neuen Saltze" gewesen war.

Die große Entwickelung, die die deutsche Kolonisation in Schlesien hervorgerufen hatte, war an Neusalz im allgemeinen vorübergegangen. Während die zum Teil von schlesischen Piasten gegründeten deutschen Nachbarstädte: Glogau, Grünberg, Beuthen, Freystadt, Sagan ziemlich rasch emporblühten und nach den Stürmen der Hussiteneinfälle und des 30jährigen Krieges stets wieder aus Schutt und Asche erstanden, blieb Neusalz ein armseliges Fischerdorf, bis Friedrich der Große dem Lande Schlesien durch seinen Anschluß an das deutsche Mutterland die Möglichkeit neuer wirtschaftlicher Entfaltung gab. Er erkannte auch die günstige Lage des Dorfes „Zum neuen Saltze" an der Oder und gab ihm Stadtrechte.

Seitdem hat sich Neusalz kräftig entwickelt und die älteren Schwesterstädte nicht nur an Einwohnerzahl, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht bedeutend überflügelt. Das verdankt die Stadt aber keiner staatlichen Maßnahme, oder besonderen Glücksumständen, wie sie in der Auffindung wertvoller Bodenschätze (Kohlen, Erze usw.) erblickt werden könnten, sondern einzig und allein der Arbeitstüchtigkeit seiner Bewohner, die durch wagemutige und umsichtige industrieelle Unternehmer zur höchsten Entfaltung gebracht wurde. Schornstein reiht sich heute an Schornstein und wenn die Rauchfahnen im Sonnenschein emporsteigen und sich in luftiger Höhe zu einem Nebelschleier vereinigen, so erzählen sie dem Schiffer, der auf seinem Kahn an Neusalz vorübergleitet und dem Reisenden, den das Dampfroß durch die Gefilde Schlesiens trägt, von deutschem Gewerbefleiß.



Neusalz.

Wer aber die Stadt betritt, der fühlt sich sofort in den Strudel der Arbeit hineingezogen. Morgens, wenn die Stadt erwacht, wallfahren Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen aus ihren schlichten Wohnstätten in die Fabriken, und bald hört man die Maschinen summen und die Hämmer schlagen: das Lied der Arbeit erklingt. Boten eilen durch die Straßen, und schwer beladene Wagen rollen hin und her. Auf dem Bahnhof sind tausend Hände beschäftigt, ankommende Rohstoffe umzuladen, oder auf Fabrikgleisen direkt in die Werkstatt zu leiten und Fertigwaren hinauszubefördern, damit sie draußen in der Welt Kunde geben von Neusalzischem Industriefleiß.

An der Oder, wo einst niedrige Fischerhütten standen und biedere Männer in öligen Kleidern in die Kähne stiegen, um die Netze auszuwerfen, erheben sich riesige Speicheranlagen, und mächtige Krähne heben mit starkem Arme die Güter aus dem Schiff, das in dem Umschlagshafen angelegt hat.

Nirgendwo in Niederschlesien fühlt man so stark den Puls deutschen Arbeitslebens, als hier in Neusalz, das in seiner ganzen Art zur wichtigsten Werkstatt unserer Heimat wurde.

Ein bedeutsames Ereignis für die Entwicklung der Stadt Neusalz war vor 107 Jahren die Begründung der Gruschwitz-Textilwerke, die z. Zt. über 4500 Arbeiter und Angestellte beschäftigen und zu einer weltbekannten Firma emporgewachsen sind. Jeder Landwirt Niederschlesiens, der Flachs anbaut, steht mit Gruschwitz in geschäftlichen Beziehungen, und die Fabrikate dieses Riesenwerkes, des größten seiner Art auf dem Kontinent, wandern hinaus ins Land. Wenn im weltabgelegenen Walddorf am Rhein oder im Schwarzwald die Bauersfrau eine Rolle Gruschwitzgarn auf ihre Nähmaschine steckt, so denkt sie wohl kaum daran, daß schlesische Sonne den Faden wachsen läßt. Aber wir kennen den Einfluß, den die Gruschwitz-Werke auf das Gedeihen der schlesischen Landwirtschaft ausgeübt haben und wir wissen, daß sie den Urenkeln der

alten Kolonisten Gelegenheit gaben, den väterlichen Boden besser auszunützen.

Von großer Bedeutung ist auch die Neusalzer Eisenindustrie. Da finden wir das Eisenhütten- und Emaillierwerk W. von Krause (bekannt unter dem Namen „Alte Hütte"), sowie die Kommandit-Gesellschaft „Eisenhütten- und Emaillierwerk Paulinenhütte, Edmund Glaeser", die zusammen über 2000 Arbeitern Lohn und Brot geben. Aber neben diesen beiden Groß-Unternehmungen haben sich noch zahlreiche Eisengießereien, Maschinenfabriken und Fabriken landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen aufgetan, die das Bild der „Stadt der Arbeit" abrunden. Zu ihnen gesellen sich noch bedeutsame Unternehmungen anderer Art, darunter die großen Borstenzurichtereien, die in den letzten Jahren durch Neuanlagen erweitert wurden. Drei große Dampfmühlen genießen hohes Ansehen, ebenso die Kartonnagenfabrik, die Sägewerke und die Schiffsbauwerft.

Das aber unterscheidet Neusalz, diese rasch gewachsene Industriestadt Niederschlesiens, vor anderen Industrieorten, daß sich hier Bodenständigkeit und Heimatsinn erhalten haben. Kunstleben und geistiges Streben sind überaus rege, und die Bürgerschaft hat es niemals an Opfern fehlen lassen, um ihr Schulwesen und ihre Kunst- und Heimatinstitute auszubauen. Turnen, Spiel und Sport werden eifrig gepflegt, und die Neusalzer Jugend ist sowohl beim Rudern, wie auch beim Turnen und beim Sport Mannschaften anderer Städte erfolgreich entgegengetreten.

Alles das berechtigt zu der Hoffnung, daß die Stürme dieser Zeit an der jungen lebens- und arbeitsfrohen Stadt zerschellen werden und daß, in nicht mehr ferner Zeit, eine neue Periode kraftvoller Entwickelung für Neusalz anbrechen wird, das noch über viel Industrieland verfügt und alle Vorbedingungen dafür erfüllt, daß die Bodenerzeugnisse des schlesischen Landes von fleißiger werktätiger Hand zu hochwertigen Fabrikaten verarbeitet werden können.

Aus eigener Kraft ist Neusalz zur Werkstatt Niederschlesiens geworden, und darauf kann es mit Recht stolz sein. Mögen die Schatten, die über unserem Vaterlande liegen, heller Sonne neuen Glückes weichen und die Rauchfahnen der Arbeitsstadt über einer glücklichen und zufriedenen Bevölkerung in die Lüfte steigen.

Schriftsteller und Hauptschriftleiter
Weinert, Glogau.

Ein Rundgang durch Neusalz.

Unser Zug verläßt die Station Beuthen. Die letzten Ausläufer der Dalkauer Höhen treten zurück. Dunkler Kiefernwald umfängt uns, Fruchtfelder huschen an unserm Blicke vorüber. Tiefgrüne Wiesengründe mit schmucken Laubholzgruppen zwängen sich bis dicht an den Bahnkörper heran. Einzelne Gehöfte beleben die Niederung, und ausgedehnte Ortschaften bedecken Fluren. Der Zug tritt ins Freie. In der Ferne tauchen schwarze Schlote auf. Dunkler Rauch umhüllt ihre Häupter, löst sich langsam von ihnen ab und webt einen leichten Nebelschleier um das Industriegebiet unserer Heimat. Mit kurzem Ruck brechen die Räder ihre rollende Tätigkeit ab. Der Zug hält an. An allen Ecken des Bahnhofes erwarten pustende Lokomotiven das Abfahrtssignal. Sie verraten uns, daß Neusalz der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt unserer Heimat ist. Nach allen Seiten laufen Schienenstränge auseinander, und Orientierungstafeln weisen die Reisenden zu den Zügen nach Freystadt, Grünberg, Kontopp und Beuthen. Hastende Menschen drängen dem Ausgange zu und eilen in die Stadt hinein.

Wir wollen Neusalz näher kennen lernen. Deshalb folgen wir langsam dem Menschenstrome und gelangen auf die breite Bahnhofstraße. Das weite Baugelände zur Rechten hat sich mit Sommerblumen geschmückt und trägt kräftige Gemüsepflanzen aller Art. Ihm gegenüber erhebt sich eine lange Reihe stattlicher Wohnhäuser. Das

letzte Haus der Bahnhofstraße an der Ecke des Marktes ist der „Große Gasthof". Man sieht es ihm heute kaum noch an, daß er zu den ältesten Gebäuden der Stadt gehört und schon im Jahre 1650 als „Gast- und Wirtshaus zum Neuen-Saltze an der Oder" gedient hat. Bis in das 18. Jahrhundert war er als Kretscham eine Stätte geselliger und behaglicher Freuden vieler Neusalzer Familien. Im Jahre 1743 schenkte Friedrich der Große (1740—1786) dieses „Amtswirtshaus" der neugebackenen Stadt, baute die Gastzimmer auf Staatskosten zu Amtsgeschäftsräumen um und machte es zum Rathause. 1820 wurde das Gebäude wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben. Die jüngste Zeit versah es mit einem neuzeitlichen Gewande und machte die altertümlichen, gewölbten Räume zu der gastlichen Stätte, die von Einheimischen und Fremden gern aufgesucht wird. Ganz besonders erinnert die alte, mit wildem Wein umrankte Remise am Getreidemarkte an die Zeit der Großväter.

Dem großen Gasthof gegenüber liegen die Adlerapotheke und die Post. Diese beiden Gebäude mit ihrer geschmackvollen Außenfront sind ebenso wie der Große Gasthof Zeugen einer weiten Vergangenheit. Hier in der Apotheke wirkte in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der ehrbare, umsichtige Apothekenbesitzer und Bürgermeister Faciledes zum Wohle seiner gesunden und kranken Mitbürger.

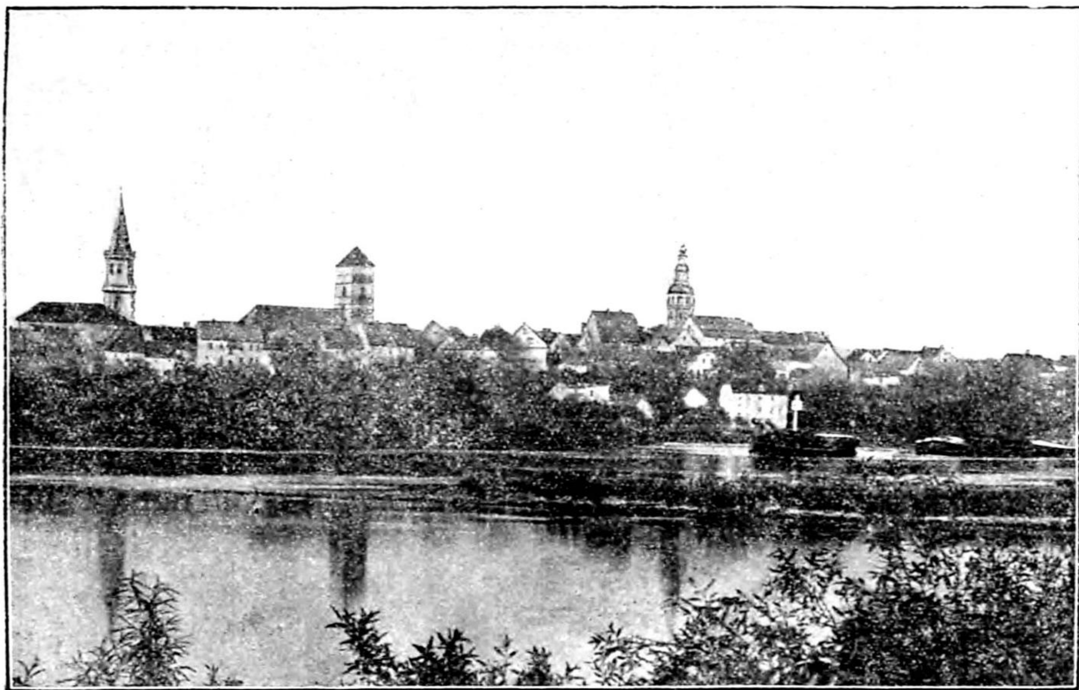
Der Marktplatz ist lang und schmal. Auf ihn schaut noch manches ehrwürdige Haus aus früherer Zeit herab. An Wochenmarktagen ist er von soviel Geschäftsleuten des Nahrungsmittel-, Gemüse- und Obsthandels besetzt, daß die Käufer Mühe haben, reibungslos an einander vorüberzuhuschen.

Vom Markte aus verfolgen wir die breite Hauptstraße; diese führt uns in die Berliner Vorstadt. Bald wird unser Blick durch eine außerordentlich breite Straße gefesselt, die nach rechts abgeht und von prächtigen Rot-

dornbäumen eingefaßt ist, das ist die Friedrichstraße. Sie hieß bis zum Jahre 1843 die Neustadt. Ihr gegenwärtiger Name soll das Andenken an den großen Preußenkönig wachhalten, der Neusalz 1743 das Stadtrecht verlieh und dem Ort damit eine breitere Grundlage für seine Entwicklung gab. Die Ueberlieferung erzählt, daß Friedrich der Große den Ausbau dieser Straße angeregt und mit seinem Krückstocke eigenhändig die Grenzen derselben in den Sand gegraben habe.

Wie Kuckuseier stellen sich zwei alte Linden mit Kugelkrone breitspurig in die Rotdorngesellschaft hinein und zwingen uns durch ihr unerwartetes Auftreten zu kurzer Rast. Bei dieser Gelegenheit fällt unser Blick auf ein stattliches Gebäude mit hohem Giebeldache und drei Mansardenfenstern. Edle Weinreben klettern an der Hauswand empor und tauchen die Räume, in die sie schüchtern hineinblicken, in jenes trauliche Dämmerlicht, das die Phantasie so wunderbar anregt. Starke Sandsteinsäulen stellen sich schützend vor das Gebäude, und lange Eisenketten mit auffallend scharfkantigen Gliedern bewachen die verbotenen Zugänge. Sein Alter beträgt 128 Jahre. 1797 erstand es als Witwensitz die Frau Reichsgräfin Charlotte von Schmettow auf Pommerzig. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde es am 26. April 1826 Vaterhaus des bekannten Pädagogen Dr. Karl Schneider, der als Vortragender Rat im Kultusministerium 1872 die Allgemeinen Bestimmungen schuf, die lange Zeit den Geist und die Lehrform der Volksbildung bestimmten. In diesem alten Patrizierhause mit dem bescheidenen Außenstuck und der stattlichen Haustür fand das „Neusalzer Heimatmuseum“ im Juli 1916 ein würdiges Heim. (Eine Führung durch das Museum siehe später).

Nach Besichtigung des Heimatmuseums setzen wir unsere Wanderung fort. In wenigen Minuten erreichen wir den Salzplatz. In dieser Gegend errichtete König Ferdinand I. von Böhmen (1526—1564), der auch deutscher Kaiser war, im Jahre 1564 das „Schlesische Siedewerk



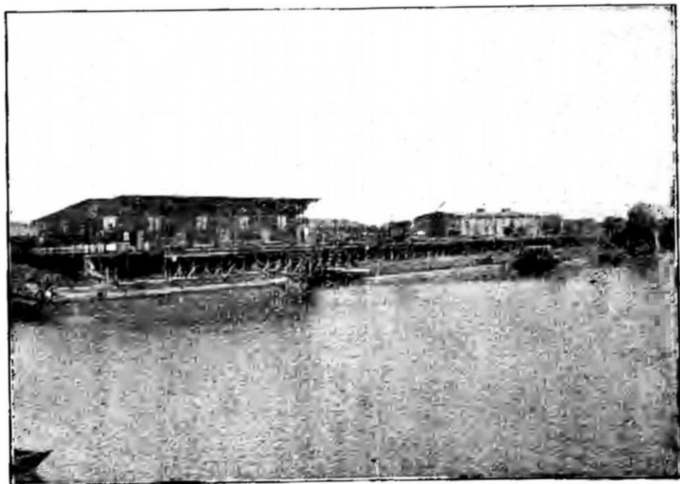
Beuthen a. d. Oder.

zum Neuen Saltze im Freystädtischen". Oderkähne brachten das rohe Meersalz (Boysalz) von Stettin nach Neusalz. Hier wurde es in die gewaltigen Pfannen des Salzsiedehauses geschüttet, mit Wasser übergossen, und die geklärte Sole wurde dann solange gekocht, bis sich das Speisesalz in der Form glänzender Kristalle aus der Sole ausschied. Das fertige Gewürz kam in die Magazine, wurde hier verpackt, versandfertig gemacht und nach allen schlesischen Ortschaften verschickt. Der Gebäudekomplex des Salzsiedewerks zog sich am linken Ufer der alten Oder vom Salzplatze bis zum Klennerschen Grundstück und bis zum Floriansplatze hin. Die Verkaufs- und Büroräume und die Wohnungen für Beamte und Arbeiter bedeckten das Gelände zwischen Rathaus und Apotheke. Im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts wurde die Ausfuhr von Seesalz in Stettin verboten. Infolgedessen ging die Neusalzer Salzsiederei ein. An ihre Stelle trat eine Salzniederlage, die vom preußischen Staate mit Magdeburgischem und Halleschem Siedesalz versehen und 1867 aufgehoben wurde. Die alten Salzmagazine in verschiedenen Teilen der Stadt sind noch ein Ueberrest aus jener Zeit, da Neusalz im Mittelpunkt der Salzversorgung unserer engeren und weiteren Heimat stand.

In der Nachbarschaft des Salzplatzes, da unten an der Oder, haben sich die Betriebsstätten einer Spezialindustrie unserer Oderstadt, verschiedener Borstenzurichtereien aufgetan. In drei Fabriken werden die Borsten zugerichtet und gebrauchsfertig gemacht. Die benachbarten stattlichenGebäude zur Rechten, von dem viereckigen Turm überragt, bilden den städtischen Schlachthof; durch ihn findet das Stadtbild nach der Oder zu einen recht vorteilhaften Abschluß. Nur wenige Schritte, und wir stehen auf dem Damme im Angesicht des langsam dahinfließenden Stromes. Ein langer Schleppzug gleitet die Oder aufwärts. Von drüben grüßt uns der Oderwald mit dem saftigen Grün seiner Eichen. Wir wenden uns nach rechts der Hafeneinfahrt zu. Malerisch drängt sich das von hohen

Pappelbäumen beschattete Bootshaus des Neusalzer Ruderklubs am jenseitigen Ufer in den Vordergrund. Im Weitergehen werfen wir einen Blick nach rechts in die traulich stillen Winkel der unteren Schiffer- und Oderstraße. Wir steigen zur Hafenbrücke hinauf. Links drüben über der Wasserfläche liegt die Schiffswerft. Das Hämmern und Klopfen der fleißigen Arbeiter schallt zu uns herüber. Nach der entgegengesetzten Seite überblicken wir das weite Wasserbecken des städtischen Hafens. Ein großer Oderkahn liegt an der Ausladestelle. Mächtige Krane heben die schweren Lasten aus dem Rumpfe des Schiffes, die dann in dem gewaltigen Raume des angrenzenden Speichers verschwinden. Zwischen den Gebäuden des städtischen Hafens hindurch erblicken wir die Zylinder der Petroleum-Tank-Anlage. Wohl hätten wir nicht übel Lust, über die Hafenbrücke nach dem Schützenhause und den beliebten Ausflugsorten der Neusalzer, dem Oderwalde oder der Alten Fähre, einen Spaziergang zu machen. Aber die Zeit drängt, und wir müssen darauf verzichten.

Am Hafen entlang wandernd, nimmt uns bald das Stadtviertel der Brüdergemeine auf. Die Art und Zeit der Entstehung der hiesigen Brüderkolonie ist auf das engste mit der im Jahre 1743 erfolgten Erhebung des Ortes zur Stadt verbunden. Wie die Entstehung der Stadt, so hat Friedrich der Große auch die Niederlassung der Brüdergemeine veranlaßt. Die persönlichen Bemühungen des Grafen Zinzendorf erwirkten vom König die Erlaubnis zum Bau eines Bethauses mit freier Religionsübung. Am 7. September 1744 konnte der Bruder Sigismund von Gersdorf den Grundstein zum ersten Hause der Brüdergemeine legen. Der König selbst schenkte der Gemeine ein Stück Domänenland und Bauholz aus den königlichen Forsten. An der Brüderstraße, die wir betreten, liegen die umfangreichen Speicheranlagen der Firma Meyerotto und, rechts nach der Breslauer Straße anschließend, das Geschäftshaus dieser Großhandlung, die im Jahre 1783 von Lüder Meyerotto gegründet wurde.



Der Neusalzer Oderhafen.

In der Verlängerung der Brüderstraße haftet unser Blick auf einer in einfachen, aber edlen Formen gehaltenen Häuserfront. Sie wird gebildet von dem mit einem Dachreiter gekrönten Kirchensaal der Brüdergemeine und dem ehrwürdigen Schwesternhause.

Wir gehen die Breslauer Straße nach Süden. Hier umweht uns der Geist des Großen Königs. Die Häuser zeigen bis auf wenige, die Anklänge an die Renaissance oder den Barock tragen, den nüchternen Stil seiner Zeit. Sie sind zumeist im Mansardenstil erbaut, wie er in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts üblich war. Alles macht den Eindruck ruhiger Behaglichkeit. An der Brüderkirche und am Schwesternhause erzählt mancher stille Winkel von einer verträumten Romantik, und einheimische Künstler haben hier Motive für ihre künstlerische Betätigung gesucht und gefunden. Im letzten Hause vor dem stillen, von mächtigen Bäumen beschatteten Gottesacker, wo die verstorbenen Brüder und Schwestern in langen Reihen unter schlichten Grabsteinen ausruhen von ihrer Arbeit, legte dreißig Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen 1816 Johann David Gruschwitz, Mitglied der Brüdergemeine, den Grundstock zu der Flachsspinnerei, der heutigen Gruschwitz Textilwerke Aktiengesellschaft. Das einfache, schlichte Haus und die im Hintergrunde auftauchenden gewaltigen Fabrikanlagen umschließen eine Zeitspanne, in der das Wirtschaftsleben unserer Stadt und des gesamten Vaterlandes einen ungeahnten Aufschwung nahm. Eine Wanderung bis an die ersten Häuser von Alt-Tschau verschafft uns einen kleinen Einblick in die Größe und die Ausdehnung des gewaltigen Werkes. Eiserner Wille, der vor keinem Hemmnis zurückschreckt, und eine Tatkraft, die rastlos vorwärts strebt, haben hier zusammengewirkt und eine industrielle Anlage geschaffen, die uns in Erstaunen setzt. In dem Bilde, das uns das Ganze bietet, fließt das Gewaltige mit dem Lieblichen und Anmutigen zusammen. Die umfangreichen Fabrikgebäude, die in den letzten Jahren bedeutend erweitert wurden, sind dem Auge

des Beschauers durch schöne Parkanlagen verdeckt. Zwischen die Beamten- und Familienhäuser drängen sich schmucke Obst- und Gemüsegärten, und die stilvollen Bauten der letzten Jahre bilden in ihrer Biedermeierart einen würdigen Abschluß.

Es lohnt sich, denselben Weg zurückzugehen. Vor dem Friedhof der Brüdergemeine wenden wir uns links und gelangen im Schatten herrlicher Bäume bald in die Lindenstraße, die uns an modernen Villen und Privathäusern vorüber zur Bahnhofstraße führt. Wir fühlen uns wie in eine andere Welt versetzt. Dort die wohltuende Ruhe, hier das geschäftige Treiben. Bald sind wir wieder auf dem Markte und in der Amtsstraße. Die zierliche Villa zur rechten an der Ecke der Gerberstraße gehört mit ihren hübschen Rundbogenfenstern und dem Ebenmaß der Formen zu den besten Proben Neusalzer Wohnkultur aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die gegenüberliegenden Gebäude der ehemaligen Kartonnagen- und Pappfabrik haben die Stadt- und Kreisbank und eine Anzahl städtischer Büros aufgenommen. Das anstoßende Gebäude ist das stilvolle Rathaus. Die stattliche Außenfront mit ihren massigen, emporstrebenden Formen und dem schlanken Turme über der Mitte läßt es aus dem Rahmen der angrenzenden Häuser heraustreten und verleiht ihm etwas Würdevolles. Im Innern reiht sich ein Büro ans andere. Unter allen Räumen gefällt uns ganz besonders der Sitzungssaal der Stadtverordneten mit seinen kühn geschwungenen Wölbungen, mit seinen geschmackvollen Fenstern und mit dem hübschen Wandbilde, das die Huldigung der Neusalzer Bürgerschaft vor Friedrich dem Großen zur Darstellung bringt. Das Rathaus erhielt seine jetzige Gestalt im Jahre 1878/79 durch Um- und Ausbau des Schlosses der ehemaligen Domäne. Die einstöckigen Gebäude zwischen Rathaus und Floriansplatz gehören wohl zu den ältesten der Stadt. Die Amtsstraße führt uns auf den Floriansplatz, in dessen Mitte die Statue des hl. Florian Aufstellung gefunden hat. An Markt-

tagen entfaltet sich hier im Schatten der Bäume ein sehr reges Leben. Von 1748—1839 war der nördliche Teil des Platzes der Sammelpunkt der evangelischen Gemeinde. Hier erhob sich der schlichte Fachwerkbau des von Friedrich dem Großen der Gemeinde bewilligten Bethauses. Mit Wohlgefallen ruht unser Auge auf der fein gegliederten Barockhaube des Turmes der katholischen Stadtpfarrkirche. Die Kirche selbst liegt hinter Nachbarhäusern, besonders den Gebäuden der katholischen Schule, versteckt.



Das Neusalzer Rathaus.

Mächtige Kastanien und Linden, die sich um eine Nepomukstatue gruppieren, beschatten den Eingang des Gotteshauses. Drüben an der Ecke des Pfarrgartens trägt ein kleines Gebäude die Aufschrift: „Kirchenkunst“. Es ist ein Teil des städtischen Heimatmuseums. In ihm hat ein Kunstfreund mit feinem Verständnis die schönen Kirchenaltertümer unserer Heimat, die dem Untergange geweiht waren, gesammelt und zu Gruppen vereinigt. Durch die Kürschnerstraße und Pastorgasse gelangen wir bald auf den evangelischen Kirchenplatz. Baumgruppen, von Strauch-

werk umgeben, und weite Rasenflächen machen den Platz besonders an schönen Maienabenden, wenn der Flieder blüht und die Nachtigall im niedrigen Gebüsch flötet, zu einem Schmuckstück inmitten unserer Fabrikstadt. Beherrscht wird der Platz von der von hohen Bäumen eingefaßten Dreifaltigkeitskirche, die mit ihrem eigenartigen Turme das Stadtbild wesentlich beeinflußt. Sie ist nach einem von Friedrich Wilhelm IV. eigenhändig revidierten Stüler'schen Projekt ausgeführt. Der Stil der Kirche ist kein reiner, sondern nach der Uebergangsperiode in der Entwicklung des Kunstgeschmacks um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in romanischen Anklängen gehalten. In der nächsten Umgebung der Kirche liegen das evangelische Schulgebäude, das Waisenhaus und das Johanniter-Krankenhaus, das besonders in den letzten Jahren eine recht segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat.

Ein langer Straßenzug führt vom Kirchenplatz nach Norden; es ist die von schönen Baumreihen eingefaßte Berliner Straße. Hier zwischen Berliner- und Angerstraße ist in den letzten Jahren ein neuer Stadtteil entstanden. Mehrere Straßenzüge haben sich aufgetan. Auf dem ehemals Thureinschen Gartengrundstück erheben sich Villen, Miets- und Geschäftshäuser. Die Birken- und Pappelallee, die einst im spitzen Winkel zur Berliner Straße nach dem Anger führte und ihrer Bestimmung entsprechend „Viehtreibe“ genannt wurde, ist zur modernen Angerstraße geworden. Am Eingange derselben liegt das größte Gartenlokal mit dem schönsten Saal der Stadt, das Konzerthaus. Besonders stilvoll hebt sich aus dem Rahmen dieses Stadtviertels der geschmackvolle Bau der Drogen- und Kolonialwarenhandlung von Hausknecht. Von der andern Seite der Straße schimmern aus dem schattigen Grün der Bäume die aus Ziegeln und Schlacken erbauten Häuser der Hüttenkolonie. An dem schlichten, in edlen Formen gehaltenen Bau des Amtsgerichts und dem Baugeschäft von Jaekel vorüber kommen wir in den Bereich der Alten Hütte, des heutigen Krausewerkes. Die Anlagen des im Jahre 1827

als Aktiengesellschaft gegründeten Unternehmens haben sich in einem Jahrhundert ins Riesenhafte entwickelt. In den gewaltigen Feuerschlünden umfangreicher Werkstätten wird das Eisen geschmolzen, von fleißigen Händen geformt und zu den verschiedensten Gegenständen verarbeitet. Den Abschluß der industriellen Werke im Norden der Stadt bildet die Leimfabrik. Diese Fabrikanlage verdankt ihre Entstehung auch dem großen König, der sie bereits im Jahre 1746 als Grünspanfabrik, die auch Stärke und Haarpuder erzeugte, ins Leben rief. Der Betrieb wurde später mehrmals umgestellt. Heute steht die Fabrik, die in den Besitz der Brüder-Unität übergegangen ist, ganz besonders im Dienste der Landwirtschaft und setzt vor allem künstliche Düngemittel ab.

Doch die Zeit drängt, und wir müssen uns beeilen, zum Bahnhof zu gelangen. Wir wandern im Schatten der Bäume denselben Weg zurück. Hinter der Hüttenkolonie wenden wir uns rechts. Hier an der Promenade, gegenüber der städtischen Turnhalle, grüßt uns von granitenem Sockel das markige Gesicht des Turnvaters Jahn, und im Hintergrunde rechts erblicken wir das in gotischen Formen gehaltene Kirchlein der alt-lutherischen Gemeinde. Bald haben wir die Freystädter Straße erreicht. Der Gebäudekomplex an der Ecke Freystädter- Gartenstraße ist die Lichtquelle unserer Stadt. Die vom Grün der Bäume verdeckten, zumeist einstöckigen, von Vorgärten begleiteten Häuser geben dem Straßenbilde etwas Dorfartiges. Nur jener Wolkenkratzer zur Rechten und die sich anschließenden langgedehnten Gebäude der Paulinen-Hütte heben sich aus der schlichten Umgebung heraus. Ein Blick in den Hüttenhof zeigt uns die stilgerechte, geschmackvolle Fassade eines modernen Hüttengebäudes und rechts davon ein in den edelsten Formen und Farben gehaltenes Wohnhaus. Künstlerisches Empfinden hat hier die Stätten der Arbeit mit einem Gewande umgeben, das das Auge auf das angenehmste berührt. Jenseits der Bahn ist ein neuer Stadtteil entstanden. In einem ausgedehnten Siedlungs-

gelände sucht man dort der Wohnungsnot zu steuern.

Unsere Wanderung ist beendet; wir sind am Bahnhof. Neusalz macht im allgemeinen einen netten, sauberen Eindruck. Es bietet das Bild eines aufstrebenden Industrieortes. Demzufolge vermißt man allerdings das abgerundete, in sich geschlossene im Stadtbilde. Alles drängt nach Erweiterung. Ueberall spüren wir den Pulsschlag eines regen Wirtschaftslebens. Möge dasselbe immer neuen Antrieb erhalten von einer arbeitsfrohen, vorwärtsstrebenden Bürgerschaft!

Lehrer Gärtner, Neusalz.

Die Neusalzer Brüdergemeine.

Anhänger des tschechischen Reformators Johann Huß gründeten im Jahre 1457 die evangelische Brüder-Unität. Diese fand in Böhmen und Mähren die weiteste Verbreitung, wurde aber bald zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges durch die Kosaken Ferdinand II., die 1622 auch den Osten unserer Heimat heimsuchten, fast vollständig vom Erdboden vertilgt. Die winzigen Ueberreste, die dem Feuer und dem Schwerte entgangen waren, sammelten sich nach dem Westfälischen Frieden in der Gegend von Fulneck, dem einstigen Sitze ihres letzten Bischofs, Amos Comenius, der als Flüchtling im nahen Lissa sein kummervolles Leben beschloß, und erbauten sich in heimlichen Waldverstecken an den ererbten Brüderschriften, die sie wie Heiligtümer verwahrten.

Dauernder Religionsdruck veranlaßte sie, der Heimat den Rücken zu kehren und das Glück in der Fremde zu suchen, das ihnen das eigene Vaterland vorenthielt. Graf Nikolaus von Zinzendorf nahm sich der Flüchtlinge an und überwies ihnen den Hutberg seines Rittergutes Berthelsdorf in Sachsen zur Ansiedlung. Am 12. Mai 1727 verband sich die Kolonie Herrnhut, etwa 300 Seelen stark, zu einer selbständigen freien „Brüdergemeine“, die ganz Deutschland und Nordamerika mit

einem Netz von Niederlassungen überzog und die erneuerte Brüder-Unität Deutschlands begründete. Zinzendorf gab sein Amt am sächsischen Hofe auf, widmete sich ganz dem Dienste der Brüdergemeine und wurde 1737 ihr erster Bischof.

Nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen erhielt die Brüdergemeine eine „Generalkonzession" zur Anlegung von Kolonien in allen preußischen Provinzen. Und bald darauf entstanden die Niederlassungen Niesky, Kreis Rothenburg O./L. (1742), Gnadenfrei bei Reichenbach u./E. (1743), Gnadenberg bei Bunzlau (1743), Neusalz a. O. (1744) und Gnadenfeld bei Kosel (1781).

Die Neusalzer Brüdergemeine soll auf den ausdrücklichen Wunsch Friedrichs des Großen begründet worden sein. Das Baugelände wurde von der staatlichen Domäne hergegeben, das Bauholz lieferte die Königliche Heide. Den Grundstein zum ersten Brüderhause legte Sigismund von Gersdorf am 7. September 1744. Am 31. Oktober 1745 wurde das Schwesternhaus seiner Bestimmung übergeben und am 24. August 1747 das Saalgebäude feierlich eingeweiht.

Der Kolonie war nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Schon 1759 wurde sie von den Russen unter Soltikow niedergebrannt und die Kolonisten verjagt. So schnell brach die wilde Kriegsfurie über sie herein, daß sie nur durch eiligste Flucht nach Gnadenberg das nackte Leben retten konnten.

Der Wiederaufbau der Brüdergemeine begann am 20. März 1764. Auf Friedrichs des Großen Wunsch wurde zunächst ein Gebäude der ausgebrannten Salzfaktorei zu einer Gerberei hergerichtet und am 19. September 1765 von 14 ledigen Brüdern bezogen. Das Bethaus erhielt einen Dachreiter, eine Turmuhr und eine Orgel. Es kostete 2000 Taler und erhielt am 29. Oktober 1769 die feierliche Weihe. Der Gemeinebesitz setzte sich zusammen aus 26 Familienhäusern, 1 Schmiede, 1 Tischlerei, Schneiderei, Schuhmacherei, Weberei, Bäckerei, Knopf-

macherei, Beutlerei, Goldschmiede Seifensiederei, Sattlerei, Gerberei, Schlosserei, Klempnerei, Glaserei, Uhrmacherei, Kupferschmiede, Kürschnerei, einem Kaufladen und einem Speditionsgeschäft.

Die Bemühungen des Königs, das Neuwieder Brüdergemeine-Mitglied Röntgen zur Errichtung einer Kunsttischlerei zu veranlassen und das Görlitzer Tuchgewerbe in Neusalz einzubürgern, blieben erfolglos aber der Gedanke, die Kolonie in den neugegründeten Stadtbetrieb einzugliedern, hat glänzende Früchte getragen, denn die Brüdergemeine hat sich allzeit als ein kraftvoll aufstrebender Kulturfaktor im Weichbilde der Stadt Neusalz erwiesen.

In der christlichen Heilslehre besteht zwischen der Brüdergemeine und der evangelischen Kirche kein Unterschied, denn beide stehen auf dem Grunde der heiligen Schrift und der Bekenntnisse der Reformatoren; doch fordert die Brüderkirche von ihren Anhängern eine besondere Betonung der Liebe zum Heilande und zu den Brüdern.

Die Kolonien der „Herrnhuter“ sind alle nach einem bestimmten Plane angelegt. Auf einem freien, von Linden beschatteten Platze steht der Betsaal, der mit einem Türmchen, dem sogenannten Dachreiter, versehen ist. Die Wohnhäuser sind im Mansardenstil erbaut (S. Abb.). Das gebrochene Dach steigt über das Mauerwerk herab und verleiht dem Ganzen den Hauch der Wohnlichkeit und Behaglichkeit. Den ledigen und verwitweten Schwestern und Brüdern wird Gelegenheit geboten, in sogenannten „Chorhäusern“ zu wohnen, doch sind sie in dieser Hinsicht keinem Zwange unterworfen. In den vergangenen Jahrhunderten wurden in diesen Häusern schwunghafte Gewerbe betrieben. Die veränderten Erwerbsverhältnisse der Gegenwart sind auch an dieser Einrichtung nicht spurlos vorübergegangen, und die Brüder-, Schwestern- und Witwenhäuser dienen nicht mehr ausschließlich ihren ursprünglichen Zwecken.

Zum Kirchgange setzen sich die weiblichen Mitglieder der Brüdergemeine kleidsame, weiße Hauben mit einem lose unter dem Kinn gebundenen bunten Bande auf, dessen

Farbe durch die Chorzugehörigkeit bestimmt wird, und zwar tragen die Mädchen ein rotes, die ledigen Schwestern ein rosaes, die Frauen ein blaues und die Witwen ein weißes Band. Die Gottesdienste zeichnen sich durch große Mannigfaltigkeit aus. Neben dem Abendmahl wird das Liebesmahl, neben der Bibelauslegung das liturgische Element gepflegt. Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die sogenannten Singstunden. In der Silvesternacht vereinigt sich die Gemeine um 11½ Uhr abends zu einem Gottesdienste, um das neue Jahr mit Gebet und Gesang beginnen zu können. Am Ostermorgen hält sie bei Sonnenaufgang einen Gottesdienst auf dem Gottesacker ab. Die Erinnerung an die gemeinsamen Mahlzeiten der ersten Christen wird durch die Liebesmahle, bei denen Thee und kleine Brötchen in der Kirche gereicht werden, wachgehalten.

Die Erziehung der Jugend liegt ihr besonders am Herzen. Fast jede Gemeine besitzt seit Alters her treffliche Knaben- und Mädchenschulen, in denen die Schüler zu treuer Pflichterfüllung, zur Einfachheit und Wahrhaftigkeit, zu Fleiß und Kameradschaftlichkeit erzogen werden.

Der Einfluß der Brüdergemeine auf das christliche Leben in Deutschland ist nicht gering anzuschlagen. Ihre „Täglichen Losungen und Lehrtexte“ sind ebensoweit verbreitet wie ihre Kirchenlieder und Gebete.

Großartig ist die Wirksamkeit für die Ausbreitung des Christentums unter den Heiden. Ihre Missionstätigkeit begann sie unmittelbar nach ihrer Gründung im Jahre 1732. Heute stehen etwa 100000 Heidenchristen in ihrer Pflege in Afrika, Asien, Australien und Amerika.

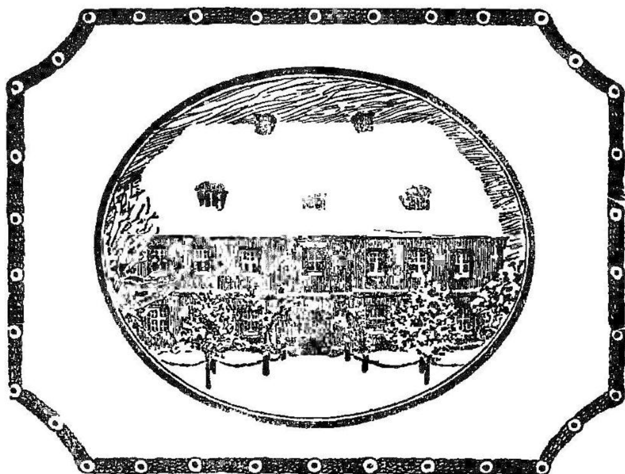
In Deutschland leben etwa 9000 Gemeinemitglieder in 23 Kolonien, davon entfallen 2200 auf Schlesien.

Die Leitung der gesamten Brüder-Unität hat das aus 9 Gliedern bestehende „Unitäts-Direktorium“ oder die „Aeltesten-Konferenz der Unität“ in Berthelsdorf in der Oberlausitz. Ueber ihr steht die „General-Synode“, die etwa alle 10 Jahre einmal zusammentritt.

Schiller, Beuthen.

Das Neusalzer Heimatmuseum.

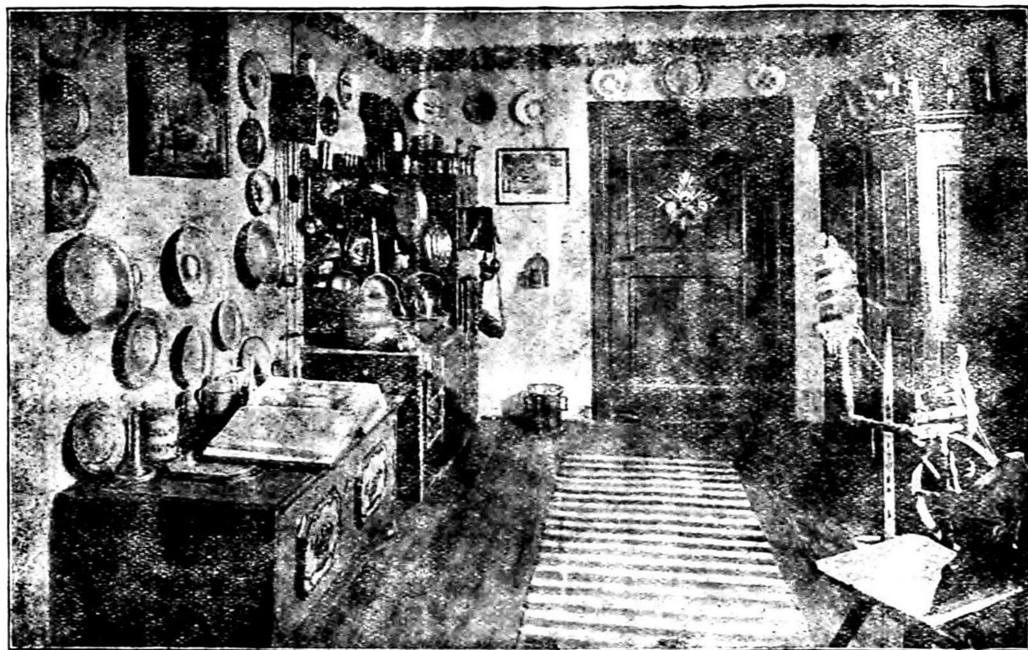
Die umfangreichste und wertvollste Heimatsammlung des Kreises Freystadt besitzt die Stadt Neusalz. Sie wurde im Jahre 1915 durch den Hüttendirektor Gläser und den Ersten Bürgermeister Hohenhausen ins Leben gerufen und zunächst in einem kleinen Stübchen des Rathauses untergebracht. Der Raum füllte sich



Das Neusalzer Heimatmuseum.

so schnell mit Erinnerungen aus alten Zeiten, daß der Museums-Ausschuß schon im Oktober 1916 die Fünfzimmerwohnung eines alten Patrizierhauses an der Friedrichstraße füllen konnte und die „Abteilung für Kirchenkunst,“ die jetzt in dem Kirchenmuseum am Floriansplatz untergebracht ist, im Treppenhaus Unterkunft suchen mußte.

Das „Neusalzer Zimmer“ vereinigt alle Erinnerungsgegenstände, die sich auf die Geschichte des Ortes beziehen.



Die Bauernküche im Neusalzer Heimatmuseum.

Das älteste Dokument der Sammlung stammt aus dem Jahre 1567. 1743 ist das „Avertissement,“ das Neusalz zur Stadt erklärt, angefertigt. Ein kleiner Rokokotisch trägt das alte Fremdenbuch des Großen Gasthofes.

Der „Ehrensaal für die gefallenen Helden“ ist dem Andenken der Opfer des Weltkrieges gewidmet und birgt außer den Bildnissen gefallener Helden eine Waffensammlung aus der Zeit des 16. Jahrhunderts und Erinnerungen an die Schlesischen-, die Freiheits- und die Einigungskriege.

Ein lebendiges Bild alter, trauter Heimstättenkultur aus der Großväter Tagen führt uns das „Bürgerliche Wohnzimmer,“ vor Augen. Der runde Tisch mit der Petroleumlampe aus Messing, das schmale Sofa, der zierliche Nähtisch mit den alten Perlen- Stickarbeiten, das halbrunde Eckschränkchen, der Pfeifenständer, die Familienbilder in Pastell oder im Scherenschnitt geben dem Zimmer eine Wärme und Heimlichkeit, die mit seltenem Ausdruck zu Herzen spricht.

Die „Bauernküche“ ist mit bunten Bauernmöbeln, glänzendem Messing- und Kupfergerät und einem braunen Kochherd ausgestattet.

In dem anstoßenden Raume sitzt das Großmütterchen mit der Barthaube auf dem weißen Haar am Spinnrade und fertigt aus Flachs die dünnen Fäden, die der neben ihr stehende Webstuhl zu feiner schlesischer Leinwand vereinigen soll.

Der größte Raum des Neusalzer Heimatmuseums ist der „Geschichte der Industrie“ und dem Gewerbe der Stadt gewidmet. Er birgt Rohmaterialien und Erzeugnisse der drei führenden Neusalzer Industrieen. Der Gruschwitz-Textilwerke, des Eisenhütten- und Emaillierwerkes von Krause und der Paulinenhütte.

Im Nachbarzimmer vereinigen sich die Erzeugnisse des Bauhandwerks, der Schmiedekunst, der alten Kattunweberei und der Buchbinderkunst mit schönen Formen des Pfefferküchlergewerbes, den Kriegserzeugnissen Neusalzer

Drechslereien und einer Kachelsammlung zu einer Gewerbeausstellung vergangener Zeiten.

An den Wänden eines Raumes prangen die künstlerischen Photographien des Kunstmalers Rüdiger, die die schönsten Landschaftsbilder der Umgebung von Neusalz darstellen. Konrektor Tschierschke sammelte die botanischen Seltenheiten der Heimat auf Feldern, Wiesen und in Wäldern und stellte den Arten-, Formen- und Farbenreichtum der Käferwelt des Oderwaldes zusammen.

Sehr reichhaltig ist die „Vorgeschichtliche Abteilung" des Neusalzer Heimatmuseums. Sie vereinigt einen großen Teil der Funde, die der sorgsam grabende Spaten fleißiger Heimatforscher ans Tageslicht brachte. Da erblickt der Besucher die kräftige Steinaxt, die beim Bau eines Einbaumes die Schärfe verlor, die bronzene Pfeilspitze, die des Hirsches Herz durchbohrte und den Armring, den der glückliche Jäger trug. Aus dem verzierten Tonbecher reichte die Frau dem heimgekehrten Gatten den Erfrischungstrunk. Die Mehrzahl der Gräber ist so aufgestellt, wie sie der Mensch der Vorzeit schuf, sodaß der Beschauer ein lebendiges Bild der jeweiligen Art der Totenbestattung erhält. In diesem Raum kann man manche Stunde im Schauen und Sinnen verbringen und aus den hinterlassenen Werken der Ureinwohner der Heimat die Schicksale derselben in grauer Vorzeit herauslesen.

Die „Abteilung für Kirchenkunst" ist seit dem zweiten Osterfeiertage 1923 in dem „Kirchenmuseum" am Floriansplatze untergebracht.

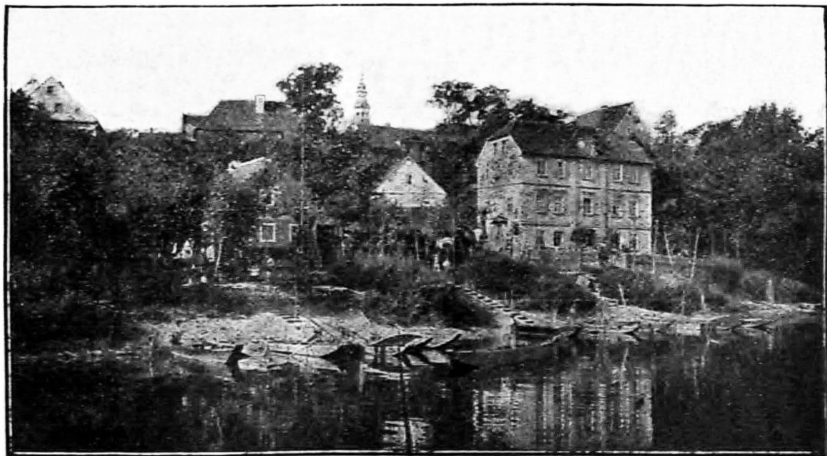
Schiller, Beuthen.

Beuthen, die malerische Stadt an der Oder.

Der Geschichts-, Altertums- und Naturfreund, der die Stadt Beuthen einmal besucht, ihre malerischen Straßen durchwandert, die blühenden Weinberge bewundert und die stimmungsvollen Oderufer durchstreift hat, wird ihr



Das Rathaus in Beuthen.



Die Fischerei in Beuthen.

Freund für ewige Zeiten. Mindestens einmal im Jahre erwacht in ihm die Sehnsucht, den Ort wiederzusehen, der soviel geschichtliche Sehenswürdigkeiten mit landschaftlicher Schönheit auf engem Raume vereinigt.



Treibeis.

Wie eine Insel voll roter und blauer Dächer und Türme lugt die Stadt aus Wasser, Wald und Wiese empor, und an vielen Stellen wogt noch das lebendige Blattgrün lauschiger Gärten und Baumgruppen dazwischen. Alle diese Sehenswürdigkeiten überragt der mächtige Ratsturm so hoch und stolz, als wüßte er, wie schmuck das Städtchen ist, das er seit drei Jahrhunderten bewacht. Und rings um die ganze Altstadt, die hoch über dem linken Steilufer der Oder thront, legt sich anstelle des verschwundenen Wallgrabens ein doppelter Lindengürtel, als wollte er dieses Kleinod mittelalterlicher Herrlichkeit in seine besondere Obhut nehmen, um es mit den 3300 Menschenkindern, die sich darin redlich abmühen, das tägliche Brot zu verdienen, in all seiner Natürlichkeit und Eigenart bis in die fernste Zukunft zu erhalten.

Zur Vertiefung in die Vergangenheit Beuthens bedarf es fast keiner geschriebenen Geschichte. Was sich von Geschichtsdenkmälern dieser „Steinernen Chronik der Heimat“ bis auf den heutigen Tag erhalten hat, reicht vollkommen aus, die mittelalterliche Stadt in ihrer ganzen Schönheit vor Augen zu zaubern.

Die breite Bahnhofstraße führt nach dem schönsten Marktplatze des nördlichen Niederschlesiens. Dieser bildet das Schmuckstück der Stadt. Ringsum stehen die alten



Barockgiebel des Hotels „Zum goldenen Löwen“.

Bürgerhäuser dicht gedrängt aneinander. Ein jedes von ihnen hat seine besondere Art und behauptet selbstbewußt den Platz, den ihm sein Erbauer angewiesen hat. In ihrem Banne erfaßt den Beschauer am tiefsten der Zauber der Vergangenheit. Gespannt blickt er nach dem Pracht-

giebel des Gasthofes „Zum goldenen Löwen“ hinüber; denn ihm ist zumute, als müßte jeden Augenblick hinter den brennenden Geranien der blütenüberschütteten Fensterbretter der feingeschnittene Kopf des reichen Bauherrn zum Vorschein kommen, der vor Jahrhunderten den wunderbaren Barockgiebel mit dem wuchtigen Einfahrtstore von den italienischen Stukkateuren formen ließ, die das Carolather Schloß des Freiherrn Georg von Schönaich mit ähnlichem Schmuck zierten.

Der Gasthof stand schon 1580 an der Glogauer-Straßen-Ecke. Damals erwarb ihn der Rat der Stadt von dem Bürger Manigel. Heute gehört er dem Gasthofbesitzer Rose, der sich bemüht, das eigenartige Bauwerk mit dem wundervollen Doppelgiebel und den gemütlichen Gastzimmern in seiner ursprünglichen Schönheit zu erhalten.

Fast noch prächtigeren Barockschmuck trägt das alte Patrizierhaus, das an der Kirchstraßen-Ecke von mächtigen Strebepfeilern flankiert wird.

Ein schlichtes Denkmal der furchtbarsten Schreckensnacht, die Beuthener Bürger jemals durchlebten, bilden die Ueberreste des stattlichen Renaissance-Portals, die die Giebelseite der Stadtapotheke zieren und folgende Inschrift tragen:

„Der Cosaggen Vorüberzug
verursacht hier ein groß Unfug,
es litten ihr viel Trübsal hart,
gleich als dies Haus erbauet wart.
Sihi et pesteritati
Christoph Aschenborn. Consul.“

Staunend umfaßt der Blick das schöngebaute Rathaus mit dem wunderbaren Turme, der zierlichen Galerie und der zweimal durchbrochenen Barockspitze. Turm und Amtshaus stammen aus dem Jahre 1696 und bilden den Ersatz des wunderbaren Renaissancebaues, den Freiherr Georg von Schönaich in den Jahren 1602—1609 aufführen ließ. Von diesem 1694 niedergebrannten Prachtbau ist nur etwas Mauerwerk und der Unterbau des Turmes mit dem zierlichen Treppenvorbau erhalten geblieben. Die

Halle, die den Mittelpodest der zweiläufigen Treppe deckt, ruht auf vier schlanken ionischen Säulen und bildet ein wertvolles Denkmal aus den besten Tagen der Renaissance.



Barockgiebel des Jungschen Patrizierhauses.

Der schönste Raum des Rathauses ist der Sitzungssaal des Stadt-Parlaments mit dem schmiedeeisernen Kronleuchter und der schönen eingelegten Holztür. Die Heimatsammlung enthält viele vorgeschichtliche Funde, alte Urkunden, Handschriften, Haushaltungsgegenstände und Waffen aller Art.

Der sandsteinerne Kochbrunnen mit dem niedlichen Bronzebuben ist das Erzeugnis einer späteren Zeit.

Vom Markte aus führen zahlreiche Straßen und winkelige Gassen nach der Peripherie der Stadt. Die



Freitreppe des Rathauses zu Beuthen a. d. Oder.

Häuser sind meist sehr schmal aber tief und enthalten eine Menge altertümlicher Haustüren und Verzierungen aller Art. Mitten aus dem Gewirr dieser Häuser erhebt sich an der Kirchstraße der massige Bau der Kernschen Buchdruckerei. Diese stellte s. Zt. alle Lehrbücher des Akade-

mischen Gymnasiums her und verlegte 1617 die Abhandlung eines Studenten, die in kräftigen und stolzen Worten die Vernachlässigung der Muttersprache und den Fremdwörterunfug geißelte und damit eine Reformation der deutschen Dichtkunst herbeiführte. Die Schrift führte den Titel: „Aristarchus . . .“ Ihr Verfasser war der später so berühmt gewordene Dichter Martin Opitz. Der gegenwärtige Inhaber der Firma, Erich Kern, ist bemüht, das Wohnhaus in seiner ursprünglichen Eigenart zu erhalten, die Druckerei aber so zu erweitern und auszubauen, daß sie allen Anforderungen des modernen Buch- und Kunstdruckes genügt.

Das Schönaichsche Akademische Gymnasium, das der Freiherr Georg von Schönaich erbaute, stand an der Stelle, die jetzt die evangelische Kirche bedeckt. Seine Pforten wurden 1628 geschlossen und das Anstaltsgebäude von dem Stadtbrande im Jahre 1694 bis auf das Portal verzehrt, das heut noch die Kirchstraßenseite der evangelischen Kirche schmückt und ein wertvolles Denkmal der Renaissancezeit bildet.

Die evangelische Kirche ist im Barockstil erbaut. (S. Abbldg.) Sie gehört zu den ersten Gotteshäusern der Heimat, welche die Protestanten nach der Einführung der allgemeinen Religonsfreiheit durch Friedrich den Großen errichten durften.

Der volle Zauber des Mittelalters mit all seiner Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit tritt dem Fremden recht packend in der katholischen Pfarrkirche (S. Abbldg.) entgegen. Frei schwebt das Auge durch das lange Tonnengewölbe zu der Vorderseite des prächtigen Hochaltars (S. Abbldg.) aus der besten Zeit des Barocks empor, in dessen bunten Bildern und goldenen Verzierungen das helle Tageslicht ein wunderbares Farbenspiel entzündet. Eine fast erdrückende Fülle künstlerischer Einzelheiten dringt auf das Auge des Beschauers ein und zieht den Blick hinauf zu den Deckengemälden, die Münchener Künstler kurz vor dem Weltkriege erneuerten oder schufen.

Das Schloß am Ende der Kirchstraße ist bis auf kümmerliche Ueberreste vom Erdboden verschwunden. Aber selbst in diesen winzigen Ruinen mit den dicken Mauern und tiefen Fensternischen ist die alte Ritterfeste ein Bau von der Kraft und Wucht, die phantasievolle Seelen mit Bildern erfüllen kann, die da Kunde geben von der einstigen Herrlichkeit, die sich von hier aus über Stadt und Land ergoß. Wer sie erbaute? Das weiß augenblicklich kein Mensch anzugeben. Berannt aber und verbrannt hat sie 1468 Herzog Hans der Grausame von Sagan, um dem „dicken Pfeffersack", dem reichen Bürgerkönig Andreas Neumann, einen Teil der Reichtümer abzunehmen, die dieser durch den Handel mit Polen und durch Warenspeditionen nach dem Innern von Deutschland zusammengetragen hatte. Freiherr Johann von Rechenberg zog sich hinter die dicken Mauern dieses Schlosses zurück, wenn er in Lutherschen Schriften studieren oder Melanchtonsche Freundschaftsbriefe lesen wollte. Bis zur Vollendung des Carolather Schlosses diente es dem Freiherrn Georg von Schönaich als Wohnsitz. Nach seinem Auszuge wurden die Räume das Heim der adligen Studenten, die das Akademische Gymnasium besuchten.

Am dritten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1622 gewährte es dem flüchtigen Winterkönige Friedrich V. von der Pfalz eine volle Nacht erquickende Ruhe und wohltuende Stärkung. Die Stürme des Dreißigjährigen Krieges machten es wiederholt zum Mittelpunkte wütender Sturmangriffe. Ueber ein Jahrzehnt diente es den Schweden als Hauptquartier, und in dem „Roten Saale" entwarf General Stahlhansch, der die Festung Beuthen zum Stützpunkte seiner kriegerischen Unternehmungen in Schlesien gemacht hatte, mit seinem Stabe so manchen Feldzugsplan. Nach dem Westfälischen Frieden verfielen seine arg mitgenommenen Mauern in einen langen Dornröschenschlaf. Aus diesem erwachte es erst zur Rosenzeit des Jahres 1821, als die evangelische Schule feierlich von seinen Räumen Besitz ergriff. 1835 sah es traurig die

fröhliche Jugend scheiden. Heute beherbergt es die Geschäftsräume des staatlichen Zollamtes. Die niedrigen Bodenschwellen im Obstgarten des Schlosses verraten dem kundigen Auge den Kranz von Befestigungsanlagen, der die Burg in seiner Glanzzeit schirmend umschloß.

Feiner Stuck aus der Biedermeierzeit schmückt ein einfaches Wohnhaus am Ausgange der Kirchstraße.

Dann steigt das Gelände rasch zum Hafen hinab. Ein schmaler Fußweg geleitet sein linkes Ufer bis an die Mündung in die Oder, und saftiges Wiesengrün umfängt den glatten Wasserspiegel. Das Auge schweift über die lachende Oderlandschaft hinweg bis zu den Carolather Hügeln hinauf, von deren Rücken Adelheidshöhe, Kirche und Schloß mit ansehnlichen Türmen freundlich herüberwinken. Die Wellen der Oder tragen zahlreiche Kähne der Ostsee zu, und rauchende und pustende Frachtdampfer arbeiten sich langsam mit ihren langen „Schleppzügen" stromaufwärts.

Zahlreiche Fischkästen hängen an dem Ufer der Fischerei; beschädigte Fischerkähne sind an das Land gezogen, und auf den hohen Stangen der Lantschwiesen flattern lange Fischnetze lustig im leichtbewegten Winde.

Zahlreiche Gondeln locken zu gefahrlosen Fahrten auf dem ruhigen Wasserspiegel des Hafens. In einem lauschigen Wasserwinkel setzt langsam der Ruderschlag eines schlanken Fahrzeuges aus. Der Führer macht seinen Gast auf die herrliche Lage der Stadt aufmerksam und erzählt ihm von der Ankunft der ersten Steinzeitmenschen auf dem steilen Oderberge, von dem Untergange der germanischen Siedlung Bythurixstadt, der Zerstörung der polnischen Oderfeste Bytom im Feldzuge gegen Friedrich Barbarossa und der Anlegung der jetzigen deutschen Stadt Beuthen durch fränkische und thüringische Kolonisten um das Jahr 1200.

Den Gedanken, die Oder mit einer Brücke zu überspannen, faßte im 15. Jahrhundert der Beuthener Großkaufmann Andreas Neumann. Der Freiherr Hans von

Rechenberg nahm 1520 den Plan wieder auf, wurde aber an seiner Verwirklichung durch die Glogauer Kaufmannschaft gehindert. Der geniale Freiherr Georg von Schönaich kümmerte sich wenig um das Geschrei der Nachbarschaft und baute trotz kaiserlicher Verbote die geplante Oderbrücke. Graf Hannibal von Dohna, der berüchtigte Führer



Die Fischertreppe in Beuthen.

der Lichtensteinschen Dragoner, ließ sie 1628 niederbrennen. Auch den Holzbrücken der Schweden war keine lange Lebensdauer beschieden. Die jetzige Oderbrücke besteht seit 1907 und ist 800 m lang.

Aus dem Odertale führen drei steile Treppen zur Stadt hinauf.

An dem stillen Salzringe, der früheren Badergasse, liegt die uralte Baderei, die schon im Jahre 1500 urkundlich erwähnt wird.

Zwanzig altersschwache Personen der Stadt Beuthen und des Fürstentums Carolath beherbergt das Georgen-Hospital vor dem Freystädter Tore, das Freiherr Georg von Schönaich am Anfange des 17. Jahrhunderts erbaute und mit reichen Geldmitteln und weiten Liegenschaften ausstattete.

Am Ende der Friedhofstraße liegt der Gottesacker mit vielen wertvollen, figurenreichen Barock-Denkmälern und Grufthäuschen aus vergangenen Zeiten.

Die sichtbaren Ueberreste des Wallgrabens, den Georg von Schönaich von dem Festungsbaumeister Andreas Hindenberger aus Hoyerswerda in einer Breite von 30 Ellen im Jahre 1616 ausschachten ließ, verwandelten gärtnerische Künstlerhände in die Hindenburg-Promenade an der Bahnhofstraße. Das Kriegerdenkmal, das die Erinnerung an die Opfer des Weltkrieges wachhalten soll, ist aus der Werkstatt des bedeutendsten schlesischen Bildhauers der Gegenwart, Paul Schulz, Breslau, hervorgegangen und stellt eine trauernde Jünglingsgestalt in klassischer Schönheit dar.

Der Wall hatte eine Breite von 22½ und eine Höhe von 8 Ellen. Auf ihm saßen feste Palisaden.

Einen besonderen Reiz üben die Beuthener Weinberge auf den Naturfreund aus. Sie bedecken das Hügelland, das im Westen der Stadt stufenförmig zum Odertale hinabsteigt und sollen im 13. Jahrhundert von fränkischen Ansiedlern angelegt worden sein. Freiherr Georg von Schönaich ließ sie am Ende des 15. Jahrhunderts mit edlem Rebenmaterial aus dem Rheinlande besetzen. Damals führte Beuthen einen schwungvollen Handel mit „Beuthener Rebenblut“ und Weinstöcklingen. Die freiherrlichen Weinberge ergaben allein einen jährlichen Ertrag von 2000—3000 Maß. Die Winzer erhielten das Recht, ihre „Hausmarke“ selbst auszuschenken. Sie ver-

wandelten deshalb oft wochenlang ihre Wohnungen in „Bürgerweinstuben“. Sobald der „Weinkranz“ zum Giebelfenster hinausgesteckt wurde, füllte sich die große „Hinterstube“ mit heiteren Gästen und fröhlichen Gesängen. Noch 1869 besaßen die Beuthener Bürger 331 Morgen Weinland mit einem Durchschnittsertrage von 300 Eimern im Werte von je 4—5 Talern. Mißernten, Blattkrankheiten und scharfe Konkurrenz des Auslandes verleideten in den letzten drei Jahrzehnten den Winzern den Weinbau immer mehr. Sie verringerten deshalb die Anbaufläche von Jahr zu Jahr und legten Beeren- und Obstplantagen an. Und heute besitzt die ganze Stadt nur noch einen einzigen wirklichen Weinberg, zu dem die Fremden wie zu einem Naturdenkmale pilgern. In guten Jahren wird der Ertrag desselben gekeltert, damit das „Beuthener Rebenblut“, das im Mittelalter in vielen Breslauer und Görlitzer Bürgerhäusern Gastrecht erworben hatte, nicht ganz aus der Heimat verschwindet.

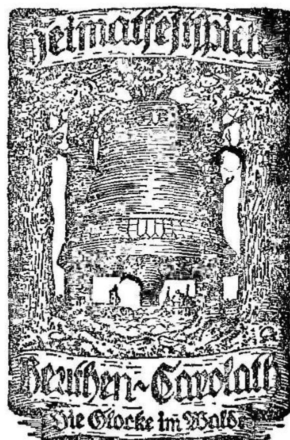
Die Beuthener Obstanlagen sind so alt wie die Stadt selbst. Georg von Schönaich führte den welschen Weinling, den Borsdorfer Apfel, feine Kirschen und rote und gelbe Edelbirnen ein. Wer heute im Lenz die Weinberge mit ihren weiten Obstanlagen besucht, dem tut sich eine Fülle von unvergleichlicher Pracht und Herrlichkeit auf, die jedem Naturfreunde unvergeßlich bleibt und ihn immer wieder nach dem blütenreichsten Orte der Heimat hinzieht.

Schiller, Beuthen.

Die Beuthen-Carolather Heimatspiele vom Jahre 1925.

Nach dem Weltkriege kamen viele deutsche Orte auf den Gedanken, interessante Kapitel aus ihrer Geschichte durch „Heimatspiele“ auf der Bühne vorführen zu lassen, und solche Erinnerungen an die Vergangenheit wieder wachzurufen, die im Strudel der Zeiten der Vergessenheit anheim gefallen waren. Den schlesischen Heimatspiel-Reigen

des Jahres 1925 eröffnete die Stadt Beuthen a. d. O. mit dem Fünfakter „Die Glocke im Walde“ aus der Feder des Liegnitzer Poeten Konrad Urban. Das Stück wurde in der Zeit vom 17. bis 25. Mai bei glänzendem Wetter in dem Eichenwalde des Hammervorwerks an der Oderbrücke Tausenden von Zuschauern vorgeführt.



Titelblatt der Buchausgabe des Heimatspieles.

Die lose gesponnene Handlung des Stückes spielt am Ausgange des Dreißigjährigen Krieges und entrollt großartige Bilder von Menschenleid und Menschenfreud aus der schwersten Zeit des Beuthener Ländchens. Je größer die Not und Verzweiflung, desto glänzender offenbart sich die Stärke echter Heimatsliebe in Wort und Tat.

„In Glück und Leid
Deutsch allezeit.“

Schiller, Beuthen.

Die Beuthener Heimatsammlung.

Die Beuthener Heimatsammlung wurde im Jahre 1925 auf Anregung des Bürgermeisters Neumann von den Lehrern Grohmann und Kühn ins Leben gerufen und ist in einem Zimmer des Rathauses untergebracht.

Die auf dem Kegelberge ausgegrabenen Urnen erzählen von einer Zeit, in der Eisen und Stahl dem Menschen noch unbekannt waren, in der der Reichtum einer Familie in Töpfen, Schüsseln und Schalen bestand, die z. T. mit Buckeln, Strichen und Punkten verziert wurden. Die Herden dieser Bewohner weideten auf den Oderwiesen. Versteinte Hörner wurden auf dem Lantsch gefunden und bilden neben dem mächtigen Halswirbelknochen eines Mammuts, dem Schädel eines Höhlenbären u. s. w., den Anfang der naturkundlichen Abteilung der Heimatsammlung. Daneben stieren uns aus einer Ecke drei Menschenschädel an, deren Ruhe durch Anlegung einer neuen Straße über einen dem Gedächtnis der jetzigen Generation längst entschwundenen Friedhof gestört wurde. Wer war der Träger des eines Hauptes in seinem Leben? Vielleicht einer der Meister, deren Innungstruhe die Jahreszahl 1607 aufweist? Oder ist er stolz hinter der zerschlissenen Schützenfahne vom Jahre 1697 marschiert, die auf hellem Grunde das reichverzierte Beuthener Wappen trägt, hat er vielleicht jenen glänzenden Innungspokal der Strumpfwirker und Handschuhmacher bei der Versammlung den Mitmeistern zum Umtrunk gereicht? Da stehen die alten Weinmaße von 1694, die so manches Mal das Beuthener Rebenblut dem tapfern Zecher eingemessen. Was würde wohl der Bäckermeister sagen, dem die Pfefferkuchenformen mit den geschnitzten Wappen und der Zahl 1697 gehörten, wenn er sähe, wie einfach und wenig kunstvoll im Vergleich zu damals die Pfefferkuchen heute hergestellt werden. Sein Weib würde staunen, daß die messingne Lichtputzschere längst der Vergangenheit angehört und auch der kunstvolle Fächer, der so manche Freude

ihrer Mädchenjahre gesehen hat, ganz aus der Mode gekommen ist. Aber ihr schönes Porzellan, prächtige Henkeltassen, Krüge und Teller, hat sich im Glasschrank von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt. Selbst das Taufhäubchen ihres Kindes hat ein Plätzchen gefunden. Da ist ja auch die alte holzgeschnitzte Uhr mit dem Liebesschmied, der noch heut bei jedem Stundenschlag mit seinem Hammer auf den Amboß schlägt. Nebenan ist die Bauernstube der Sammlung. Wuchtiger, kernfester Bau von Tisch und Stühlen zeugen von der urwüchsigen Kraft, und die buntbemalten Teller, Tassen und Fläschchen verraten den gesunden Sinn der bäurischen Vorfahren für frohe Farben.

Von der Hellebarde, der Reiterpistole, dem Vorderlader bis zur Granate und Gasmaske führen die Stücke der Waffensammlung eine beredte Sprache wie der Beuthener seiner Vaterlandspflicht genügt hat. Das blanke Richtschwert und das auf Holz gemalte Richtbeil (1605) aber verkünden, daß auch innerhalb des Weichbildes der Stadt auf Zucht und Ordnung gehalten wurde.

Sauber geschriebene Pergamente mit den Unterschriften und Siegeln von Kaiser Matthias [1611], von polnischen Königen und Carolather Fürsten machen uns mit den Privilegien bekannt, die der Stadt Beuthen zugebilligt wurden. Von dem religiösen Sinn der Bürger aber zeugen alte Bibeln und ein Gesangbuch mit Noten (1611), Programme von Kirchenkonzerten aus dem Jahre 1747 und Predigtbücher. Im Schreiben ungeübte Handwerkerhände haben die Innungsbücher von 1646 und 1694 geführt, und strenge Zucht ist innerhalb des Handwerks geübt worden. Wie mancher könnte noch heut von ihnen lernen, besonders die Jugend. „So die Jugend verstunde recht, was Nutzt viel Kunst und Weisheit brecht, so wurd sie allzeit fleißig studieren, kein Tag noch Nacht ihr Zeit verlieren.“

Lehrer Grohmann, Beuthen.

Neustädtel.

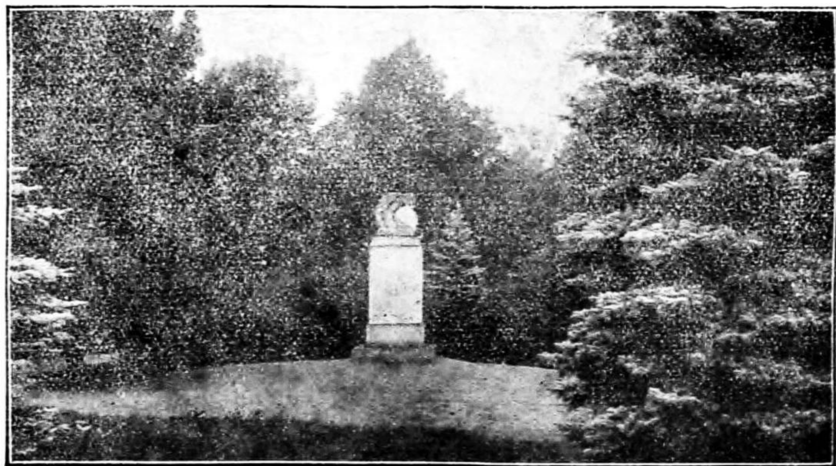
(S. Abbldg.)

Neustädtel ist trotz seines in Diminutivform (Verkleinerungsform) gegebenen Namens noch lange nicht die kleinste Stadt Schlesiens, gleichwohl aber nach ihrer Geschichte und Lage eine der interessantesten, noch dazu, wo das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Stadt aus einem recht langen und bescheidenen Dornröschenschlaf zum fröhlichen Erwachen brachte. Wann ist Neustädtel gegründet worden? Das ist eine Frage, um die Frau Fama (Sage) schon mehr als eine sonnige Sage gewoben hat. Nur eine von diesen sei hier angeführt und zwar deshalb, weil sie nicht so unwahrscheinlich klingt wie viele andere. Allen Ernstes wird nämlich behauptet, daß der Name Neustadt oder neues Städtlein (Neustädtel) darauf hindeutet, es müsse vor der jetzigen, angeblich noch jungen Stadt eine ältere bestanden haben und diese durch Krieg, Brand oder andere elementare Ereignisse vernichtet und zerstört worden sein. Ja, man will sogar die Stelle bezeichnen können, auf der die alte Stadt gestanden hat, nämlich im Suckauer Walde; leider aber weiß man auch den Namen nicht, den diese alte, verschwundene Stadt geführt hat, und die die neue Ansiedlung mit dem jetzigen Namen vertauscht. Viel wahrscheinlicher klingt das, was die — im Grunde genommen ungeschriebene — Geschichte lehrt: Die neue Stadt, die sich vor etlichen Jahrhunderten an der südlichen Grenze einer damals am Weißfurt belegenen, übrigens sehr bescheidenen Burg anlehnte, war schon anfangs so klein und blieb es bis auf unsere Tage, daß die Bezeichnung „neues Städtelein" allmählich in „Neustädtel" überging; damit scheidet natürlich die Frage des Vorhandenseins einer alten Stadt völlig aus, und wir werden mit diesem rein geschichtlichen Vorgang wohl die richtige Erklärung gefunden haben.

An das Vorhandensein einer ehemaligen „Burg" erinnert heute noch nicht nur die einem größeren Hause

gegebene Bezeichnung „Schloß“, sondern auch die ganze örtliche Lage dieses Stadtteils, sowie der Umstand, daß in der ganzen Gegend, z. B. Beuthen und Windischborau im frühen Mittelalter solche Burgen standen, die vom Landesherrn zum Schutze des Landes errichtet und mit einem Kastellan nebst kleiner Mannschaft besetzt waren.

Freilich dürfen wir uns hierunter nicht feste, auf stolzer Bergeshöhe thronende Burgen denken, sondern nur feste, umwehrte Gebäude, die einer bescheidenen Besatzung Obdach boten. So auch hier. Unter dem Schutze einer auf der Lindau benachbarten Höhe sich erhebenden Burgenberge siedelten sich entweder gleichzeitig oder bald nachher Handwerker und kleine Landwirte an, und so entstand das Städtchen. Lindau dagegen muß schon viel früher ein bewohnter, lebhafter Ort gewesen sein, da es 1250 schon eine Pfarrkirche hatte. Bald trat Neustädtel auch in die Geschichte der schlesischen Städte ein; vielerlei Herren gehörte es im Laufe der Jahrhunderte. Ich nenne nur das Geschlecht der edlen Ritter von Rechenberg auf Windischborau und den Orden der Gesellschaft Jesu, dem die Stadt von 1690—1766 gehörte. Von verheerenden Bränden ist Neustädtel wiederholt heimgesucht worden, so namentlich bis zu fast dreivierteln seiner Häuser und der öffentlichen Gebäude von 1634. Ja, noch das neunzehnte Jahrhundert räumte unter den alten, mit Schindeln gedeckten Fachwerkhäusern meist durch Brand gewaltig auf. 1860 verschwand das letzte dieser Häuser (Ecke Markt und Kirchstraße). Seitdem hat die Stadt ein ungemein freundliches Aussehen angenommen. Hübsche und praktische Neubauten zieren die alten, durch die Geschichte von Jahrhunderten charakterisierten Straßen. Neben dem hübschen, zweimal durchbrochenen Rathausturm und dem in schlanker Pyramide auslaufenden Turm der katholischen Stadtpfarrkirche erhebt sich seit den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts der in freundlichem Barock errichtete Turm der bis dahin turmlosen evangelischen Kirche. Und daß Neustädtel auch dem Fortschritt der neuen Zeit



Das Kriegerdenkmal an der Hindenburg=Promenade in Beuthen.



Professoren und Schüler
des ehemaligen Beuthener „Akademischen Gymnasiums“.
(Bild aus dem historischen Teile des Festzuges.)



Des Heidegrafen Hochzeitszug unter der Glocke im Walde.
(Bild aus dem Heimatsspiele.)

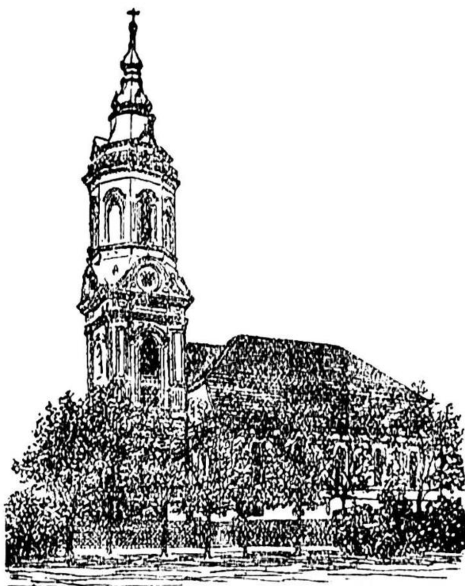
huldigt, beweisen die in zwei Reihen errichteten Siedlungen mit ihren freundlichen, geradezu behaglichen Wohnhäusern in der Suckauer Straße. In flachem Halbkreis wird das Städtchen umgeben von dem wohlhabenden Kirchdorfe Lindau; von dort aus gesehen bietet die Stadt mit ihren drei Türmen und den sanft terassenförmig aufsteigenden Häuserreihen ein liebliches Bild; aber ebenso schön ist dieses auch von der Klopschener Chaussee aus; da liegt die Stadt wie in eine sanftwellige grüne Ebene gebettet vor uns — ein Bild des Friedens. Das jetzige Rathaus wurde wohl bald nach dem großen Brande von 1634 erbaut; die Neuzeit verbesserte und vergrößerte es. Die große evangelische Kirche wurde 1784/85 erbaut, nachdem 40 Jahre vorher schon ein kleines hölzernes Kirchlein errichtet worden war. Eine Reihe tüchtiger Prediger und Kantoren haben an ihr gewirkt. Die katholische Stadtpfarrkirche entstand aller Wahrscheinlichkeit nach schon mit Anlage der Stadt, doch finden wir sie urkundlich das erste Mal 1305 als bereits vorhanden erwähnt. Sie ist der hl. Maria Magdalena, der vom Heiland so hochbegnadeten, bußfertigen Sünderin geweiht und hat ein schönes Gewölbe. Fast hundert Jahre lang war die Kirche in protestantischem Besitz. Neben ihr bestand bis 1834 noch ein zweites Gotteshaus, die im Südosten der Stadt gelegene, später zu Wohnzwecken eingerichtete St. Konradskirche, deren schlanker Turm leider in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgebrochen wurde. Was sonst noch die Neuzeit Schönes und Wertvolles geschaffen hat: Eisenbahn, elektrisches Licht, gute Schulen, ein reiches geselliges Leben und eine frische industrielle Tätigkeit — darüber berichtet ausführlich die im Frühjahr 1924 im Verlag der Stadt Neustädtel erschienene, vom Verfasser dieser Zeilen bearbeitete „Geschichte der Stadt Neustädtel“.

Professor Dr. Kolbe, Berlin.

Rundgang durch Neustädtel.

Neustädtel liegt recht malerisch im Tale des stellenweise wirklich lieblichen Weißfurtflüßchen und ist im O. u. W. von nicht unbedeutenden Höhen umgeben, die bei günstigem Wetter einen überaus prächtigen Fernblick gestatten.

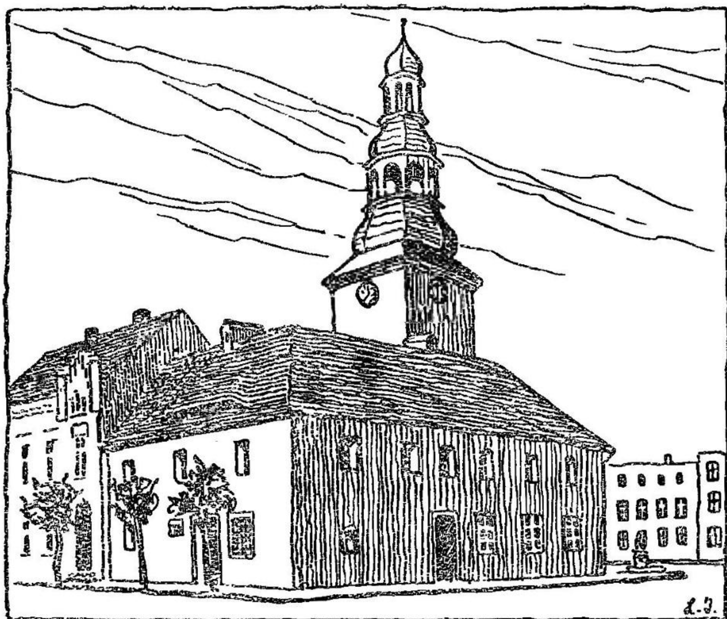
Ist es auch nicht viel, was N. an Sehenswürdigketten bietet, so lohnt sich doch für den, der N. als Endziel



Evangelische Kirche, südliche Seite.

wählt, ein Rundgang durch unser Städtchen.

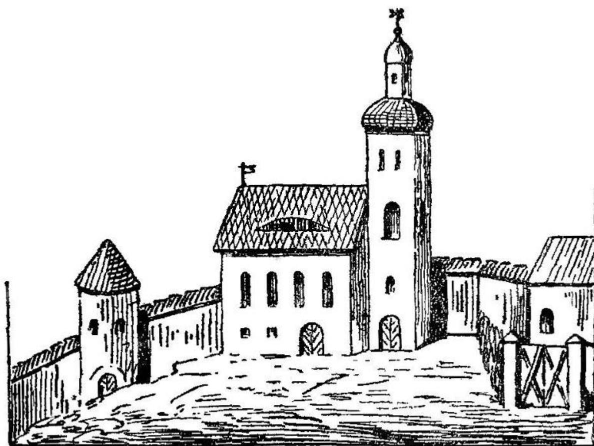
Der Kunststraße von Beuthen über Krolkwitz folgend, passiert man rechter Hand die Neustdl. Dampfziegelei. Von hier aus übersieht man unser Städtchen, das mit seinen 3 Türmen einladend herüberwinkt. Ein Marsch



Rathaus.

talwärts von wenigen Minuten bringt uns zur Braunkohlengrube „Mathilde“, die gleich der genannten Ziegelei und dem „Stadtgut“ der Brüdergemeine gehört. (Ein Besuch der Grube ist nur durch vorherige Anmeldung zu erreichen.)

Der Rundgang durch unser Städtchen beginnt am Gasthof „Schwarzer Adler“. Dort rechts abbiegend (Wegweiser nach Freystadt), sehen wir bald die Stadtmühle [schon im Jahre 1300 erwähnt] vor uns liegen. Wir schwenken links ab und haben das recht bescheidene Schloß vor Augen [Jetzige Privatschule]. Das Schloß ist aus der



Ehemalige St. Konrads-Kirche.

alten Burg entstanden, an die sich um 1200 das „Neustädtel“ anlehnte. Dann gehe man die Schloßstraße hinauf und folge hinter der Pumpe dem schmalen Zugange zur kath. Stadtpfarrkirche. (Schon im Jahre 1260 „vorhanden“ erwähnt. Im ältesten Teile dieser Kirche —Presbyterium— ist wohl die ehemalige Burgkapelle zu erblicken, die 1230 neu geweiht und später vielleicht nur vergrößert worden ist.)

Wir verlassen den Kirchplatz durch die gegenüberliegende Pforte [links] und kommen auf den Ring. Das Eckhaus vor uns (Hotel Haus Herzog), die ehemalige Posthalterei, trägt die von der Straße aus deutlich lesbare Inschrift, daß die Könige Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm IV. hier gerastet. Mitten auf dem Ringe ein Häuserviereck mit dem betürmten Rathaus, daneben an der Südseite das Kriegerdenkmal. (Häuser am Ring mit dem Giebel zur Straße.) Zur Glogauer Straße hinausgehend, sehen wir rechts die uralte, ehemalige Konradskirche, die jetzt Wohnzwecken dient. Von da wandern wir zur benachbarten evangel. Kirche, zum ehemaligen Sandtore (auch Barbarator) hinaus an der St. Barbarakapelle auf dem Grundstück des Kunst- und Handelsgärtners Neumann vorbei (die Kapelle wird im März leider abgerissen werden) in den rechts neben dem Kirchhof liegenden Bürgergarten (Besitzer J. Koller), einem schönen Gartenlokal am Weißfurt (Kahnfahrt, bescheidener Vergleich mit dem Spreewald), wo man sich unter schattigen Bäumen von den Anstrengungen erholen kann, die der Rundgang durch Neustädtel gebracht hat.

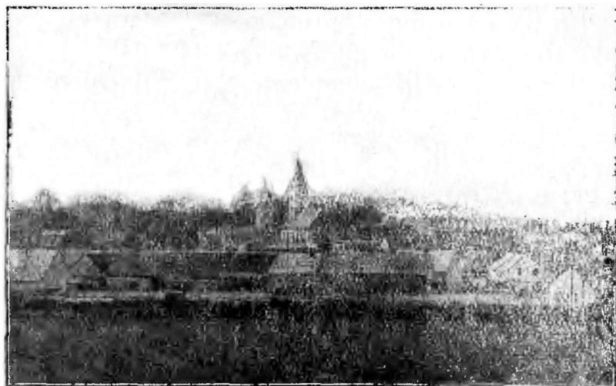
Wer mehr Zeit hat, wandere die Glogauer Chaussee zwei Kilometer hinauf zum Bocksberg (links neben der Ziegelei), der einen prachtvollen Ausblick auf Nenstädtel und einen reizvollen Fernblick auf die westlichen Höhen bis Langheinersdorf gestattet.

Auch von den westlich gelegenen Höhen aus (am Bahnhof vorbei und die alte Saganer Heerstraße entlang), hat man einen überaus fesselnden Blick über das schöne Tal und die reichbewaldeten Höhen, sowie einen hübschen Fernblick nach Neusalz, Carolath und Beuthen. Ganz besonders reizvoll ist das Stadtbild Neustädtels vom Eisenbahnzuge aus gesehen (Richtung Waltersdorf—Poppschütz—Neustädtel).

Wer von Neusalz zu uns kommt, mag an der Wegkreuzung Chaussee und Dorfstraße, Lindau zur linken Hand, am Sühnekreuz kurze Rast halten oder gar, rechtsschwen-

kend und der Lindauer Dorfstraße folgend, der alten Lindauer katholischen Kirche einen Besuch abstatten und auf einem kleinen Umwege die Stadt erreichen.

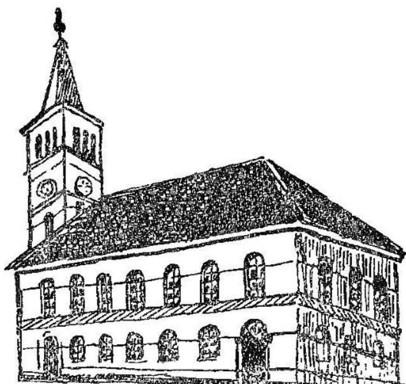
Rektor Rehbaum, Neustädtel.



Schlawa.

Kaum fünf Kilometer von der polnischen Grenze entfernt liegt im östlichen Zipfel des Kreises Freystadt, eingehüllt in ein liebliches Landschaftsbild, das uralte Städtchen Schlawa. Gegenwärtig ist Schlawa ein aufblühendes Städtchen von rund 1700 Einwohnern. Durch seine reizvolle Lage am „Schlesischen Meer" ist es ein Anziehungspunkt vieler Naturfreunde, denen auch der Graf Haugwitz'sche Park Erholung und einiges Sehenswerte bietet. Während der Sommermonate lockt der See eine ganze Menge von Badegästen aus der Nähe und Ferne an seinen grünen Strand, und der „Laubegaster Badestrand" an der Ostseite des Sees, dicht hinter dem Parke, hat hier eine gewisse Berühmtheit erlangt.

Im Mittelpunkt der Stadt, mitten auf dem viereckigen Markte, steht die am 4. September 1836 fertiggestellte evangelische Kirche, deren Turm vom Pflaster bis zum Kreuz gemessen 150 Fuß (46,50 m) hoch ist. Am Fuße der Turmpyramide, die 37 Fuß (11,50 m) hoch ist, also in 35 m Höhe, befindet sich ein etwa ½ m breiter Rundgang, von dem aus man einen herrlichen Ausblick über die Stadt und ihre waldreiche Umgebung hat. Die Kirche selbst ist sehr geräumig, hell und luftig und in

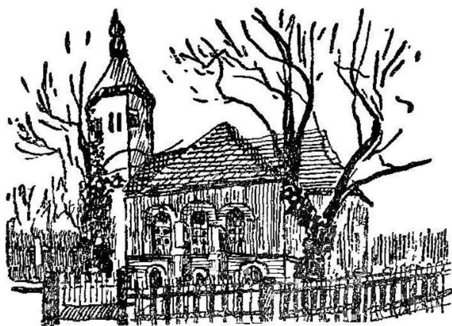


Die evang. Kirche.

Weiß und Gold gehalten; sie hat seit dem Winter 1922 eine stilvolle elektrische Lichtanlage. Die 1913 erbaute Orgel ist ein prächtiges Werk (von Schlag und Söhne), die der Kirchenmusik-Direktor Otto Rudnick-Liegnitz zu einem Kirchenkonzert im November 1922 gespielt und dabei der Orgel sein Lob nicht vorenthalten hat. Besonders hervorzuheben wäre dabei noch, daß ihr sämtliche Prospektpfeifen erhalten geblieben sind; seit Juli 1922 hat die evangelische Kirche auch wieder ihr volles Dreiklanggeläut.

Nicht weit vom Markte, gegen den Park zu, steht die katholische Kirche, vom Ruheplatz der Toten umgeben.

An der südlichen Seite der Kirche befindet sich eine Gruft, in der Angehörige der Familie Rechenberg bestattet sind. Eine zweite Gruft birgt 18 Särge der Verstorbenen derer von Barwitz und Fermmont. Der letzte davon, der in der Gruft beigesetzt worden ist, ist Johann Karl Stanislaus von Fermmont, gestorben 1825. Seine Nachkommen Franz Graf von Fermmont und dessen Sohn, der letzte seines Stammes, ruhen im Park. Die Chronik sagt darüber: „1884, am 9. Februar, starb der Majoratsherr der Herrschaft Schlawa und Pürschkau Graf Karl von Fermmont, Freiherr von Barwitz, in Berlin am Schlage. Derselbe hinterließ keine Familie und war der letzte Sproß des Geschlechts der Grafen von Fermmont. Einfach, ohne Pomp wurde seine Leiche von Berlin nach hier befördert und am 15. Februar an der Seite seiner ihm schon im



Kath. Kirche.

Jahre 1878 vorangegangenen Gattin beigesetzt. Die Grabstätte ist mit einem Eisengitter umgeben und von Efeu überwuchert. Eine im tiefen Schatten der hohen Parkbäume verkümmerte Trauerrose zeugt von verschwundener Pracht und — Vereinsamung. „Vom Todestage an begann der Streit der nächsten Agnaten um die Uebernahme des Majorats. Der Königliche Kammerherr von Secken-

dorf in Berlin beanspruchte das Majorat für seinen Neffen Grafen Seckendorf in Amerika. Sein Gegner, Graf von Haugwitz aus Stamiest in Mähren, hatte sich ebenfalls schon im Grundbuch als nächster Besitzer eintragen lassen. Da eine Einigung nicht erzielt wurde, begann der Prozeß beim Landgericht in Glogau.“ Durch Erkenntnis vom 26. Juli 1886 wurde für richtig erkannt, daß Haugwitz der Nachfolger in dem Fideikommiß ist. Graf Seckendorf hatte nach diesem Erkenntnis keine Ansprüche, weil die zweite Ehe des Grafen Karl Stanislaus von Fermmont mit Luise Herst, aus welcher die Stammutter der Grafen von Seckendorf entsproß, als illegal betrachtet wurde.

Von besonderem Interesse dürfte noch die Kanzel in der katholischen Kirche sein. Die Chronik sagt darüber folgendes: „Am 2. Dezember 1618, am ersten Adventssonntage, erblickte man hier zum ersten Male den neuen Kometen, welchen man nicht ohne Grund für den Propheten großen Unglücks hielt. Hatte doch am 23. Mai der bekannte Prager Fenstersturz stattgefunden, von dem der lange Krieg seinen Ausgang nahm. Wir stehen jetzt bei dem so verhängnisvollen Jahre, mit dem wegen der engen Verbindung Schlesiens mit Böhmen soviel Unheil über unsere Provinz hereinbrach. Es ist bestimmt anzunehmen, daß der Dreißigjährige Krieg auch unserm Städtchen und Umgegend wegen der Glaubenstreue tiefe Wunden geschlagen. Infolge dieser Kometenfurcht ist ja auch im nächstfolgenden Jahre von Anna Freiin von Rechenberg aus dem Hause Schlawa die noch heute stehende Kanzel in der hiesigen katholischen Kirche erbaut.“ Die Kanzel ist aus Sandstein erbaut und weist eine Anzahl kunstvoller Zierden auf.

An industriellen Unternehmungen weist Schlawa auf: zwei Genossenschaftsbrennereien, drei größere Bauunternehmungen, zwei größere Maschinenschlossereien, zwei Möbeltischlereien, eine erst in jüngster Zeit entstandene Holzstabgewebefabrik und ein Hartsteinwerk, das allerdings außerhalb der Stadt, am Wege nach Pürschkau, liegt.

Unmittelbar an der Stadt liegt das Gut Schlawa mit dem bereits genannten schönen Park, in dem das prunklose Schloß des Grafen Haugwitz steht, dessen äußerliche Hauptzierde ein mächtiges Efeugerank ist.

An Schulen sind vorhanden eine Kleinkinderschule, eine fünfklassige evangelische, eine sechsklassige katholische Volks- und eine gewerbliche Berufsschule. Kinder, die höhere Schulen besuchen sollen, müssen nach Glogau oder Fraustadt, nach welchen Orten bequeme Bahnverbindung ist.

Alles in allem macht unser Ostgrenzstädtchen einen netten und sauberen Eindruck und läßt unbedingt den Schluß zu, daß es ein aufstrebendes und entwickelungsfähiges Gemeinwesen ist.

Hauptlehrer Otto Helm, Kuffer.



Mittelalterliche Stadtschulen der Heimat.

Der Bürgerstand des Mittelalters war durch Handel und Gewerbe reich geworden und sehnte sich nach geistiger Bildung. Da die vorhandenen fremdsprachlichen kirchlichen Bildungsanstalten seinen praktischen Bedürfnissen vielfach nicht entgegenkamen, so rief er Stadtschulen ins Leben, in denen deutsche Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen, Erd- und Naturkunde gelehrt wurde. Für weitergehende Bedürfnisse kam Latein dazu.

Die Anfänge des Schulwesens in unserer Heimat sind aufs engste mit der deutschen Kolonisation verknüpft. Die erste Stadt des Kreises Freystadt, die eine Stadtschule besaß, war Beuthen a. d. O. Diese entstand wahrscheinlich zu gleicher Zeit mit der katholischen Pfarrkirche. Urkundlich wird sie 1360 zum ersten Male erwähnt. Ein Zinsbrief vom Jahre 1361 nennt einen Schulgarten. 1438 wurde dem Schulrektor Bartholomäus Brawsenicz

das einflußreiche Amt eines Stadt-Notars übertragen. Aus der Stadtschule entwickelte sich an der Wende des 16. Jahrhunderts das Schönaicheum, jenes „Akademische Gymnasium", das zu den angesehendsten deutschen Lehranstalten des Mittelalters zählt.

Sein Begründer war der Freiherr Georg von Schönaich. Das Schulhaus stand auf dem Baugrunde der heutigen evangelischen Kirche. Das war ein umfangreiches Gebäude und bedeckte den Raum eines ganzen Stadtteiles. Mit seinen malerisch ornamentierten, zugespitzten und getürmten Giebeln gehörte es zu den stattlichsten Schöpfungen der Renaissance und würde heutzutage ein Kunstdenkmal von hohem Interesse sein. Durch hohe, weite Fenster flutete eine Fülle von Luft und Licht in die inneren Räume hinein. Das kunstvolle Portal, das heute noch die Kirchstraßenseite der evangelischen Kirche schmückt, öffnete sich nur zu feierlichen Gelegenheiten. Lehrer und Schüler gelangten durch das kleine Fußgängertor in das Erdgeschoß. Zu beiden Seiten des gewölbten Hausflures breiteten sich die Küchen, die Vorratsräume und der Speisesaal für 72 Tischgäste aus. Breite Treppen führten zu dem Mittelgeschoß empor, das die Klassenräume der Gymnasiasten und die Hörsäle der Studenten enthielt. Im obersten Stockwerk befanden sich 14 Wohnzimmer für die Freischüler. Vom Hauptgebäude aus zogen sich zwei lange Seitenflügel nach Süden. Diese enthielten 16 Lehrerwohnungen und führten den Namen Kollegium. Der geräumige Hof diente als Spiel- und Tummelplatz für die Schüler und Studenten.

Das Schönaicheum umfaßte drei Anstalten. Die deutsche Schule bot den Knaben bis zum vollendeten elften Lebensjahre Gelegenheit zur Ausbildung im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Das Gymnasium umfaßte fünf aufsteigende Klassen und führte bis zur Universitätsreife. Seine Hauptunterrichtsfächer waren: Religion, Latein, Griechisch, Mathematik, Rhetorik und Dialektik. Das Lehrerkollegium

bestand aus dem Rektor, dem Prorektor, dem Konrektor, dem Mathematikus, dem Kantor und dem Baccalaureus.

Die Akademie bot Gelegenheit zu sechssemestrigem Studium der Theologie, Rechtswissenschaft, Physik, Medizin, Geschichte, Ethik, Politik, Beredsamkeit, Mathematik und Astronomie. Um die Rauheit der damaligen studentischen Gebräuche zu mildern, richtete Georg von Schönaich einen Lehrstuhl der Sitten in Beuthen ein. Eine solche Professur besaß keine andere Hochschule der Welt. Sie erregte deshalb gewaltiges Aufsehen im In- und Auslande und veranlaßte wohlhabende Eltern, ihre erwachsenen Söhne dem Beuthener Schönaicheum anzuvertrauen. Dieses wurde am 24. November 1616 durch einen feierlichen Weiheakt eröffnet. Die Festrede hielt der Professor der lutherischen Theologie Adam Liebig. Außer ihm wirkten an der Anstalt Jeremias Colerius, Professor der reformierten Theologie, Ernst Nolde, Professor der Frömmigkeit, Kaspar Dornau, Professor der Sitten, Petrus Polenius, Professor der Rechtswissenschaft, Jakob Behrnauer, Professor der Arzeneikunde und Physik, Johannes Scultetus, Professor der Logik, Balthasar Exner, Professor der Geschichte, Gabriel Titus, Professor der Ethik und Politik, Bechner, Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst. Um der Anstalt in jeder Hinsicht das Ansehen einer Akademie zu verschaffen, verlieh ihr der Kaiser Matthias das Recht, die akademischen Würden eines Magisters und eines Baccalaureus zu verleihen.

Fechtmeister Martin Schreiber aus Breslau unterrichtete die Studenten im Fechten, und Johannes Dörfer aus Wittenberg druckte alle Lehrbücher und Programme der Anstalt.

Die Leistungen des Schönaicheums müssen vorzügliche gewesen sein; denn sein Ruf drang bald über die engen Grenzen der Heimat hinaus. Hunderte von Schülern strömten ihm zu. Die überwiegende Mehrzahl stammte aus Polen, Böhmen, Mähren, den Lausitzen, der Mark, aus Westfalen und der Pfalz. 63 von ihnen waren

adeliger Herkunft. Für die Knaben seiner Beamten und für gutbegabte Kinder mittelloser Familien gründete der Freiherr ein Alumnat mit 72 Freistellen. 48 davon hatte das Gymnasium, 24 die Akademie zu besetzen.

Um den Bestand der Anstalt für ewige Zeiten zu sichern, stattete sie Georg von Schönaich mit einem Kapitalvermögen von 52333 Talern aus und überwies ihr die Einnahmen von sieben freiherrlichen Domänen, die jährlich 1273 Reichstaler, 17 Weißgroschen, 5 Heller, 56³/₄ Scheffel Roggen, 116³/₄ Scheffel Weizen und 30 Hühner betrugen.

Die ganze Anstalt wurde von einem Rektor geleitet. Die Verwaltung des Vermögens und der Einkünfte lag in den Händen eines Schulschlössers. Für die Beköstigung der Alumnen hatte der Oekonom zu sorgen.

Leider war der Anstalt nur ein kurzes Leben beschieden. Am 21. November 1622 quartierte sich der Oberbefehlshaber der schlesischen Truppen, Burggraf Hannibal von Dohna, mit seinen Dragonern und Packknechten im Schulhause ein, und am 20. Dezember 1628 schlossen kaiserliche Kommissare aus Wien das Schönaicheum. Das Anstaltsgebäude wurde Militärmagazin und Kaserne und später Werkstätte und Lagerraum Beuthener Handwerker und Geschäftsleute. Der große Stadtbrand vom 5. Mai 1694 vernichtete den Prachtbau des Freiherrn Georg von Schönaich, in dessen geschmackvoll ausgestatteten Räumen viele Hunderte bürgerlicher und adeliger Jünglinge mit wissenschaftlichem Rüstzeug für das Leben ausgestattet worden waren.

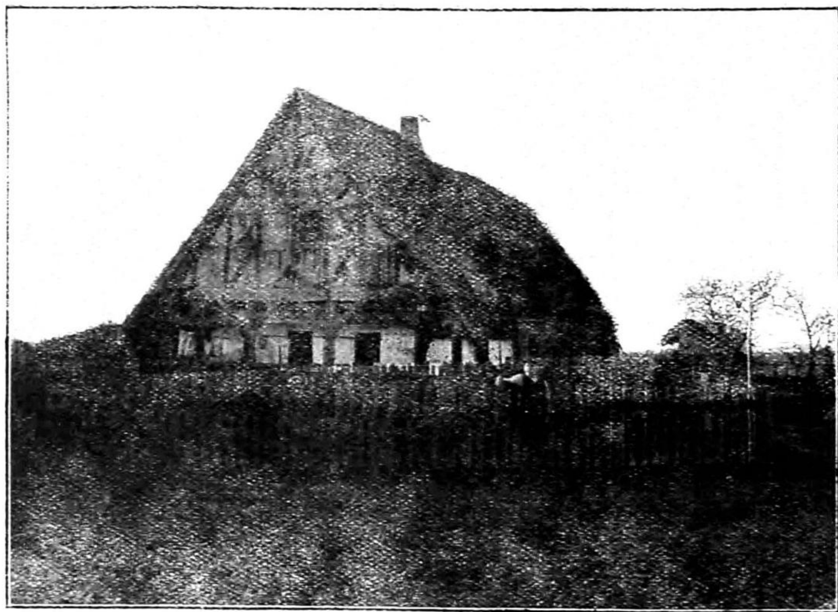
Die Kreishauptstadt Freystadt erhielt wahrscheinlich am Ausgange des 13. Jahrhunderts ihre erste Schule. Urkundlich erwähnt wird sie zum ersten Male im Jahre 1352 in dem Stiftungsbriefe, der den Pfarrer verpflichtet, dem Rektor am Feste des hl. Michael 4 Groschen auszuzahlen. Wegen der Besetzung des Rektorates entstand am Anfange des 15. Jahrhunderts ein erbitterter Streit zwischen der Bürgerschaft und dem Stadtpfarrer. Das

1418 angerufene Schiedsgericht billigte dem Geistlichen neben dem Einsetzungs- und Einweisungsrecht eine Mitwirkung an der Wahl des Rektors zu. Im Jahre 1443 wurde Nikolaus Flewter Rektor in Freystadt. 1472 erhielt ein Schulmeister eine Fundation von 28 Groschen.

Die Neustädtler Schule wird 1392 zuerst urkundlich genannt. Im Jahre 1409 amtierte in Neustädtel der Schulmeister Mathis Weidener.

Schiller, Beuthen.

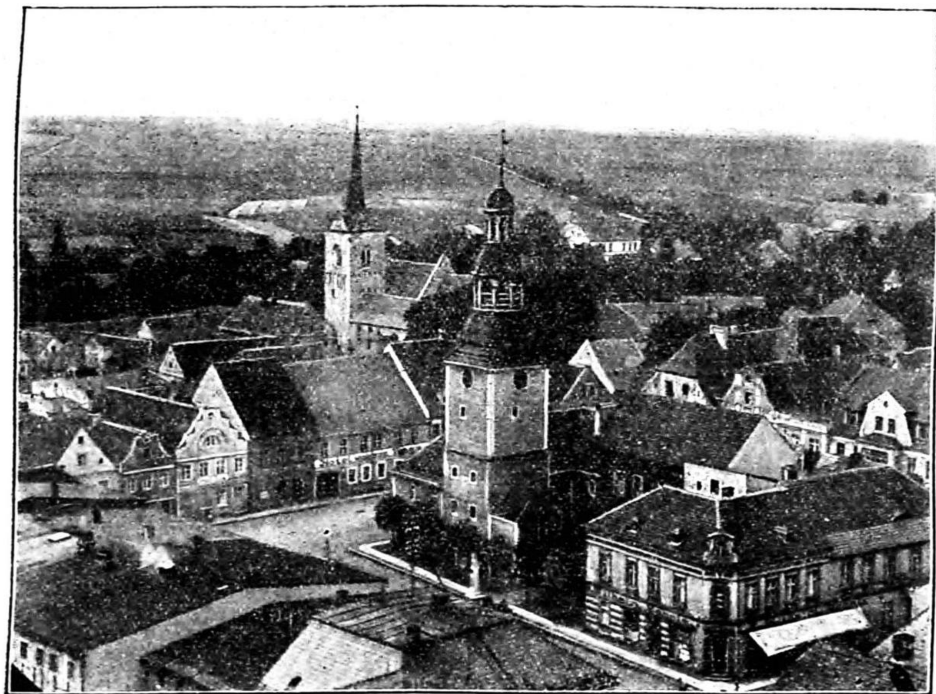
Aus dem
Volksleben der Heimat.



Fachwerkhaus in Niebusch.



Das Beuthener Heimatmuseum.



Neustädtel

Trachten und Mundarten im Kreise Freystadt.

Volkstrachten.

Zahlreiche Bewohner des Kreises Freystadt halten im allgemeinen zähe an der Väter Art und Sitte. Ungern und vorsichtig passen sie sich den Forderungen der Gegenwart an. Und trotzdem verschwindet so mancher schöne alte Brauch, der besonders dem Landleben den Stempel der Poesie auf die Stirn drückte.

Trachten und Dialekte wandern als „altes Gerümpel" in die „Rumpelkammern" der modernen Landhäuser oder verkriechen sich in die entlegendsten Waldnester. Und wird die verblaßte „Truhe", die den „Staat" der Großeltern birgt, anderen Zwecken dienstbar gemacht, dann kommt „der alte Plunder" in den Lumpensack, wenn nicht im entscheidenden Augenblicke ein Familienglied daran denkt, daß die Heimatsammlungen in Neusalz, Freystadt und Beuthen dankbar die Sachen annehmen, um sie der Nachwelt zu erhalten.

Welch malerisches und gemütvolles Bild bot sich dem Städter der Vergangenheit dar, wenn der Landmann am strahlenden Sonntagmorgen in seinem langschößigen dunkelblauen „Gottestischrocke", der hirschledernen Kniehose, den langen Rindlederstiefeln, der schöngeblumten Weste, dem dunklen Halstuche und der breitbeschirmten Tuchmütze, das große Gesangbuch unter den Arm geklemmt, würdevollen Schrittes zur Kirche kam! Oder wenn seine Frau in dem gestreiften „Zeugrocke", der bunten Leinwandschürze, dem weitärmeligen Spenzer und dem dreieckigen „Umschlagetuche", den großen Marktkorb an den Arm gehängt, zum Jahrmarkte erschien!

Warum verschwand die Volkstracht vom Lande?

Die modernen Verkehrsmittel brachten Stadt- und Landvolk in dauernde Berührung. Die Industrie siedelte einen großen Teil der ländlichen Jugend in der Stadt

an. Die der väterlichen Scholle treu gebliebenen Geschwister suchten Anschluß an die geistigen Fortschritte der Zeit und glaubten auch äußerlich durch die Kleidung bezeugen zu müssen, daß sie sich in jeder Hinsicht den Geschwistern in der Stadt ebenbürtig zur Seite stellen könnten. Sie begannen deshalb die schöne ländliche Tracht als Zeichen der Rückständigkeit anzusehen, und damit war der Untergang der Volkstracht besiegelt.

Die Mundarten der Heimat.

Im Mittelalter hatte jeder deutsche Volksstamm seine besondere Sprache. Diese Sondersprachen (oder besser gesagt, diese provinziellen Abarten oder Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache), nennt man Mundarten oder Dialekte. Die ersten deutschen Bücher und Dichterwerke wurden in der Mundart des Verfassers geschrieben. Zur Bibelübersetzung benutzte Dr. Martin Luther den Dialekt der „sächsischen Kanzelei". Dieser war weit und breit im Lande bekannt und wurde durch die Heilige Schrift in die verborgendsten Winkel des deutschen Reiches getragen. Bald fing man an, alle Bücher in der Sprache Luthers zu drucken. Dadurch gewann die Mundart der sächsischen Kanzelei die Herrschaft über alle anderen deutschen Dialekte. Jedermann verstand sie und benutzte sie in der Schule, in der Kirche, auf dem Gericht und zur Abfassung von Familien-, Geschäfts- und Amtsbriefen. Heute ist sie zur allgemeinen Umgangssprache aller gebildeten Deutschen geworden. Man nennt sie die hochdeutsche Schrift-Sprache. Der Begründer derselben ist Dr. Martin Luther.

Der Dialekt, der im Kreise Freystadt gesprochen wird, ist viel jünger als alle anderen deutschen Mundarten; denn er entstand erst im 13. Jahrhundert aus den Dialekten der Franken, Thüringer und Hessen, die unsere Heimat besiedelten. Nach der Saalegegend in Thüringen weisen die Ausdrücke Flunsch, Griebsch, hinte, kirre, nischte, Glauge (Glogau), hinger, vum gryßten bis zum klynsten. Aus der Maingegend stammen die Worte: äbsch (albern), grätig,

klunschig, praschen, schürgen, Pamps, Siede, Plankenzaun, Gake, wischpern, tolkern, transchen, altfränksch und Gewende. Hessische Einwanderer brachten folgende Bezeichnungen in unsere Heimat: ock, wetzen, mucksen. Die Verkleinerungssilbe „el" in bissl, Stückl, Mädl, Häusl, Liedl usw. stammt aus Bayern. Polnische Brocken des heimischen Dialekts sind Lusche, Patsche, Tilke, pietschen, fiedeln usw.

Der Dialekt, der im Kreise Freystadt gesprochen wird, verwandelt den Mitlaut „st" im Auslaut in ein „scht" (Wurscht, Durscht), verkürzt die langen Selbstlaute (schissen, Putterschnitte, Hutt), verstümmelt manche Wörter (raus, naus, nauf, rauf, — am kältsten, am leichsten, am weitsten — Bleibst de lange? Da kommt se! Hastn neuen Hutt?), hängt an Hauptwörter ein „n" oder „en" (Banke, Schranken, Lichter), kennt weder ein „ü" noch ein „ö" (Mihle, Blite, Kihe, Geethe, Meewe, scheen), verwendet häufig das Zeitwort „tun" (die Mutter tutt kochen, der Nachtwächter tutt pfeifen, die Schwester tutt lachen), verbindet die Verhältniswörter „wegen" und „während" mit dem dritten Fall (wegen dem Feuer, während dem Winter, wegen mir), verneint doppelt (keenen Hunger habe ich nich), verwendet stets „ganz" für „alle" (die ganzen Flaschen sind entzwei) und ersetzt den unbestimmten Artikel „ein" und den vierten Fall des männlichen Geschlechtswortes „der" durch ein „a" (a Mann, a Haus, das Mädl beleckt a Finger).

Eine einheitliche Mundart besitzt unsere Heimat nicht. Fast jede natürliche Landschaft hat ihre sprachliche Eigenart. Deshalb ist es nicht schwer, den Wohnort des Sprechers aus der eigentümlichen Aussprache bestimmter Vokale und Konsonanten festzustellen. Die Freystädter Landschaft bevorzugt die Selbstlaute „e" und „oi". In der Oderniederung werden die Vokale „i" und „e" zu einem breiten „ei", die Hellaute „a", „o" und „u" zu einem gedehnten „au". Der Tisch wird deshalb zum Teisch, der Knecht zum Kneicht, das Schaf zum Schauf, der Boden zum

Bauden und der Bruder zum Brauder. In dem Freystädter Hügellande „schmeißt maon mit Schnee“, in der Oderniederung „schmäeßt maon meit Schnei“. Der Knabe der linken Oderseite fragt: „Wo gehst'n he?“, sein Vetter aus dem Odertale: „Wu geihst'n hei?“ Diesem „geht es nicht gut“, sondern „gaut“; er sagt nicht: „Ich bin jao dao“, sondern „Eich bei jau dau“. Der Alte von den Hellenbergen erzählt seinem Schwager vom rechten Oderufer: „Hoit aom noin in der Schoin behm Nopper hoin wr aosgedraoschen“. Dieser antwortet ihm: „Eich bei au gahrn (froh), daoß eich fertch bei meit deir Arbeit“, und fährt dann fort: „Dau, waos haost'n dau? — Mau? — Is daos lauter Mau, und ei damm Sackl au und o no so blau?“ — „Kimmste Sauntigs eiber de Auder (Oder)? Dreiben is Tanzmausikke.“

Nicht selten hat der Dialekt der Oderniederung die Neigung, die Doppelvokale des Hochdeutschen „au“ und „ei“ in die einfachen Selbstlaute „o“ und „ei“ zu verwandeln. Dann wird eine „Braut“ zur „Brot“, das „Brot“ zu „Braut“, der „Tischlerleim“ zu „Lehm“ und der „Lehm“ zum „Leim“.

Dialektprobe aus dem Westen der Heimat.

„Guttn Morgen Christjan!“ „Scheen willkumm Kaorl!“ „Na waos brengste?“ „Eich brengs Krummpholz. Uf a Meitwuch is Haulzaktiaun in Brunzelwale. Dao well ech a pur Haosen Langhaulz keesen. Die Leut waorn ja weider zu seer treeben. Der Jaiger well daos gaor nie. Wenns zu teuer, keef bersch ao naoch der Aktiaun fer die Tax. Berr gahn a gutt Staommgeild. Dao kumm berr billger derzune.“

Wer die Mundart der Heimat als „Sprache des gemeinen Mannes“ verachtet und ihr deshalb den Untergang wünscht, der hat das Wesen des Dialekts noch nicht erfaßt. Hätte „Lutter ei Freistaodt geläebt und nich ei Wittenberg, dao kennts wull sein, daoß die Mundaort des Freistäedter Landes heute Huchdeutsch wär.“ Möge

der Dialekt unserer Landbevölkerung, die in der Schule Luthers Hochdeutsch beherrschen lernt, für ewige Zeiten erhalten bleiben; denn er ist aus dem innersten Geistes- und Herzensleben des heimischen Volksstammes hervorgewachsen. Und wer die Mundart der Ahnen verehrt, der hat auch sicher noch „a bissel Lieb' und a bissel Treue" für die schöne Heimat übrig.

Schiller, Beuthen.

Aberglauben, Sitten und Gebräuche.

Der Glaube unserer Vorfahren an die geheimnisvollen Kräfte der Natur und an die Macht der Geisterwelt ist aus unserer Heimat noch nicht verschwunden. Dieser Aberglaube ist zum größten Teile harmlos und nicht ohne poetischen Reiz. Furchtsamen und selbstsüchtigen Gemütern aber kann er gefährlich werden, indem er sie zur Aengstlichkeit, zu Verdächtigungen aller Art und zu Neid, Haß und Streit verführt.

Groß ist die Zahl der „unheimlichen Orte", an denen es „spukt". Bald erscheint ein „Mann ohne Kopf" (an der katholischen Kirche in Beuthen), bald ein „schwarzer Pudel mit feurigen Augen" (Nenkersdorf), der die Menschen in der Dunkelheit „scheecht". An dem kleinen Wasserloch bei Fürstenau haust ein „Zwerg", der dem mitternächtlichen Wanderer auf den Rücken springt. Die Last wird immer schwerer, bis der Ueberfallene zu Boden sinkt. Aus dem Loche heraus ruft eine Frauenstimme dem „Huckauf" zu: „Machs gut! Machs gut!" Im Fürstenauer Sattlerloche fleht der Grünberger Sattler, der einst dort seinen Tod fand, die Vorübergehenden um Hilfe an. Unter der Brücke des Eisengrabens lauert eine Sau mit sieben Ferkeln auf vorübereilende Wanderer. Nur die schnellste Flucht kann Angefallene retten. In manchen alten Häusern werden um Mitternacht „Tassen zerschlagen", „Totengebeine herumgeworfen" oder „Kegel geschoben". Dem frommen Menschen kann der Spuk nichts anhaben, wenn er ein Kreuz schlägt

und dabei die Worte murmelt: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn.“

Eine Hexe erkennt man an den geröteten Augen. In ihrer Nähe bläst ein starker Wind. Sie schreitet nie über einen gebleichten Knochen hinweg. Am gefährlichsten sind die Hexen, wenn sie in der Walpurgisnacht auf einem alten Besen nach dem „verhexten Baum“ bei Schlawa reiten. In der Eichauer Gegend schützt man sich vor Hexenschaden, indem man in der Nacht zum 1. Mai drei Kreuze an die Haustür malt und einen alten Besen gegen die Stalltürpfosten lehnt. Den „Alb“ hält man sich in der Liebenziger Gegend durch das „Albgebet“ vom Leibe. Ein neugeborenes Kind darf nicht allein im Zimmer gelassen werden, sonst raubt es der Böse und legt einen „Wechselbalg“ mit einem großen Kopfe und einem blöden Gesicht in die Wiege. Auf sumpfigen Wiesen halten sich Irrlichter auf. Das sind die Seelen ungetauft verstorbener Kinder. Sie locken die Menschen gern in grundlose Sümpfe hinein. In einem Oderloche bei Beuthen wohnt der „Wassermann“, der gern mit Menschen spielt und tanzt.

Der Ruf des Käuzchens verkündet einen Todesfall. Heulen die Hunde, so bricht in den nächsten Tagen eine Feuersbrunst aus. Erwachsene und Kinder verlieren nicht selten ihr „Maß“; dann müssen sie von einer „klugen Frau“ gemessen werden, sonst sterben sie an Abzehrung. Warzen und Hühneraugen können durch „Versprechen“ beseitigt werden. Eine weise Frau in der Carolather Heide stillt jeden Zahnschmerz durch die Beschwörungsformel: „Helles Licht, ich seh' dich an mit dem gold'nen Zacken. In meinem Mund, da sticht ein Zahn, darin die Würmer hacken. Der eine braun, der andere rot; ich wollte wünschen, sie wären tot. Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.“

Wenn die Christnachtglocke klingt, bindet der Gartenbesitzer um jeden Obstbaum ein Strohseil, damit dieser im folgenden Jahre viel Früchte tragen kann. In der Silvesternacht offenbart sich die Zukunft beim Bleigießen.

Wer am Neujahrsmorgen vor dem Frühstück niest, verliert im Laufe des Jahres ein Glied seiner Familie. Am Gründonnerstag darf der Honig auf keinem Tische fehlen, denn dieser schützt das Haus vor Krankheit. Karfreitagwasser, heimlich geschöpft, besitzt starke Heilkräfte. Auf der aufgehenden Ostermorgensonne erscheint dem Frühaufsteher der Heiland in der Gestalt eines hüpfenden Lämmchens. Das Vergessen eines Gegenstandes deutet auf einen unangenehmen Verlauf der angetretenen Reise hin. Krähende Hühner ziehen Unglück in das Haus.

Die Sitten und Gebräuche der heimischen Bevölkerung kommen besonders bei Volksfesten zum Ausdruck. Der Frühlingsanfang wurde bis zu Beginn des Weltkrieges in der Pürschkauer Gegend durch das „Todaustreiben" festlich begangen. Der „Osterhase" spendet den Kindern buntgefärbte „Ostereier". Zu Pfingsten werden die Häuser und Kirchen mit Birkenreisern geschmückt. Am 24. Juni zündet man in einzelnen Ortschaften Johannisfeuer an. Wahre Volksfeste sind die Schützenfeste, die in der Regel drei Tage dauern. Als rein ländliche Feste gelten Erntefest und Kirmes. In der Adventszeit verkleidet sich gern der junge Bursche als „Knecht Ruprecht", der neben Rutenschlägen auch allerlei Süßigkeiten an die Kinder des Hauses verteilt. Die Hochzeiten werden auf dem Lande zumeist mit großem Aufwande gefeiert. Die Jugend baut Ehrenpforten und wirft am Polterabend alte Töpfe und Schüsseln gegen die Haustür; denn Scherben bringen Glück. Die Paten schlagen beim Ueberschreiten der Haustürschwelle ein Kreuz über den Täufling und sprechen dabei die Worte: „Einen Heiden tragen wir hinaus, und einen Christen wollen wir wieder zurückbringen." Nach dem Tode eines Menschen wird die Wanduhr angehalten und der Spiegel verhängt. Der „Grabebitter" ladet alle Verwandten und Bekannten zum Begräbnis ein. Dem Toten gibt man einige Lieblingsgegenstände mit; Gesangbuch, Messer und Kamm dürfen in keinem Sarge fehlen.

Schiller, Beuthen.

Ein Kulturbild aus unserer Väter Tagen.

Fürstenschloß, Kirche, Adelheidshöhe und der breite Oderstrom zu Carolath waren uns Bauernjungen von damals die Symbole unseres auf stolzer Oder-Anhöhe von Eichengrün in weitem Kranze malerisch umrahmten Heimatfleckchens und damit auch der Grundbegriff der Schönheit unseres weiten deutschen Vaterlandes. Carolath, klang doch sein Name schon wie Poesie! Poesie war viel in unserer Väter Land zu finden.

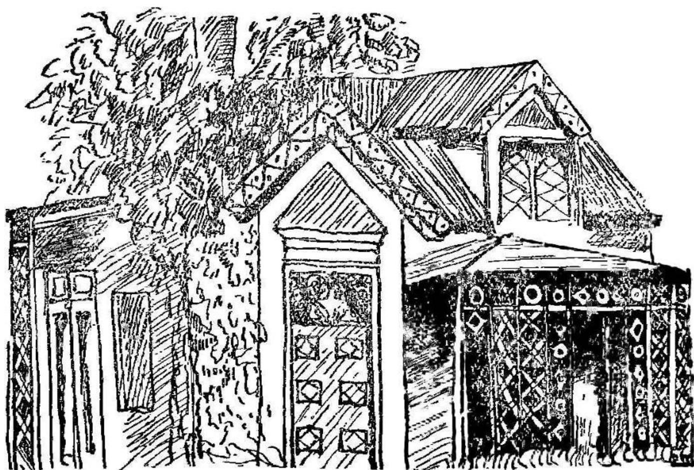
Was war aus dem mageren Sanddünenzuge, auf dem unsere Väter vor der Separation noch den Pflug führten und wir Jungen am Dorfabhange in Reinberg und an der Költschlehne in Carolath noch Urnen ausbuddeln durften, geworden?

Des edlen Weinstocks blaue Traube und der großen Apfelbäume rosafarbene Blütendolden glänzten in die Lande dahin. An der Fliederganglehne, am neuen Friedhof, auf dem Dünensande vor dem alten Schulhause in Reinberg standen große Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht des Lehrers Heinrich Schwieder, der auch ein großer Imker und ein tüchtiger Pädagoge war. Die Oder-Anhöhen, vom alten Kirchhofe übers Pfarrhaus hin bis hinters Schloß und bis hinab zum Strome, dufteten wie heut von Fliederblütendolden, gewürzt mit Nachtigallgesang, und an allen herrschaftlichen Wegen und in vielen Bürgervorgärten standen wohlgepflegte türkische Fliederbäume, die heute leider meist verschwunden sind.

Carolath, mit einer „Hohen Brücke“ und einem „Wasserturm“ geziert, war für uns Kinder das Paradies. Wie gern gingen wir am Wochentagabend oder am Sonntagnachmittag nach dem Kindergottesdienst an der schindelgedeckten, grün umrankten alten Weinpresse vorüber, den „hohen Steg“ hinan, hin zur Adelheidshöhe, von der die fürstliche Fahne wehte, um einen Rundblick in die Lande zu tun.

Zu unseren Füßen liegen die Carolather Weinberge, und am Horizonte winken die Türme der Stadt Glogau. Von dort aus zieht sich dann das Silberband des großen Oderstromes, nahe unsern Füßen, an der Altstadt Beuthen rasch vorüber. „Sie ist ein Bild der echten deutschen Stadt, das mich so manchmal tief ergriffen hat.“ [Prinz Emil von Schönaich-Carolath]. Dann liegt vor uns, schrägüber von Beuthen, im Grün uralter Eichen und Kastanien versteckt, auf einem Wiesenplane, hart am Strome, das nun verfallene, einst so schöne Geibelhäuschen, im Volksmunde Kardeitsch (Cottage) genannt, mit seinem graugrünen Strohdache, seinen Butzenscheiben, seinen wie Kastanienblüten leuchtend rot getünchten Außenwänden und seiner einst von blauen Waldreben schön umzogenen Sommerlaube.

Dort hören wir um 1850 den Dichter Emanuel Geibel seine frohen Lieder singen. Wir sehen ihn im Geiste den laubgeschmückten Kahn besteigen und auf leichten



Das ehemalige Geibelhäuschen.

Wellen dem im Abendsonnenscheine in den wiegenden Fluten sich wiederspiegelnden schönen Templerschlosse zufahren, um an der leider längst verschwundenen „Sommerbrücke“ (einem japanischen Pavillon) zu landen, wo unterm dichten Eichendach Fürst Heinrichs eigene Kapelle zur Nachmittags- und Abendzeit schöne Weisen spielte, die von den Höhen und den Wassern wiederklangen, bis der Mondschein goldene Brücken nach Hegewald baute.

Wir sehen unsern großen Sänger ein andermal mit Sanitätsrat Dr. Rieseberg und Graf Haugwitz auf dem am Pfarrgarten beginnenden alten Schönaichdamme wandern, unter den vielhundertjährigen Eichen, die ihr schützendes Dach über Tausende von Veilchenblüten breiten. Links ab führt sie dann der kleine Damm (Poetensteg von uns genannt) über den Schönaichgraben, an der Baumschule vorüber wieder zur Höhe hinauf, zur Sommerlaube (Lindenlaube), die mit Rundbank und schönem Rundblick zur Rast einladet. Die Kirschallee am oberen Lehnenhang oder der Nußbaumweg an der Buchen-Chaussee führen dann zur Adelheidshöhe zurück, und wir kommen nun zur Nordseite unseres Turm-Rundblickes.

Hier schweift das Auge über Reinbergs Bauernhöfe, über die eine Häuserreihe Thiergartens und über das stille Hohenborau, über die grünen Wipfel der Kiefern und Buchen bis hin zu dem unter Fichtenbäumen still verborgenen Forsthause „Heinrichslust“, das hier, tief in der weiten Fürstlichen Heide seinen Dornröschenschlaf hielt, bis der Ruf der Jagdhörner und edler Rosse Getrabe es zum „Lustaufenthalt“ hoher Gäste machte.

Carolath war damals, wie manche fürstlichen Schlösser, eine Erholungsstätte und ein Jungbrunnen für große Zeitgenossen. Fürst Heinrich, preußischer General der Kavallerie, hatte dem Staate in den Befreiungskriegen hervorragende Dienste geleistet und war, ausgestattet mit hohen Geistesgaben und großer Liebe zu Kunst und Wissenschaft, eine gastfreundschaftliche und anziehende Persönlichkeit. Fürstin Alma war eine Dame von hoher Gestalt, geistiger Größe

und anmutigem Wesen, viel bewundert mit ihren schönen liebreichen Händen, die wir oft geküßt und aus denen wir allwöchentlich die Stöckerschen Predigten zur Verteilung an heilsbedürftige Seelen entgegennahmen.

Stöcker, Hof- und Domprediger Wilhelms I., predigte mehrfach in Carolath. Er drückte uns Jungen dann im Palais die Blätter seiner Berliner Stadtmission für unsere Angehörigen in die Hände.

Carolath war eine hohe Kulturstätte geworden. Für die Kinder der Beamten der Fürstlichen Kammer, des Forstamtes, des Amtsgerichts, der Domänen und für die Söhne strebsamer Landwirte der Umgebung bestand damals hier die „Höhere Schule" des Herrn von Crusatz. Auch die Halbtagsschule des angegliederten Reinberg wurde unter Lehrer Heinrich Schwieder, der 1886 noch 175 Kinder allein unterrichtete, die Grundschule für 12 Lehrer, Rektoren und Geistliche.

Wie stand es sonst mit dem Geist der Zeit in der Parochie Carolath zu unserer Väter Tagen noch? Superintendent Punkes und Pastor Riebels kraftvolle Predigten genügten unseren Ahnen allein nicht. Ein Kapitel aus der aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammenden Hauspostille, aus Hofackers Predigten, aus Johann Arnd's „Wahres Christentum" oder aus Stöckers Sonntagsblättern war stets die Sonntag-Nachmittag-Lektüre, die wir Schuljungen unsern Eltern und Großeltern vorlesen mußten. An Winterabenden, wenn Knecht und Magd am Spinnrad und die Mutter am eignen Webstuhl saß und wir Kinder Schule spielten, erzählte uns der Großvater, Erbscholtiseibesitzer und Ortsrichter Christian Küllmann aus Thiergarten, oft von der schweren Franzosenzeit von 1806 bis 1813, von der Hungersnot von 1848, von der jährlichen schweren Wassersnot, von der Separation und von dem endlich erfolgten Kanal- und Dammbau um 1870. Jeden Morgen wurde beim Kleideranziehen ein dem Jauerschen Gesangbuch entstammendes Kirchenlied gebetet; nach dem Mittagessen wurde ein Danklied gesun-

gen — unsere Väter sangen damals nach Noten —, und am Abend folgte beim Zubettgehen das Gebet eines passenden Abendliedes. Stets, wenn der Glockenton erklang, zog der Landmann und der Landarbeiter seine Mütze und verrichtete sein Gebet. Ich sehe jene frommen Seelen mit ihren edlen Zügen, mit ihrem kindlichen Gemüt und ihrer rechten Herzensbildung im Geiste heute noch zahlreich vor mir wandeln. Wie ist die Welt so anders geworden! „Wir suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel". —

Ein anderes Bild aus den siebziger Jahren. Wie oft zur Frühlings- und auch zur Sommers- und Herbsteszeit schweifte das Auge damals von Caroláths Anhöhe über das Anschwemmungsgebiet der Oderniederung, den Mitteldamm, den Schönaichdamm, über Rosenthal, Eichenkranz, Spangenberg und Skeyden entlang bis hin zu Glogaus Türmen, über eine endlose Wasserfläche! „Eine Meereswoge, sie schwankt und saust!" — alles blühende Getreide, alles Wild unter sich begrabend. Für unsere Eltern war das ein schweres Trauerspiel, für uns Jungen aber eine große Freude! Konnten wir doch die Fahrstraßen und Oderwiesenwege mit den hurtigen nackten Füßen durchwaten und das tagelang strömende warme Wachswasser nach Kaulquappen, Fischlein und allerlei Wassertieren absuchen und auf selbstgezimmerten Flößen über die wasserbedeckten Erntefelder rudern. —

Meine kurzen Ausführungen sollen zeigen, daß wir auf der rechten Oderseite auch Ursache haben, dankbar unserer Väter zu gedenken, um in unseren schweren Zeiten wieder an Gesinnung und in Taten ihrer würdig zu werden.

Rektor Küllmann, Weißwasser O.-L.

Vom Sagenquell der Heimat.



Beuthen an der Oder



Vom Sagenquell der Heimat.

„O, wie wird mein Herz so weit,
Wie so hell mein Sinn.
Sagen aus der Kinderzeit
Treten vor mich hin.“

Freiligrath.

Die Sage.

Der Kern der Sage ist nicht erfundene Dichtung, sondern geschichtliche Begebenheit. Diese wurde von unseren Vorfahren mündlich fortgepflanzt, verblaßte Erinnerung stilgerecht ausgeschmückt und zu einer vollständigen Erzählung ausgebildet. In ihr spiegelt sich die Gedanken- und Gefühlswelt unseres Volkes wieder. Sie offenbart den unerschütterlichen Glauben der Altvorderen an die sittliche Weltordnung der Germanen: Die Schuld muß durch Strafe gesühnt werden. Die Grenzfrevler, Mörder, Selbstmörder usw. kommen nicht eher zur Ruhe, bis sie ihre Schuld abgetragen haben.

Schiller, Beuthen.

Die eingemauerte Stieftochter.

Hart am Wege vom Friedhofstor zur St. Martinskapelle in Zölling liegt ein Grab, überdeckt von einem Grabstein, auf dem man vier eingemeißelte Hufeisen zu erkennen glaubt, an dem noch immer jeder Besucher des Kirchberges sinnend verweilt. Es soll die Ruhestätte einer Edelfrau sein, von der die Sage folgendes erzählt:

Einst lebte in Zölling ein Ritter Braun. Seine Frau starb und hinterließ ihm eine wunderschöne Tochter, die des Vaters ganzer Stolz und ganze Freude war. Als das Kind zur Jungfrau herangewachsen war, verheiratete er sich zum zweiten Male. Die Stiefmutter konnte die wegen ihrer Schönheit und Tugend von allen verehrte und geliebte Tochter nicht leiden und trachtete danach, sie aus dem Wege zu schaffen. Als der Ritter Braun an einem Kreuzzuge teilnahm, konnte sie ihre schändlichen Absichten verwirklichen. Sie ließ einen Maurer zu sich kommen und übergab ihm die Tochter mit dem Befehl, sie an der Kirche einzumauern und so dem Hungertode preiszugeben. Als sich der Maurer weigerte, diesen Befehl auszuführen, drohte sie ihm mit dem Tode. Er führte deshalb den Befehl aus und mauerte die Unglückliche an der Nordseite der Kirche ein. Aus Mitleid mit dem armen Ritterfräulein schloß er den Kerker nicht vollständig, sondern ließ eine kleine Oeffnung, durch die seine Tochter der Eingemauerten des Nachts Speisen zureichen mußte. Die böse Stiefmutter veranstaltete ein großes Leichenbegängnis, damit alle glauben sollten, das Ritterfräulein wäre eines natürlichen Todes gestorben. An den Ritter schickte sie einen Boten, der ihm das Gleiche mitteilen mußte. Nach einiger Zeit kehrte der Ritter aus dem Kreuzzuge heim. Groß war der Schmerz über den Tod seines heißgeliebten Kindes. Stunden brachte er an dem Grabe seiner Tochter zu. Eines Nachts fand er keine Ruhe; da stand er auf von seinem Lager und ging den gewohnten Weg zum Kirchhof. Da bemerkte er eine Gestalt zwischen den Gräbern. Es war des Maurers Tochter, die, wie allnächtlich, dem

Ritterfräulein Speise zutrug. Als er sie anrief und nach ihrem geheimnisvollen Tun forschte, erzählte sie ihm das Schicksal seines Kindes. Sogleich wurde die Arme befreit und in dem Hause des Maurers geborgen. Der empörte Vater beschloß, grausame Rache an der unmenschlichen Stiefmutter zu nehmen. Als am nächsten Tage das Fest der glücklichen Heimkehr des Ritters gefeiert wurde und alle Gäste im Saale versammelt waren, stellte er die Frage: „Welche Strafe verdient eine Mutter, die ihr Kind lebendig einmauern läßt?“ Ganz empört rief die falsche Stiefmutter: „Eine solche Mutter verdiente, von vier Pferden zerrissen zu werden.“ „Du hast Dir Dein Urteil selbst gesprochen,“ sprach der Ritter, und auf seinen Wink öffnete sich die Tür, und in einer Sänfte wurde die totgeglaubte Tochter hereingetragen. Voll Abscheu über diese Tat beschloß man sogleich, das Urteil zu vollstrecken. Die ganze Gesellschaft brach auf und begab sich nach dem Käsebusch, der damaligen Richtstätte. Die ruchlose Tat fand ihre Sühne. Damit man der Gerichteten auch noch nach ihrem Tode seine Verachtung kundtun konnte, wurde das Grab derselben so angelegt, daß alle Besucher der Annakapelle es mit Füßen treten mußten. Darum ist die Aufschrift des das Grab deckenden Steines vertreten. Nur vier eingemeißelte Hufeisen sind noch deutlich zu erkennen.

Lehrer Geik und Stürzebecher, Zölling.

Der Brauns-Teich.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts lebte in Zölling ein Ritter Wolf von Braun. Er und sein Bruder Dietrich, der auf Wallwitz saß, begehrten die Tochter des Ritters von Rechenberg zur Frau. Dietrich von Braun heiratete Therese von Rechenberg, und dadurch entstand zwischen beiden Brüdern eine grimmige Feindschaft. Einmal weilte Dietrich mit seiner jungen Frau bei seinem Schwager in Großenborau zu Besuch. Als er am Burgfenster stehend, auf die Straße hinabblickte, ritt zufällig sein Bruder Wolf vorbei. Dietrich zitterte heftig, faßte sich aber doch ein

Herz, stieg zu Roß und eilte ihm nach. „Wolf, mein Bruder, mein guter Bruder, halte doch!“ rief er ihm nach.

Wolf hielt, wandte sich um und kam ihm langsam entgegengeritten. Dietrich, der freundlichen Erfüllung seines Wunsches entgegensehend, streckte ihm seine Arme entgegen und rief: „Kannst Du mir vergeben, vergessen?“

„Vergessen?“ knirschte Wolf, und bei diesen Worten runzelte er die Stirn. Sein Auge funkelte, sein Schwert flog aus der Scheide, und Dietrich fiel blutend vom Rosse.

Ein lauter Schrei Theresens und ihrer Mutter, die es vom Fenster mit angesehen, noch mehr aber Dietrichs schmerzlicher Seufzer, schreckten den Mörder auf. Er heftete einen verstörten Blick auf die Leiche seines entseelten Bruders, und mit einem tiefen Seufzer riß er sein Pferd herum, und die Hölle in seinem Innern, jagte er wie ein Sturmwind das Dorf hinab. Wolf war verschwunden. Erst einige Zeit darauf hatte man ihn in der Zöllinger Heide angetroffen, wo er, einige Eicheln in der Hand und in ein tiefes Nachdenken versunken, mit seinem abgetriebenen Rosse und ebenso abgemagerten Rüden unter einem Baume hielt. Beim Anblick der sich ihm nahenden Menschen aber war er heftig aufgesprungen, hatte sich in den Sattel geworfen und war wie ein scheues Wild von dannen geflohen. So sah man ihn noch öfters die Waldwege dahinstreifen oder aber mit verhängten Zügeln, als wolle er den Qualen seines bösen Gewissens entfliehen, über Stock und Stein dahinstürmen, ein andermal wieder seinen Rappen, in düsterem Hinbrüten versunken, an der Hand weiden, auch einen Hasen oder ein Reh hetzen und es dann seinen hungrigen Rüden vorwerfen. Eines Tages auch fand sich ein steinernes Kreuz an der Stelle, wo der Brudermord geschehen, das noch heute in der Dorfmauer in der Nähe des Hoftores in Großenborau steht.

So waren beinahe drei Wochen seit Dietrichs Tode verflossen, als sich Therese eines Morgens wieder zu der Kapelle hinüberführen ließ, in welcher der Sarg ihres geliebten Gatten stand, und eben wie sie die Stufen hinauf-

schwankte, kam Wolf die Saganer Straße herabgeritten, gesenkten Hauptes, vor sich hinstierend, und fast wie seiner selbst unbewußt. Da tönte drüben von Großenborau der Klang von Glocken, um die frommen Bewohner des Dorfes zur Messe zu rufen, welche Therese zum Seelenheil ihres guten Dietrich lesen ließ, und erschrocken richtete Wolf sich in die Höhe. Er gewahrte Therese, sah sie in Trauerkleidern, in ihren Tränen. Unbeweglich starrte sein Blick zu ihr hinauf; dann aber warf er heftig sein Pferd herum, und mit verhängten Zügeln sprengte er schnaubend den schmalen Steg in den Kesselbusch hinab. Jenseits der Waldschlucht hörten ihn Theresens Begleiterinnen noch einmal in sein Hifthorn stoßen und wie wahnsinnig sein dumpfes Jagdgeschrei brüllen; dann verstummte es wieder plötzlich, nur den dröhnenden Hufschlag vernahm man aus dem steinigen Hohlwege des Eulberges und das Kläffen der Hunde.

Rechenberg ließ seine Spur nachsuchen, und dann fand man denn, wie er in wütendem Laufe den Kesselbusch hindurchgejagt, sodaß auf dem großen Steine, der in der Mitte der Waldschlucht liegt und damals den eiligen Fußgängern, die diesen Weg einschlugen, zur Brücke über den Morast des quelligen Untergrundes diente, alle vier Hufe zu erkennen waren. Dann aber war er über den Eulberg hinweg bis an die Zöllinger Grenze gesetzt, wo er sich samt Roß und Rüden in eine sumpfige Tiefe gestürzt, die von ihm noch jetzt den Namen „Braunsteich“ führt.

Lehrer Geik und Stürzebecher, Zölling.

Der Meineidige.

Eine Hartmannsdorfer Sage.

Bei der Kirche in Hartmannsdorf, Kreis Freystadt N.-Schl., stand bis zum Frühjahr 1920 als Anbau eine Gruft, in der man bei ihrem Wegreißen neun Särge vorfand. Die Leute erzählen, daß einst ein Knabe durch

die Tür von der Kirche aus (jetzt zugemauert) in die Gruft ging und sah, wie dem einen Toten die Zunge heraushing. „Alter, nimm die Zunge 'rein", soll er gesagt haben. Daß dem Toten die Zunge zum Munde heraushing, soll daher rühren, weil er vor Gericht einem Hartmannsdorfer Bauern im Niederdorfe einen diesem gehörenden Berg abgeschworen hatte. Der Tote war nach der Sage ein Bruder des Erbherrn Christoph von Nassau, der 1776 starb und in der Gruft beigesetzt wurde. Der Meineidige soll aber nach seinem Tode keine Ruhe haben und als Hund mit feurigem Maule herumlaufen und die Leute erschrecken.

Der Bullendorfer Stein.

Den Rücken des Bullendorfer Windmühlenberges deckt ein Findlingsstein von ungewöhnlicher Größe. Dieser führt im Volksmunde den Namen „Bullendorfer Stein" und ist der Sage nach auf folgende Weise auf seinen heutigen Standort gelangt:

An einem schönen Sommertage wanderte ein Riese durch den Westen des Kreises Freystadt. Die Sonne schien heiß vom Himmel herab und verwandelte alle Landstraßen in ein grundloses Sandmeer. Da sank der Riese bei jedem Schritt tief in das lockere Erdreich hinein und schöpfte die Schuhe voll scharfer Sandkörner. Die kleine Unannehmlichkeit konnte ihm die Wanderlust nicht rauben. Als er aber die Höhe des Bullendorfer Windmühlenberges überschreiten wollte, drückte ihn ein Stiefel so gewaltig, daß ihn die Ferse schmerzte. Da setzte er sich nieder, zog den Schuh vom Fuße und klopfte ihn am Erdboden aus. Da fiel der Bullendorfer Stein heraus.

Schiller, Beuthen.

Rechenbergs Knecht.

Hans von Rechenberg, der Besitzer gewaltiger Länderstrecken des Kreises Freystadt, saß an einem warmen Sommerabende in seinem Schloßgarten zu Beuthen und schlief. Ein merkwürdiges Rauschen weckte ihn aus seinem

Halbschlummer. Vor ihm stand ein sauber gekleideter junger Mensch und bot ihm seine Dienste als Reitknecht an.

Die selten schöne Reiterfigur des Fremden und seine schlagfertigen Antworten gefielen dem Freiherrn außerordentlich. Ohne nach seiner Herkunft zu fragen, nahm er ihn in seinen Dienst und vertraute ihm seine Lieblingspferde an. Bald merkte er, daß er sein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt hatte. Jede Arbeit wurde mit Lust und Liebe erfaßt und mit Sorgfalt ausgeführt, die schwierigsten Aufträge zur vollsten Zufriedenheit des Herrn in kürzester Zeit erledigt.

Eines Tages schrieb Herr von Rechenberg einen wichtigen Brief. Dieser sollte schnell und sicher an einen entfernten Ort gebracht und die Antwort mit derselben Eile zurückbefördert werden.

Der Reitknecht verbarg das Schreiben sorgfältig in seinem Wams und versprach, den Befehl sofort auszuführen.

Kurze Zeit darauf betrat der Freiherr zufällig den Pferdestall. Der Rappe, den der Knecht immer ritt, stand träge auf seinem Platze, kaute gemächlich sein Bündel Heu und verriet keine Spur von Schweiß und Erschlaffung. Der Knecht aber lag zusammengerollt unter der Krippe und schlief den Schlaf des Gerechten.

Erschrocken ergriff der Freiherr den Arm des Schläfers, schüttelte ihn derb und fuhr ihn an: „Bist Du noch hier?"

Der Knecht sprang auf, verneigte sich ehrfurchtsvoll vor seinem Herrn, langte ruhig in die linke Seitentasche, holte ein Schreiben hervor und reichte es demütig dem Freiherrn hin mit den Worten: „Hier ist die Antwort."

Erregt erbrach Rechenberg das Siegel und überflog hastig den Brief.

Dieser enthielt die erwartete Antwort.

Der Freiherr nahm das Schreiben an sich und verließ den Stall, ohne ein Wort zu sagen. Die Sache beunruhigte ihn. Er verglich die Länge des zurückgelegten Weges mit der darauf verwendeten Zeit und konnte sich

gar nicht erklären, wie es möglich gewesen war, den Auftrag so schnell zu erledigen.

Da der Knecht in der nächsten Zeit seinen Dienst wie bisher versah und nichts Außergewöhnliches vorkam, legte der Freiherr dem Ereignis keine weitere Bedeutung bei und vergaß im Laufe der Zeit den Vorfall.

Ein paar Jahre später zog der Freiherr von Rechenberg in den Krieg. Eines Tages erhielt er die Meldung, daß der Feind im Anmarsche sei. Das war eine unangenehme Ueberraschung. Die Lage mußte unbedingt geklärt werden. Das konnte aber nur durch freiwillige Aufklärungsarbeit geschehen, denn ein ungeschickt ausgeführter Erkundungsritt brachte mehr Schaden als Nutzen.

Eiligst wurde die Reiterschar zusammengerufen und zur Meldung von Freiwilligen aufgefordert. Doch kein Mann trat vor die Front.

Da trat Rechenbergs Reitknecht vor und stellte sich zur Verfügung.

Ruhig empfing er den Auftrag und ritt unbefangen von dannen.

Nach wenigen Stunden war er wieder zurück und überbrachte dem Freiherrn nicht nur genaue Kunde von der Stellung des feindlichen Heeres, sondern auch zuverlässige Angaben über die Stärke der im Anmarsch befindlichen Kolonnen.

Hocherfreut dankte der Freiherr dem unerschrockenen Knechte für den bewiesenen Mut und die umsichtige Ausführung des Auftrages.

„Was für Beute hast Du denn da gemacht?" erkundigte sich Rechenberg teilnahmsvoll, als er die vollen Taschen des Kundschafters bemerkte und den hellen Metallklang daraus vernahm.

„Nichts Wertvolles," entgegnete ruhig der Knecht. „Ich habe nur den Pferden der feindlichen Reiter die halben Hufeisen abgerissen, damit sie meinen Rappen nicht einholen konnten."

Der Freiherr machte ein erstauntes Gesicht, enthielt sich aber jeder Bemerkung.

Die Angaben des Knechtes und andere von ihm geleistete Dienste waren so wertvoll für den Verlauf des Feldzuges, daß Rechenberg ihn eines Tages zu sich rufen ließ, um sich nach seiner Herkunft zu erkundigen und seine Zukunftspläne zu erforschen.

Da nahm der sonst so einfache Knecht eine feierliche Würde an und sprach: „Herr, der Herr aller Herren hat Euch durch mich nur zeigen wollen, wie es ihm wohlgefällt, wenn ein Herr seine Diener gerecht und gütig behandelt, wie Ihr es an mir bewiesen habt."

Nach diesen Worten verschwand er und wurde nie wieder gesehen.

Seitdem sagt man, wenn jemandem etwas Liebes und Gutes von unbekannter Hand geschehen war: „Das hat Rechenbergs Knecht getan."

Schiller, Beuthen.

Das lebende Bild.

In vergangenen Zeiten rollten tagtäglich zur mitternächtlichen Stunde grinsende Totenschädel und gebleichte Menschengebeine aus dem Rauchfang des Beuthener Schlosses hervor, wirbelten wirr durcheinander und fanden sich endlich zu beweglichen Totengerippen zusammen, die wie Menschen sprangen, tanzten und spielten und manchmal so laut Kegel schoben, daß die Totenvögel der Lindenkolonie erschrocken aufschrien und schlaftrunkenen Krankenpflegern schlotternde Angst in die zitternden Knie jagten. Die Polizeistunde der Geister machte dem Treiben ein Ende. Punkt ein Uhr lösten sich die Gestalten in ihre Bestandteile auf und verschwanden auf demselben Wege, den sie gekommen waren.

Nur ein Zimmer durften die Spukgestalten nie betreten. Das war der sog. „Rote Saal".

In diesem hing ein wundervolles Gemälde. Das reichte vom Fußboden bis fast an die Decke und stellte

einen Ritter dar. Der Name desselben war der Nachwelt nicht überliefert worden. Das Gesicht verriet Schönaichsche Züge. Das Auge hatte keinen finsteren Ausdruck. Und doch schaute es wie durch einen Schleier der Wehmut himmlischen Höhen zu.

Wem galt dieser Blick? Welche Gefühle kamen in ihm zum Ausdruck? Kein Mensch konnte diese Fragen beantworten. Und doch mußte der Ritter, den das Bild darstellte, eine Schuld auf sich geladen haben. Sonst hätte sein Geist im Grabe Ruhe gefunden und brauchte nicht Tag für Tag den Saal und das Haus zu durchstreifen. Deshalb wurde das geheimnisvolle Bild und der unheimliche Ort von allen Schloßbewohnern ängstlich gemieden.

Eines Abends hörte der soeben in Dienst getretene neue Diener des Schlosses ein Geräusch im Roten Saale. Arglos betrat er den Raum, um die Ursache des Geräusches festzustellen. In diesem Augenblick verkündigte die Turmuhr der nahen Kirche den Beginn der Mitternacht. Da fing es hier und dort an, sich zu regen. Ein Sturm durchfuhr den Schornstein. Aus der Kaminöffnung rollten zwei menschliche Arme. Ihnen folgten die Beine, der Rumpf und zuletzt der Kopf. Diese Körperteile sprangen gegeneinander und ordneten sich zu einem menschlichen Wesen, das die Gestalt eines Knappen annahm. Dieser näherte sich dem Gemälde und verbeugte sich tief vor ihm. Alsbald wurde das Bild lebendig. Der Ritter löste sich von der Leinwand und stieg in den Saal hinab, der sich im Nu mit Personen füllte, die geräuschvoll der Kaminöffnung entstiegen. Der Knappe deckte den Tisch und trug kostbare Gerichte auf.

Regungslos schaute der Diener dem Treiben zu. Er stand wie erstarrt an der Tür und wagte kaum zu atmen. Doch bald war er entdeckt. Der Ritter faßte ihn an der Schulter, stieß die Saaltür auf und warf ihn die Treppe hinunter. Ein Grausen durchschüttelte den Körper des Dieners. Sein Mund tat sich auf, und die Lippen stammelten ein Gebet um Erhaltung des Lebens.

Da verschwanden die Gestalten, und der Lärm verstummte.

Nach drei Tagen erzählte der Diener das Erlebnis. Nun wußte man endlich, wodurch der allabendliche Lärm entstand. Das Gemälde wurde verkauft, und mit ihm verschwand der Spuk aus dem Roten Saale.

Schiller, Beuthen.

Brauer John in Beuthen.

Der Brauer Scholz in Beuthen war ein guter Mensch. Aber eine schwache Seite hatte er. Die sorgte dafür, daß die kleinsten Fässer manchmal seiner Herr wurden. Und das war ihm nicht immer angenehm. Der Stammtisch im „Goldenen Löwen" zählte ihn zu den trinkfestesten Kumpanen. Er war stolz auf die Leistungen dieses Mitgliedes im Biertrinken. Und in der weiten Umgebung Beuthens fand sich in der Tat niemand, der sich mit dem Brauer in dieser Hinsicht messen konnte.

Eines Abends saß der Stammtisch gemütlich beisammen. Scholz hatte ein gutes Geschäft gemacht und war deshalb besonders rosig gestimmt. Die Unterhaltung drehte sich um die Trinkfestigkeit der Gesellschaft. Und Scholz behauptete, es wäre ihm ein Leichtes, zehn Glas Bier hintereinander auszutrinken. Als man die Möglichkeit einer solchen Leistung anzweifelte, versprach er, ein Faß Bier zu spenden, wenn es ihm nicht gelänge, sein Wort einzulösen.

„Das ist gar nichts! Ein trinkfester Brauer muß einer ganzen Braupfanne Herr werden!" bemerkte ein junger Mensch, der an einem Nebentische saß.

Scholz lachte hell auf. Und seine Tischgenossen maßen mit geringschätzigem Blick den Fremden.

„Stammen Sie vielleicht aus Polkwitz, junger Mann?" fragte der Beuthener Brauer spöttelnd den Prahler am Nachbartisch.

„Das nicht! Aber ich bin der Brauer John, der nach Arbeit Umschau hält. Ich trinke mit jedem von

Ihnen um die Wette und bin bereit, nicht nur zehn Glas Bier, sondern eine ganze Braupfanne hintereinander zu leeren."

„Das Bier liefere ich," rief halb belustigt, halb verärgert Scholz. „Wer die Wette verliert, bezahlt den Gerstensaft und dazu ein Faß dieses edlen Nasses für den Stammtisch."

„Die Wette gilt!"

„Gut! Sie wird morgen ausgetragen. Kommen Sie gegen Mittag in die Brauerei; dort finden Sie eine Braupfanne voll frischen Bieres vor. Bringen Sie aber das nötige Geld mit, damit sie die verlorene Wette bezahlen können. Euch, liebe Stammtischbrüder, lade ich zu Schiedsrichtern dazu ein. Morgen abend wird der Gewinn verzecht."

Mit stürmischem Beifall wurde die Einladung angenommen. Vergnügt ging man auseinander, denn der Ausgang der Wette war gewiß, und am Abend winkte ein feuchtfröhliches Abschlußfest.

Als die Mittagsonne des nächsten Tages über Freiheit-Menzels-Hause stand, duftete die Junkernstraßenecke nach Malz- und Hopfenwürze. Das frischgebraute Bier war soweit abgekühlt, daß es getrunken werden konnte. Zur Seite der mächtigen Braupfanne hatte sich der „Löwen"-Stammtisch versammelt und wartete gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Punkt zwölf Uhr trat der Fremde in das Brauhaus. Mit sicherem Blick schätzte er den Inhalt der Pfanne, sah prüfenden Auges nach den Sparren des Daches empor, musterte schalkhaft das Schiedsrichterkollegium und sagte dann mit fröhlichem Munde: „Ich bin bereit."

Der Brauer Scholz reichte ihm einen Trinkbecher hin und forderte ihn zum Schöpfen auf.

„Einen Strohhalm erbitte ich zu meinem Geschäft."

„Damit kann ich leider nicht dienen."

„Den besorge ich," rief Ackerbürger Kopsch und eilte davon. Bald war das geforderte Sauginstrument zur Stelle.

Brauer John tauchte es mit dem einen Ende in die Flüssigkeit und fing so gewaltig an zu saugen, daß die Oberfläche Wellen zog und der ganze Inhalt in wenigen Sekunden verschwunden war.

Entsetzt starrte Scholz zu den Schiedsrichtern hinüber, denen vor Schreck die Haare zu Berge standen, als sie wohl das schnelle Schwinden des edlen Nasses sahen, aber keinerlei Zunahme in dem Körperumfange des Trinkers beobachten konnten.

Wo kam in aller Welt bei diesem Menschen das Bier hin?

„Ich danke für den Trunk," sagte Brauer John nach Leerung der Pfanne. „Wer die Kosten dafür und die Wette zu zahlen hat, ist uns wohl allen klar. Das Faß für den Stammtisch bitte ich pünktlich in den Löwen zu schicken."

Brauer Scholz erwiderte kein Wort. Er ärgerte sich, daß ihm dieser wandernde Brauerbursche im Trinken überlegen war. Die Schiedsrichter wußten nicht recht, welchen Spruch sie fällen, ob sie gehen oder noch bleiben sollten. Ein dunkles Gefühl sagte ihnen, daß die Handlung noch nicht zu Ende sei.

John reichte Scholz die Hand, um sich von ihm zu verabschieden.

„Herr John," begann der Beuthener Brauer zögernd, „das Bier ist doch nicht in ihren Magen geflossen. Verraten Sie uns seinen Aufenthaltsort."

„Ist die Wette für Sie verloren?"

„Ich bezahle die Zeche. Nun aber gestehen Sie offen, wo der Gerstensaft hingekommen ist."

„Sehen Sie den Ballen Wolle da oben in den Sparren des Brauhauses?"

Alle schauten staunend der angedeuteten Stelle zu.

„Dort hängt das Bier als blanker Schaum."

Den Männern wurde ganz eigen zumute. Ein mehr als gelindes Grauen erfüllte ihre Brust. Die Augen hingen wie gebannt an dem Zauberwerk. Nur selten wagten sie,

den Blick an den geheimnisvollen Fremden zu heften.

„Zwei Faß Bier lege ich heute abend auf, wenn sich der Schaum augenblicklich wieder in goldenes Naß verwandelt," sagte erregt der Brauer Scholz.

„Der bescheidene Wunsch soll in Erfüllung gehen," entgegnete John, holte ein spitzes Röhrchen aus der Tasche, befestigte es an einer langen Stange, murmelte einige unverständliche Worte und stach damit ein Loch in die lose Masse, die in den Sparren hing.

Da nahm sie eine feste Gestalt an, und wie aus einem Zapfen floß der klare Gerstensaft wieder in den Braukessel zurück.

Schiller, Beuthen.

Die Zehnuhrglocke.

Die „Feuerglocke" auf dem Rathausturm zu Beuthen führt den Namen „Zehnuhrglocke". Wie sie zu diesem Namen gekommen ist, erzählt folgende Sage:

An einem trüben Herbstnachmittage fuhr ein prächtiges Rappengespann die Freystädter Landstraße entlang auf Beuthen zu. Der Kutscher ließ die Pferde tüchtig ausgreifen, denn die Gräfin, die in dem Wagen saß, wollte vor Beginn der Dunkelheit in Carolath sein. Als Beuthen erreicht war, flammten die ersten Lichter in den Bürgerhäusern auf.

Ein Hund lief quer über die Straße und bellte die mutigen Rappen so heftig an, daß sie erschrocken zur Seite sprangen und in der schnellsten Gangart den Schützenberg hinunterrasten. Vergeblich versuchte der Kutscher, ihrer Herr zu werden. Sie rannten, so schnell die Beine nur konnten, dem Gaykwalde, der damals Tarnau von Beuthen trennte, zu, in diesen hinein, waldaus, waldein, die Hauptstraßen trabend, die Nebenwege galoppierend. Als sich die Pferde müde gelaufen hatten, gelang es dem Kutscher, sie zu bändigen. Dichter Schweiß bedeckte ihre Lenden, und sie zitterten an allen Gliedern. Die neblige Herbstnacht deckte Flur und Wald mit dichter Finsternis. Dumpf

rauschten die alten Eichen im leichten Abendwinde. Ihre Wipfel schlossen sich dicht über den schmalen Waldwegen zusammen und gestatteten nicht, einen Orientierungsblick nach dem Himmel zu tun.

Der Kutscher wurde unruhig. Die Gräfin zitterte vor Kälte in ihrem dünnen Sommerkleide und suchte den abergläubischen Rosselenker, der allerlei Gespenster hinter Bäumen und Sträuchern witterte und bei jedem Eulenschrei hörbar zusammenzuckte, durch Geld und gute Worte zur Geduld und Ruhe zu bringen. Endlich faßte er Mut, hielt die Rappen an und horchte gespannt in die stille Nacht hinein.

Nichts rührte sich in seiner Nähe, nur das Gebell eines Kettenhundes tönte deutlich vernehmbar zu ihm herüber. Da setzte er die Pferde wieder in Bewegung und erreichte endlich die Häuser des Schützenberges. Punkt elf Uhr langte der Wagen auf dem Marktplatze an. Ein heller Schein quoll durch die Rathausfenster in die dunkle Nacht hinaus, und der Nachtwächter fragte den Wagenführer nach dem Ziel seiner Reise.

Als die Gräfin erfuhr, daß der Bürgermeister noch in seinem Arbeitszimmer weilte, ließ sie ihn um eine Unterredung bitten. Der Wunsch wurde erfüllt, und die Dame betrat den weiten Rathaussaal. Sie schilderte dem Stadtgewaltigen ihre mehrstündige Irrfahrt im Gaykwalde, legte eine hohe Summe Silbergeld auf den Amtstisch und bat, dafür eine Glocke zu kaufen und diese jeden Abend um zehn Uhr läuten zu lassen, damit verirrte Wanderer durch den Klang der Glocke auf den rechten Weg gebracht und zur Stadt hinaufgeleitet würden.

Die Bitte der Gräfin wurde erfüllt.

Das Zehnuhr-Abendläuten hat längst aufgehört; aber die „Zehnuhrglocke" hängt heute noch auf dem Rathausturme und ruft bei Hochfeuer die Beuthener Bürgerschaft zur Brandstelle.

Schiller, Beuthen.

Die Beuthener Nonne.

In dem Magdalenerinnenkloster zu Beuthen lebte eine junge Nonne, die sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht hatte. Heftige Gewissensbisse und endlose Kasteiungen führten zu einem frühzeitigen Tode. Doch selbst im Grabe fand die Büßerin keine Ruhe. In einem langen, weißen Gewande wandelt sie heut noch tagtäglich während der Geisterstunden vor dem Würbitzer Tore auf und ab. Alle hundert Jahre einmal betritt sie ein Haus und bittet eine junge Mutter, ihr neugeborenes Kind küssen zu dürfen; denn nur der Kuß eines solchen kann sie von den Sünden erlösen und ihr die ewige Ruhe schenken. Da sich aber bis jetzt niemand gefunden, der ihre Bitte erfüllt hätte, muß sie immer noch still und ruhig den festgesetzten Nachtgang ausführen, bis es ihr gelingt, sich mit Hilfe einer jungen Mutter von dem Banne zu lösen.

Schiller, Beuthen.

Die suchende Mutter von Beitsch.

Die Oderniederung des Kreises Freystadt wies im Mittelalter eine ganze Reihe befestigter Orte auf. Zu diesen gehörte auch Beitsch. Damals war das „Alte Schloß“, das heut als Gesindewohnung benutzt wird, eine Wasserburg. Es war ein Bau, der aus zwei Stockwerken bestand und einen runden Turm hatte.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde dieser von einem Grafen und einer Frau bewohnt. Ihnen schenkte Gott ein kleines Mädchen, das von den Eltern heiß geliebt wurde. Als eines Tages Graf und Gräfin an einer Jagd teilnahmen, entstand in der Burg ein Feuer. Die Eltern wurden benachrichtigt und eilten sofort heim. Als sie die Wohnung erreichten, bildete sie nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen.

Die erste Frage des Burgherrn war natürlich nach seinem Kinde. Und als die Eltern erfuhren, daß man in der allgemeinen Verwirrung das Kind im Schloß ver-

gessen hatte, und dasselbe also bei lebendigem Leibe verbrannt war, wurde die Mutter vor Schmerz wahnsinnig. Mit aufgelöstem Haar saß sie stieren Blickes auf den Trümmern der Burg oder wandelte rufend und suchend den Wallgraben entlang, bis sie der gütige Tod von allem Leiden erlöste.

Wenn nun der Tag sich jährt, an dem das Unglück geschah, dann sieht man eine schlanke, weiße Gestalt vom Schüttboden des Dominiums kommen, die hinter der großen Scheune weiter auf die Teiche zu geht. Dort sucht sie die Gewässer ab und kehrt am Schluß der Geisterstunde traurig wieder denselben Weg zurück, um in dem alten Gebäude zu verschwinden.

Einstmals wollten junge Burschen, die den Tag des Brandunglücks erfahren hatten, eine Kette bilden zwischen der großen Scheune und der anstoßenden Bauernwirtschaft und so die weiße Gestalt nicht durchzulassen. Sie waren alle guten Muts und fühlten sich sehr stark, aber als dann wirklich die weiße Gestalt erschien, ließen sie die Hände schnell los und ergriffen eiligst das Hasenpanier.

Lehrer Kutzner-Beitsch.

Das Heiligenbild im Malschwitzer Graben.

Die heilige Hedwig ging oft zu Fuß zu ihren Verwandten nach Crossen. Auf einer solchen Wanderung gelangte sie an das Bächlein, das den Malschwitzer Kiefernwald hinter der Beuthener Franzmühle durchquert. Der Steg, der die beiden Ufer verband, war morsch und brach beim Ueberschreiten mitten durch; die hohe Frau glitt sanft in das seichte, klare Wasser hinab. Das Bächlein hielt das Bild der Heiligen fest und verwahrt es bis auf den heutigen Tag. Wer es sehen will, muß in der Nacht um 12 Uhr auf dem Stege stehen und gläubig in die Tiefe blicken.

Schiller, Beuthen.

Der wilde Jäger.

Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr die heulenden Stürme durch das Land brausten, dann ritt der „wilde Jäger" auch durch „Deutsch-Tarnau." In fliegender Eile jagte er auf seinem hinkenden Schimmel durch die Dorfstraße; der Reiter selbst war ohne Kopf. Manche Leute wollten wissen, daß der Körper dem alten gefürchteten Wilddiebe ähnlich sieht, der den alten Förster erschossen hatte und zum Tode verurteilt worden war.

Wenn dieser wilde Jäger durch das Dorf sauste, fingen alle Hunde an zu winseln, zerrissen die Ketten und folgten ihm heulend und kläffend. Am nächsten Morgen lagen sie abgehetzt und vollständig matt in ihren Hütten oder sonstigen Lagerstätten. Einem Manne, der die wilde Jagd des öfteren beobachtet hatte, gefiel diese nutzlose Quälerei seiner Hunde nicht. Er fragte einen „klugen Mann" um Rat, was hier zu tun sei. Dieser sagte: „Wenn Du den wilden Jäger kommen hörst, dann rufe ihm zu: Wenn Du unsere Hunde zur Jagd mitnimmst, dann sorge auch für Futter!"

Der Tarnauer befolgte den Rat und sieh: Am nächsten Morgen lag vor der Haustürschwelle ein Hinterviertel von einem Pferde, das die Hunde bereits angefressen hatten. Als das Stück Fleisch mehrere Tage dalag, wurde es stinkend, und der Mann vergrub es in seinem Garten, aber am nächsten Morgen lag es wieder vor seiner Tür.

Dem Tarnauer wurde unheimlich zu Mute. Er ging wieder zu seinem Ratgeber, um dessen Hilfe zu erlangen. Der sagte zu ihm: „Wenn der Wilde das nächste Mal durch das Dorf reitet, so rufe ihm zu: Wenn Du den Hunden Fleisch bringst, dann sorge auch für Pfeffer und Salz dazu! Denn das kann er nicht besorgen."

Der Mann befolgte den Rat, der stinkende Pferdeschinken kam nicht wieder, und der Spuk ist seitdem verschwunden.

Lehrer Kutzner, Beitsch.

Der Wechseltaler.

Es war eine sternhelle Silvesternacht. Der Mond strahlte silbern vom Himmel herab und tauchte Baum und Strauch an der Beuthener kath. Kirche in einen gespenstischen Schimmer. Ein geheimnisvolles Halbdunkel verhüllte die Mauernische, und die Umrisse des gekreuzigten Heilands traten schwach aus der Umgebung hervor. Der ganze Kirchplatz atmete einen Frieden, der schwache Herzen schneller als gewöhnlich pochen ließ.

Vater Ferdinand war ein mutiger Geselle. Er fürchtete weder die Helligkeit noch die Finsternis. Und doch überkam ihn heut beim Ueberschreiten des Friedhofes ein Gefühl, das seine Brust beklemmte und seine Lunge stocken ließ. Die Augen rollten unruhig in ihren Höhlen, und der unsichere Blick blieb in der Mauernische haften.

Was bewegte sich dort unter dem Kreuze? Die Augen bohrten sich scharf in das Halbdunkel hinein.

Ja, sie hatten vorhin schon richtig beobachtet!

Unter dem Kreuze stand kerzengerade ein großer Mann in Schwarz gehüllt und winkte mit dem Zeigefinger der rechten Hand den Ferdinand zu sich heran.

Was tun?

Die eiligste Flucht hatte keinen Zweck, denn Geister und Gespenster laufen schneller als die leichtfüßigsten Menschen.

Rasch faßte er sich ein Herz. Energisch schwenkte er nach links herum und schritt in aufrechter Haltung dem Kreuze zu.

Zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen des „Schwarzen Mannes" glänzte hell ein Silberstück. Ferdinand öffnete mechanisch die rechte Hand, und ein Talerstück flog durch die Luft auf sie herab.

Die Erscheinung winkte ab, und Ferdinand ging seines Weges weiter.

Das Geldstück brannte heiß in seiner Hand.

Was sollte er damit anfangen?

Anvertrauen durfte er sein Geheimnis innerhalb dreier Tage niemand, sonst war er mit Leib und Seele dem Gespenste verfallen.

Da brausten helle Neujahrswünsche zu ihm herüber. Er ging auf den Markt, um in dem Silvestertrubel unterzutauchen und das Erlebnis zu vergessen.

Mit Freunden besuchte er den Ratskeller und bestellte einen Grog nach dem andern. Als er bezahlen wollte, merkte er, daß er sich beim Fortgehen kein Geld eingesteckt hatte.

Da legte er das Talerstück des „Schwarzen Mannes“ auf den Tisch und verließ die Gaststätte. Am nächsten Morgen fand er den ausgegebenen Taler in seiner Tasche wieder.

Was war das? Was hatte das zu bedeuten?

Ein leises Grauen lief ihm fröstelnd den Rücken hinunter. Er griff nach dem Geldstück, lief zum Bäcker, kaufte ein Brot und bezahlte mit dem Taler.

Auf dem Heimwege fand er die Silbermünze wieder in seiner Tasche.

Da merkte er endlich, daß ihm der schwarze Mann in der Silvesternacht einen „Wechseltaler“ geschenkt hatte, der immer wieder zu ihm zurückkehrte, so oft er ihn auch ausgab.

Wo derselbe nach Vater Ferdinands Tode geblieben ist, vermag niemand zu sagen.

Schiller, Beuthen.

Die Carolather Blutlinde.

Zwischen Carolath und Reinberg steht einsam auf freiem Felde ein weithin sichtbarer Baum mit eigenartiger Krone. Dieser führt im Volksmunde den Namen „Blutlinde“ und ist der Sage nach als junges Bäumchen verkehrt in den Erdboden gepflanzt worden. Gottes Allmacht bildete die Aeste in Wurzeln um und versah die eigentlichen Wurzeln mit Rinde, Knospen und Blättern, um

einen Unschuldigen vor dem schmachvollen Verbrechertode zu bewahren.

Die Sage erzählt uns darüber folgendes:

Vor vielen Jahren lebte in Carolath ein stiller, fleißiger Wirtschaftsvogt glücklich und zufrieden. Jedermann schätzte ihn wegen seines freundlichen Wesens und seiner nie erlahmenden Hilfsbereitschaft. Nur der eine Nachbar, der manchmal den Getreidespeicher des Dominiums gern für sich in Anspruch genommen hätte, konnte ihn nicht leiden, weil er sich durchaus nicht zu Unredlichkeiten verleiten ließ.

Da stürzte eines Tages der gebrechliche Vater des Vogtes vom Boden und blieb tot auf der Tenne liegen. Alsbald behauptete der Nachbar, der Sohn habe nach einem kurzen Wortwechsel den alten Mann in die Tiefe gestoßen. Und da seine Frau die Aussagen ihres Mannes unter schwerem Eide bestätigte, wurde der Vogt zum Tode durch den Strang verurteilt, obwohl er tränenden Auges wiederholt seine Unschuld beteuert hatte.

Ein Sturm des Unwillens durchbrauste die ganze Gemeinde; denn niemand glaubte an die Schuld des Vogtes. Das Urteil wurde öffentlich als Fehlspruch bezeichnet und das Gericht tagtäglich bestürmt, den Fall durch ein Gottesurteil entscheiden zu lassen.

Das Gericht wagte nicht, den Richterspruch zu vollstrecken. Es befahl vielmehr dem Vogte, eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich zu pflanzen. Vertrockne der Baum, dann habe Gott selbst den Beschuldigten als Täter bezeichnet.

Im nächsten Frühjahr zog der Richter mit der ganzen Gemeinde auf das Feld hinaus. Der Geistliche hielt einen feierlichen Gottesdienst ab und flehte Gott inbrünstig um Aufklärung der Angelegenheit an. Dann hob der Vogt eine Grube aus und pflanzte das ihm gereichte Bäumchen verkehrt in das Erdreich. Gespannt hingen aller Augen an der Wurzelkrone der Linde. Täglich erhielt sie Besuch, der gespannt nach Rinde und Knospen spähte.

Und siehe da! Nach wenigen Wochen schlug der Baum üppige Triebe, und die Wurzeln bekamen Blätter und Blüten.

Damit war die Unschuld des Vogtes erwiesen. Der Richter sprach ihn frei, und alles pries die Gnade Gottes, die den Unschuldigen vor einem schmachvollen Tode bewahrt hatte.

Die Linde entwickelte sich zu einem kräftigen Baume und verkündet heute noch die Allmacht Gottes.

Schiller, Beuthen.

Der Mönch.

In der Nähe von Pürschkau liegt der „Alte Weinberg“. Dieser war vor vielen Jahren mit Weinstöcken besetzt. An seinem Fuße lagen die Häuser der Winzer. Die Weinbauern waren sehr reich und lebten alle Tage herrlich und in Freuden. Abends versammelten sie sich oft im Gasthause und tranken Wein, bis sie das Licht des neuen Tages zum Aufbruch gemahnte.

Da kam eines Abends ein Mönch vorbei, der einem Sterbenden die hl. Sakramente spenden wollte. Er bat um ein Glas Wasser und um Nachtlager.

Die Zecher forderten ihn auf, sich zu ihnen zu setzen und mitzutrinken. Er wollte aber nicht. Da sprachen sie: „Wenn Du mit uns nicht trinken willst, dann scher' Dich zum Teufel! Du schwarze Kutte!“ Und sie verspotteten ihn und seinen Gott.

Der Mönch ging und rief: „Gott wird Euch schon strafen!“

Bald darauf wurden die Weinstöcke von der Reblaus und vom Meltau befallen, sodaß alle Reben verdorrten. Als die Winzer abends zusammenkamen, da ließen sie betrübt die Köpfe hängen.

Da kam der fromme Mönch wieder vorbei, in der Hand ein Gebetbuch. Sie baten ihn, daß er sich zu ihnen setzen möge. Er aber ging betend vorüber, damit er nicht

gleichfalls vom Fluch dieser sündigen Stätte befallen würde.

Der älteste Weinbauer sprach: „Sagte ich Euch nicht, versündigt Euch nicht an Gott?“

Die Winzer zerstörten ihre Häuser und zogen von dannen.

Viele Mauersteine erinnern noch heut an jene Zeit. Deutlich sieht man noch die Stelle, wo die Weinpresse stand.

Lehrer Jockisch-Pürschkau.

Die Melktannen.

Der Wind pfiff halb aus Nord und halb aus Ost und belästigte Menschen und Tiere. Die Rinder und Ziegen der Sperlingswinkler Bauern verloren die Lust zum Weiden und drängten sich unter den „Melktannen“, die noch heut an der Bahnstrecke Schlawa—Kolzig—Züllichau stehen, dicht zusammen. Langsam zogen die Krähen dem fernen Walde zu. Die Drossel beendete ihr Abendlied, und ein verirrtes Rotkehlchen schnurrte laut in sein verborgenes Schlummerversteck. Die Sonne tauchte jenseits von Aufzug in den dunklen Wald hinab, und die Nacht senkte langsam ihre dunklen Schleier auf die Erde hernieder.

Der Dorfhirte der Sperlingsdorfer Gemeinde lag faul auf dem Strohlager der ausbesserungsbedürftigen Hütte. Dreimal rief der Kauz vom „Blutsteine“ zu ihm herüber. Da hob er bedenklich den Kopf ein wenig in die Höhe und lauschte in den Abend hinaus. Dann schloß er träge die Augen. Was kümmerte ihn die Welt! Die Herde stand ja sicher unter den Melktannen, denn der bissige Karo hielt auf Zucht und Ordnung in der Herde und hielt jeden Fremden durch rücksichtslose Wadenanfälle dem Viehe fern. Die Umfriedigung der Koppel war neu und wies nirgends Lücken auf.

Da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Lärm, der den Schläfer jäh aus seinen Träumen riß. In wilder Hast

kam der sonst vollständig furchtlose Wachthund im Galopp dahergejagt. Er zitterte am ganzen Körper und wühlte sich tief in das dumpfe Lagerstroh hinein.

Raste der wilde Jäger über die Fluren dahin? Waren russische Wölfe unter das Vieh geraten? Denn die Rinder und Ziegen rannten wild durcheinander. Ein Wirbel von Gras und Erdschollen flog durch die Luft. Ein aufgestörter Pieper klagte laut über die Beunruhigung, und ein Reh schreckte irgendwo zusammen. Nach und nach wurde das Rauschen und Brechen und Knistern schwächer und schwächer. Endlich hörte es ganz auf. Die Tiere sammelten sich wieder um die Melktannen und rührten sich nicht von der Stelle.

Mit weiser Vorsicht wagte sich der Hirt vor seine Hütte und versuchte mit dem Auge die Finsternis zu durchdringen.

Was war denn das? Kniete dort nicht eine Gestalt vor der schönsten Kuh? Ganz bestimmt! Was wollte die dort? Hielt sie nicht einen Melkeimer zwischen den Händen? In der Tat! Und die Milch floß ohne Mühe in das Gefäß. Wo aber steckte des Mannes Kopf?! War das etwa der furchtbare „Reiter ohne Kopf", der die Herden milkt und die Hirten in den Verdacht der Unehrlichkeit bringt?!

„Wahrhaftig!"

Das Wort erstarb dem Hirten auf den Lippen. Ein tiefer Seufzer entrang sich der geängstigten Brust. Die Beine zitterten. Das Blut schoß wild durch seine Adern und trieb den Angstschweiß durch alle Poren. Die bebenden Lippen murmelten ersterbend: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn".

In diesem Augenblicke sprang die kopflose Gestalt auf ihre Beine und schwang sich wild auf das herbeigeeilte Roß. Das warf den klobigen Kopf vor Wut in die Höhe, drehte die Augen so eigenartig zur Seite, daß die weiße Bindehaut ganz teuflisch aufleuchtete, und schoß

dann mit schnaubenden Nüstern und wallender Mähne wie ein Vogel davon.

Am nächsten Morgen zogen die Bauern den verängstigten Hirten und seinen Hund gewaltsam unter dem Lagerstroh hervor. Nach drei Tagen erzählte er das Erlebnis und gab das Hirtenamt ohne Kündigung auf. Das hätte er gar nicht nötig gehabt; denn der „Reiter ohne Kopf" läßt sich seit jenem Abend nicht mehr blicken.

Schiller, Beuthen.

Der Schlawaer „Gewürzteich".

Der Schlawaer Krämer Knickebeutel war ein wohlhabender Mann. Das war kein Wunder. Die Kundschaft des Heimatstädtchens hatte seine Frau zu befriedigen. Er selbst schnürte alle Tage seinen Rucksack und zog in der abgetragensten Kleidung mit Nelken, Pfeffer und Englisch-Gewürz auf die Dörfer hinaus. Dort machte er gute Geschäfte. Jedermann kaufte dem „armen" Hausierer eine Kleinigkeit ab. Preise spielten in weiter Entfernung von der Stadt keine Rolle, denn niemand war im Stande, dieselben auf ihre Angemessenheit zu prüfen. Zu dem ließ er sich auch auf Tauschgeschäfte ein und nahm gern Eier und Butter gegen Waren entgegen; denn die Preise für diese setzte er ja fest. Ab und zu gab es auch eine Butterschnitte zum Frühstück, und betrat er zur Mittagszeit ein Bauernhaus, dann war ihm zumeist eine Portion Stampfkartoffeln mit Schlippermilch gewiß. „Gott bezahl's! Schon lange nicht mehr was Warmes genossen"!

Das war die ständige Dankesformel, deren sich der „geriebene" Krämer bediente, wenn er von gutmütigen Hinterwäldlern kostenlose Mahlzeiten verabfolgt erhalten hatte.

Sein einseitig veranlagtes Geschäftsgehirn überschlug schnell die Ersparnis, die er damit getan, der Geheimwinkel seines Herzens aber lächelte über die „Dummheit" der Leute, die „heutzutage" noch etwas zum „Wegschenken"

hatten und ihr Bedürfnis, anderen wohlzutun an so ungeeignetem Orte befriedigten.

An einem Sonnabend traf er eine vom „Wohltätigkeitsfimmel“ beherrschte Gesellschaft in einem Gasthause der Hinterwalddörfer. Diese lud den „armen“ fliegenden Händler zu einem Stück Räucherschinken und einer Flasche Kartoffelschnaps ein.

Knickebeutel füllte den Magen für drei Tage und goß immer ein Glas der scharfen Flüssigkeit nach dem andern hinunter. Dann machte er sich von dannen.

Der Weingeist war aber ein tückischer Geselle. Er umnebelte das Gehirn und stieg dann in die Waden hinab. Dieser bemächtigte sich eine solche Mattigkeit, daß sie wiederholt den Dienst zu versagen drohten. Das war sehr, sehr unangenehm! Denn der Rucksack enthielt noch ein ganzes Pfund Englisches Gewürz, das am Nachmittag noch bequem umgesetzt werden konnte.

Uebernachten mochte der Krämer nicht; denn der nächste Tag war ein Sonntag, und da hatte die Frau „Kasse zu machen“ und alle Ausgaben auf Heller und Pfennig nachzuweisen. Eine einzige Abweichung von der althergebrachten Ordnung konnte die Frau auf unehrliche Wege bringen.

Deshalb machte er sich betrübt auf die Heimreise. Der Weg wurde ihm sehr sauer, denn die vermaledeiten Bäume tanzten vor seinen Augen, und das 30 Pfund schwere Hackklotz unter dem Arme, das ihm eine gute Seele geschenkt hatte, belastete ihn so einseitig, daß er ab und zu sein Gesicht in dem Sande des Weges abzudrücken hatte. Und dann das umständliche Aufstehen! Was fraß das für Zeit und Kraft!

Endlich gelangte er in der Dunkelstunde vor Schlawa an. Vor dem ersten Häuschen der Lindener Straße setzte er sich ins Gras, um seine Barschaft nachzuzählen und den Warenbestand zu ermitteln. Sieben blanke Taler hatte er für das umgesetzte Pfund Pfeffer vereinnahmt.

„Sieben, sieben blanke Taler konnte der Rest noch bringen“, brummte er verdrießlich vor sich hin und schaute zur Seite. Die alte Kopfweide am Straßengraben hielt ihm zwei geknickte Aeste entgegen. Knickebeutels wässerige Augen und das vom Weingeist noch umnebelte Gehirn hielten sie für einen Menschen, und der geschäftstüchtige Mund fragte schnell: „Willst Du mir das Gewürz abnehmen? Den Rest verkaufe ich billig. Sieben Taler ist's unter Brüdern wert.“

Der Baum knarrte im leisen Abendwinde, und die Frösche des nahen Wasserloches schrien aus vollem Halse: Acht! — Acht! — Acht! — Acht!

„Was? Acht Taler willst Du geben?“

„Acht! — Acht! — Acht! — Acht!“ klang es aus der Tiefe wieder.

„Also acht Taler!“

„Acht! — Acht! — Acht! — Acht!“

„Jawohl, das Gewürz sollst du haben!“

Er schraubte sich in Bogenwindungen langsam in die Höhe und reichte die volle Tüte der alten Kopfweide hin, die würdevoll den hohen, steilen Rand der Pfütze schmückte.

Die Tüte war nicht fest zugepackt. Deshalb öffnete sie sich schnell, und die Gewürzkörnchen rollten und sprangen in voller Hast den Abhang hinab.

„Acht! — Acht! — Acht! — Acht!“ schrien die Frösche ohne Unterlaß.

„Da gib doch endlich die acht Taler her!“ brüllte der Krämer die Weide an, „oder ich schlage zu!“

„Acht! — Acht! — Acht! — Acht!“

Knickebeutel lief wütend auf den Baum zu, verlor das Gleichgewicht und rollte in das Wasserloch. Die kalte Flüssigkeit und das Gelächter zweier Frauen, die Zeugen des Handels gewesen waren, brachten ihn zur Besinnung. Er schnallte den Rucksack auf und zog beschämt und wütend von dannen.

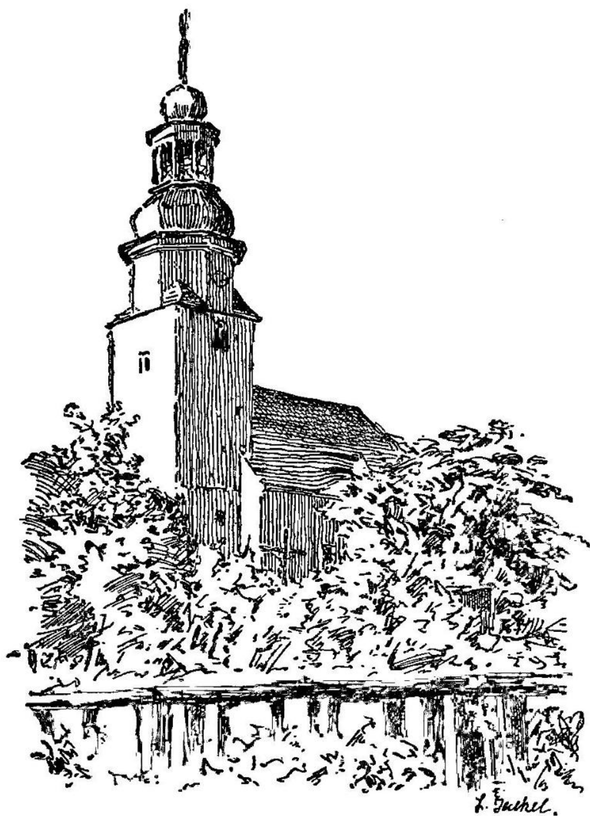
Nach Tagen noch segelten die Gewürzkörner einzeln und in Gruppen auf dem Wassertümpel hin und her oder klebten an den Sumpfgewächsen, als wären sie als Früchte hier zur Welt gekommen.

Zum Andenken an dieses glänzende Geschäft heimste Knickebeutel den Ehrennamen „Gewürzkrämer" ein.

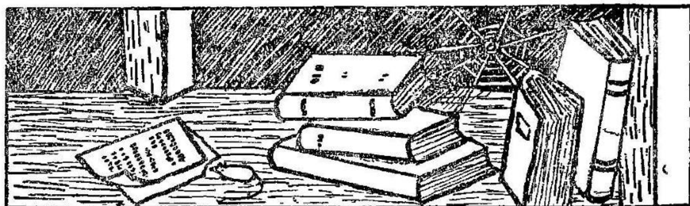
Der Wassertümpel an der Lindener Straße aber heißt noch heutzutage der „Gewürzteich".

Schiller, Beuthen.

Bekannte Männer der Heimat.



Kirche in Brunzelwaldau.



Bekannte Männer der Heimat.

Groß ist die Zahl der Männer, die in irgend einer Weise der Heimat gedient oder durch die Tat, das Wort oder das Bild die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf den Kreis Freystadt gelenkt haben. Leider verbietet es der Raummangel, ihre bereits fertiggestellten Lebensbilder im Heimatbuche zu veröffentlichen. Ihre Namen ganz der Vergessenheit anheim fallen zu lassen, wäre ein Akt der Undankbarkeit.

Der bedeutendste Kaufmann des Mittelalters war der Beuthener Bürgerkönig Andreas Neumann. Durch weitverzweigte Handelsbeziehungen zu Polen und umfangreiche Warenspeditionen nach Mitteldeutschland und Sachsen erwarb er so gewaltige Reichtümer, daß er 1477 drei Vierteile der Stadt mit ausgedehnten Liegenschaften kaufen, das Edelfräulein Margarete von Glaubitz heiraten, im Schlosse wohnen und vom Kaiser in den Ritterstand erhoben werden konnte. 1494 fiel er wahrscheinlich dem russischen Flecktyphus zum Opfer, den polnische Handelsleute eingeschleppt haben mochten. Da er kinderlos starb, gingen seine Besitztümer in die Hand seines Schwagers, des Ritters Peter von Tauer auf Meschkau, über. Ein unsterbliches Verdienst erwarb er sich durch die

Anlage des sog. „Beuthener Roten Stadtbuches". Dieses umfaßt 384 Seiten und enthält zahlreiche Urkunden aus dem Zeitraume von 1470—1549. Die in ihm enthaltenen Verhandlungsprotokolle, Testamente, Vermächtnisse, Kaufverträge, Orts- und Personennamen, mundartlichen Ausdrücke usw. gewähren uns einen Einblick in die Besitz- und Rechtsverhältnisse, in die Sitten und Gebräuche jener Zeiten und ermöglichen Rückschlüsse auf die Herkunft der in das Beuthener Ländchen eingewanderten deutschen Ansiedler.

Der Ritter Hans von Rechenberg besaß an der Wende des 15. Jahrhunderts fast den ganzen Kreis Freystadt. Seiner weitreichenden Macht gelang es, dem ausgedehnten Räuberunwesen (Schwarzer Christoph) jener Zeit das Handwerk zu legen und damit den heimischen Handel zu fördern. 1522 nahm er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und wurde von da ab der eifrigste Förderer und Beschützer der Reformation im Fürstentum Glogau. Durch ihn trat die Stadt Freystadt mit Luther in direkte Beziehungen, und Philipp Melanchton wurde sein Gast. „Der deutsche Hans" — wie ihn Luther nannte — starb 1537 in Prag und wurde unter Beteiligung aller Volkskreise in Freystadt beigesetzt. Ihm soll unsere Kreishauptstadt die sorgfältige Befestigung verdanken.

Die Waffenkammer zu Carolath birgt das Fürstenschwert, das der Reiterführer Fabian von Schönaich 1547 dem protestantischen Herzog Ernst von Braunschweig in der Schlacht bei Mühlberg persönlich abnahm. Fabian von Schönaich war aber nicht nur ein tüchtiger Feldherr, sondern auch ein bedeutender Kulturförderer. Als er 1560 die Herrschaft Beuthen (=Carolath) erwarb, bestand die rechte Oderseite aus toten Oderarmen, Sumpf und Heide. Dieses Oedland besiedelte er mit deutschen Bauernsöhnen. Aus den Niederlassungen entwickelten sich die Ortschaften Carolath, Amalienhof, Bielawe, Grochwitz, Hohenborau, Eichau und Aufhalt. In Beuthen errichtete er einen Eisenhammer und zahlreiche Weinberge, hob das Tuchmacher-

gewerbe und siedelte einen Seidenhefter, einen Goldschmied und einen Maler und Poeten an. Die Brücke, die er über die Oder spannte, wurde vom Hochwasser fortgerissen. Das Freystädter Schloß, das bis dahin nur Befestigungsanlagen aus Holz besaß, versah er mit steinernen Schutzmauern. Die Anlage kostete 5000 Taler. Er starb 1591 im Alter von 90 Jahren.

Eine ungewöhnlich schöpferische Kraft besaß der Freiherr Georg von Schönaich. Er wurde 1557 geboren, studierte in Wittenberg die Rechte und übernahm 1595 die Verwaltung der Beuthen-Carolather Güter, die ihm sein Oheim Fabian hinterlassen hatte. Ihm gelang die Festigung des weitverzweigten Großbesitzes seines Geschlechtes durch die Begründung eines Majorats. (1612). Die Entwicklung der Landwirtschaft lag ihm besonders am Herzen; darum deichte er die Niederung ein, erweiterte die anbaufähige Feldmark und die Weinberge der Hügellehnen, belegte die Fischteiche mit Forellenbrut, setzte die ersten Fasanen aus und führte rheinische Reben, den Borsdorfer Apfel, den welschen Weinling, die rote Blanche, den Hopfen, spanische Wollschafe, neapolitanische und türkische Pferde- und Schweizer Milchviehrassen auf seinen Gütern ein und gründete die Vorwerke Schönaich und Rosenthal. Seine Liegenschaften ließ er 1609 durch den Landmesser Balthasar Schubert in „einen Abriß und Mappen" bringen. Mit warmem Herzen trat er für die religiöse und sittliche Ertüchtigung des Volkes ein. Er erbaute die Kirchen zu Carolath, Bielawe und Lippen und stattete das Beuthener Gotteshaus mit einer Orgel aus. Für die Armen der Stadt Beuthen errichtete er das Georgen-Hospital. Die Hofedienste seiner Untertanen setzte er auf die Hälfte herab. Die Stadt Beuthen versah er mit einem neuen Rathause und einem 100 Ellen hohen Kirchturme. Die Begründung des „Akademischen Gymnasiums" machte die Stadt zu einem Mittelpunkte gelehrter Bildung. Der Bau einer Oderbrücke hob Handel und Verkehr. Aber die sorgfältige Befestigung (1619—1622)

der Stadt veranlaßte ihre Drangsalierung durch die verschiedensten Kriegsvölker. Die uneigennützige, segenbringende Tätigkeit des Freiherrn beschränkte sich nicht nur auf den Kreis Freystadt, sondern dehnte sich auf das ganze Reich aus. Auf einstimmigen Beschluß aller schlesischen Fürsten und Stände ernannte ihn Kaiser Matthias am 10. Oktober 1611 zum „Wirklichen geheimen kaiserlichen Rate und Kanzler". Dem Wiener Hofe leistete er wertvolle Dienste.

Der bedeutendste Geschichtsschreiber der Heimat ist Joachim Cureus. Er war der Sohn des Freystädter Stadtrichters George C., gehörte zu den Lieblingsschülern des berühmten Goldberger Schulmannes Trotzendorf, erwarb sich an der Universität Wittenberg die besondere Gunst Melanchtons, promovierte 1554 zum Magister philosophiae und wurde 1554 Rektor der Lateinschule in seiner Vaterstadt. Private naturwissenschaftliche und medizinische Studien führten ihn 1557 an die Universitäten Padua und Bologna. Nach seiner Rückkehr aus Italien ließ er sich als Arzt in Freystadt nieder. Bald darauf ernannte ihn die Stadt Glogau zum Kreisphysikus. In dieser Stellung fand er Gelegenheit, Einblicke in Urkundensammlungen, Kirchenbücher und Chroniken aller Art zu tun und Land und Leute der Heimat kennen zu lernen. Die Ergebnisse dieser Studien legte er in der ersten Chronik von Schlesien „Gentis Silesiae annales" nieder, die 1585 von dem Saganer Bürgermeister Heinrich Rätel ins Deutsche übertragen und bis 1594 weiter geführt wurde. Der zweite Teil dieses Werkes enthält die Geschichte unserer Heimat. Ueberanstrengung im Berufe machten seinen Körper frühzeitig hinfällig. Und so starb der berühmte und beliebte Arzt, der noch viele Kranke heilen und uns manche Frage über die Vergangenheit des Kreises Freystadt beantworten konnte, schon am 21. Januar 1573.

Von Beuthen a. O. ging im 17. Jahrhundert die Reinigung der deutschen Sprache von fremdsprachlichen Beimischungen und die Reformation der deutschen

Dichtkunst aus. Dort verfaßte im Jahre 1617 ein Student ein Büchlein, das mit kräftigen und stolzen Worten gegen die Vernachlässigung der Muttersprache und den Fremdwörterunfug in der deutschen Dichtkunst zu Felde zog. Das Werk erschien im Verlage der heutigen Kernschen, damals Johann Dörferschen Buchdruckerei und führte den Titel: „Aristarchus, sive de Contemptu Linguae Teutonicae“ oder „Ueber die Verachtung der deutschen Sprache“. Keine zweite Schrift der deutschen Literatur hat so eindringlich und nachhaltig gewirkt wie diese Vorstudie zu dem später erschienenen „Buch von der teutschen Poeterey“; denn sie erlangte einen entscheidenden Einfluß auf die Reinigung der deutschen Sprache von fremdsprachlichen Ausdrücken und auf die Entwickelung der deutschen Dichtkunst. Veranlassung zu der Entstehung dieser Schrift gab die Tatsache, daß es den Italienern und Franzosen gelungen war, allgemein bewunderte Dichtungen nach dem Muster der alten Klassiker zu schaffen, während in Deutschland ähnliche Leistungen gar nicht vorhanden waren. Sollten die Deutschen allein unfähig sein, in ihrer Sprache ähnliches zu leisten? fragte sich der Student. Er empfand es als eine persönliche Schmach, daß die Deutschen literarisch den Nachbarvölkern nachstehen sollten. Die Hauptschuld dieser Erscheinung trug nach seiner Ueberzeugung die Entartung der deutschen Sprache durch die Ueberwucherung fremder Beimischungen. Diese aus der Muttersprache zu entfernen und sie selbst weiter zu entwickeln, sei das höchste Ziel aller Dichter und Gelehrten. Das Buch schließt mit der Aufforderung: „Strebt dahin, daß Ihr, die Ihr allen übrigen Völkern an Tapferkeit und Treue vorangeht, hinter keinem in der Vortrefflichkeit der Sprache zurückbleibet!“ Der Verfasser dieses aufsehenerregenden Werkes war M a r t i n O p i t z, ein Student der Rechte und Literatur am „Akademischen Gymnasium“ zu Beuthen. Seine Wiege stand in Bunzlau. Dort wurde er 1597 als Sohn eines Fleischermeisters geboren. Nach dem Besuche der Bunzlauer Schule und des Breslauer Magda-

lenaeums bezog er die Beuthener Hochschule. Zugleich verwaltete er die Stelle eines Hofmeisters bei dem kaiserlichen Kammerfiskal und Pfalzgrafen Tobias Scultetus von Bregoschütz und Schwanensee, der sich 1615 auf dem steilen Oderufer das Schlößchen Bellaquimontium erbaut und sein Haus zum Mittelpunkte des geistigen und geselligen Lebens gemacht hatte. Nach der Vollendung des akademischen Studiums in Frankfurt a. O., in Heidelberg und in den Niederlanden unternahm Opitz in Diensten verschiedener schlesischer Fürsten große Reisen ins Ausland, wurde Sekretär des Königs Ladislaus von Polen und starb 1639 in Danzig an der Pest, die ein Bettler auf ihn übertrug, als er diesem auf der Straße eine Gabe reichte. Opitzes größtes Verdienst ist sein mannhaftes Eintreten für die deutsche Sprache und Reinheit in einer Zeit, in der man sich darin gefiel, fremdländische Redewendungen den deutschen vorzuziehen und damit das althergebrachte heimische Sprachgut zu verleugnen.

Die Mundart des Kreises Freystadt ist der schlesische Dialekt, der schriftstellerisch zuerst zu künstlerischer Gestaltung Verwendung fand und die Bühne eroberte. Die Erstaufführung des Bauernstückes, das sich des heimischen „Neiderländisch“ bediente, fand am 10. Oktober 1660 „auf dem Schaw=Platz zu Glogow“ (Glogau) statt und führte den Titel „Die geliebte Dornrose“. Die ersten Dialektstudien machte der Verfasser, der Sohn eines ehemaligen Neusalzer Geistlichen, in Zissendorf und Streidelsdorf, wo er wiederholt im Pfarrhause des Bruders weilte. Längere Aufenthalte in Herwigsdorf, Rückersdorf und Freystadt führten ihn in das tiefere Verständnis der Mundart ein, und in seiner Stellung als Hauslehrer auf dem Schlosse des Kaiserlichen Pfalzgrafen Georg Schönbörner auf Schönborn lernte er diese sicher beherrschen. Andreas Gryphius, der Dichter „der geliebten Dornrose“, wurde 1616 in Glogau geboren. Trüb und düster war seine Jugend, vielbewegt, schwer und kurz das ganze Leben. Nach vierzehnjähriger Amtstätigkeit als Syndikus der

Landstände des Fürstentums Glogau, starb er mitten in einer Ständeversammlung am 14. Juli 1664. Welches Ansehens er sich erfreute, geht deutlich aus der Inschrift seines Grabsteines hervor: „Immer zu früh sterben diejenigen, die unsterblichen Gedanken nachsinnen.“

Der Name des Dichters Emanuel Geibel klingt wohl kaum in einem anderen Winkel Deutschlands so oft wieder wie in unserer Heimat. Auf der steilen Höhe des Schlesisch-Tarnauer Seeufers thront das „Geibelschlößchen“. Am Fuße der Carolather Höhe schlängelt sich der „Geibeldamm“ entlang. Auf einer verborgenen Waldwiese des Beuthen-Carolather Oderwaldes steht das schweigsame „Geibelhäuschen“, und Beuthen besitzt eine „Geibelstraße“. Heinrichslust ist voll von Geibelerinnerungen, denn dort weilte der Dichter oft als Jagdgast des Fürsten Heinrich und seiner Gemahlin, einer geborenen Freiin von Firks. Wie wohl ihm dieser Aufenthalt getan hat, geht aus folgender Briefstelle hervor: „Es ist mir förmlich schwer geworden, mich von Heinrichslust zu trennen, wo ich mich so heimisch fühlte.“ Und von Carolath aus schrieb er an seine Gattin: „So schreib ich Dir endlich von Carolath aus einem alten, hohen Gemach, welches mir die Güte der Fürstin so bequem eingerichtet hat, daß ich mir zwischen all den Teppichen, Diwans und Lehnsesseln fast wie ein verzauberter Prinz vorkomme.“ Nach der Entlassung des Dichters aus dem Münchener Hofdienst gelang es der Fürstin, ihm ein Ehrengehalt von König Wilhelm I. zu erwirken. Die letzten Jahre des Dichters waren von körperlichen Schmerzen heimgesucht. Am 6. April 1884 erlöste ihn der Tod von allen Lasten des Lebens.

Karl Beuthner, verheiratet mit der kunstsinnigen Tochter des Generalleutnants Freiherrn von Klix, stammte aus dem Lehstenschen Bauerngute in Nenkersdorf. Sein Geburtstag war der 30. Mai 1827. Nach dem Besuche des Bunzlauer Lehrer-Seminars wurde er Mädchenschullehrer in Neusalz a. O. Eine Berufung nach Berlin lehnte

er ab, weil er sich ein Leben ohne Oder, Oderwald und Carolather Heide nicht denken konnte. Innige Natur- und Heimatliebe drückten ihm oft die Feder in die Hand. Ein Teil seiner Lieder, Gedichte, Legenden, Fabeln und Rätsel wurden zu einem Bande unter dem Titel „Auf der Heimatflur“ vereinigt.

In Neustädtel wuchs Professor Dr. E. Kolbe in den bescheidensten Verhältnissen auf. Nach dem Besuche des Glogauer kath. und Breslauer Matthias-Gymnasiums studierte er in der Provinzialhauptstadt Schlesiens zwei Semester Theologie. In Berlin und Leipzig zog ihn besonders die Philologie an. 1868 wurde er Oberlehrer an einem Berliner Gymnasium. In den Ferien bereiste er, zumeist zu Fuß, ganz Deutschland, die Schweiz, Tirol, Oberbayern, das Salzkammergut, die Karpathen u. s. w. Fünf Jahre lang war er Vorsitzender des über ganz Deutschland verbreiteten Bundes „Alter Wandervögel.“ 1920 schied er nach fünfzigjähriger Dienstzeit aus seinem Amte. Groß ist die Zahl der Aufsätze und Artikel, die er aus dem Gebiete der Kunst-, Heimat- und Ortsgeschichte in den verschiedensten Zeitschriften veröffentlichte. Seine „Geschichte der Stadt Neustädtel“ erschien 1924 im Verlage des Magistrats zu Neustädtel.

Pflug und Scholle besingt gegenwärtig wohl am erfolgreichsten Otto Muenzer, geboren 1860 in Neusalz a. O. Nach dem Besuche des Grünberger Realgymnasiums widmete er sich dem Studium der Landwirtschaft, trat in den preußischen Staatsdienst über und verwaltete bis zum Jahre 1919 das Amt eines Distriktskommissars in der Provinz Posen. Sein gegenwärtiger Wohnsitz ist Ober-Wiesenthal im Bober-Katzbach-Gebirge. Außer Fachartikeln, Humoresken und Gedichten veröffentlichte er die Liedersammlungen „Kommersbuch für Landwirte“, „Das Landliederbuch“, das „Liederbuch für Schüler landwirtschaftlicher Lehranstalten“ und das „Liederbuch für den deutschen Osten.“

Ein bekannter deutscher Geologe und Paläontologe ist der Geheimrat Dr. Otto Jaekel. Er wurde am 21. Februar 1863 in Neusalz a. O. geboren, besuchte das Gymnasium in Glogau und studierte in München. Seine hochschulamtliche Tätigkeit begann er an der Universität Berlin. Gegenwärtig wirkt er als ordentlicher Professor an der Universität Greifswald. Geheimrat Jaekel wird auch als Maler, besonders als Landschaftsmaler, geschätzt.

Adolf Schiller, geb. am 8. März 1874 in Ober-Peilau im Eulengebirge als Sohn eines Dampfmühlenbesitzers, wurde für den Lehrerberuf vorbereitet, legte von Hirschberg i/Rsgb. aus die Mittelschullehrer- und Rektorprüfung in Breslau ab, erhielt 1918 die Befähigung zur Leitung von Mittelschulen und wirkt seit 1911 als Rektor in Beuthen a. O. Bis zu seiner Wahl zum Stadtverordnetenvorsteher entwickelte er eine lebhafte schriftstellerische Tätigkeit. Seine Aufsätze, Naturschilderungen und Erzählungen wurden zumeist für pädagogische Kreise und für das Volk geschrieben und in den verschiedensten Zeitschriften und Zeitungen unter Deck- und eigenem Namen veröffentlicht. Von den längeren Abhandlungen, denen z. T. eigene Forscherarbeit zugrunde liegt, seien erwähnt: Die Begabungsfrage in der modernen Volksschule, Die Berücksichtigung individualer Begabungsdifferenzen bei dem ersten Lese- und Schreibunterrichte, In welcher Weise verschafft sich die Schule ein sicheres Urteil über die intellektuelle Fähigkeit der Schüler? Faulheit und Fleiß, Die Gewohnheit in der modernen Schule, Die Entwickelung der kindlichen Aufmerksamkeit und ihre Disziplinierung, Ausbildung und Vervollkommnung in der modernen Schule, Die Bildung des Willens, Die Bedeutung des Gefühls für die Geistesbildung, Die Erforschung und Berücksichtigung der Individualität in der modernen Schule, Die Pflege des Gedächtnisses in der modernen Schule, In welcher Weise sucht die moderne Volksschule ein gesundes Spannungsverhältnis zwischen Gedächtnis und Verstand herzustellen? Die Bedeutung des Gefühls

für den Erfolg des Unterrichtes, Die Bedeutung der Uebung für die normalfortschreitenden Schüler und die einseitig und mäßig begabten Nachzügler der Volksschule, Die geistige Arbeitstechnik des Schülers, Auf welcher Entwicklungsstufe befindet sich das normalbegabte und das schwachsinnige Kind, das im Alter von sechs Jahren in die Grundschule eintritt? Die Begabungsunterschiede der Knaben und Mädchen, Die Förderstunde, Welche Stellung nimmt die experimentelle Psychologie zu der Forderung einer neunjährigen Schulpflicht für die Schüler der Volksschule ein? Berufsberatung und Berufsfürsorge durch Volksschule und Berufsamt, — Goethe in Schlesien, Oberschlesische Schriftsteller, Schlesische Dialekte und Dialektdichtung, Aus der oberschlesischen Sagenwelt, Philo vom Walde, Die Typhusepidemie in Oberschlesien, Das ländliche Oberschlesien am Ende des 18. Jahrhunderts, Die böhmischen Hussiten in Schlesien, Sachsengänger usw. In Buch- bezw. Broschürenform erschienen: Unrecht Gut,(Novelle),Schlesische Volksmärchen, Kynastsagen, Kynsburgsagen, die Schlacht bei Leuthen, Die evangelische Gnadenkirche in Hirschberg, Beuthen, Bez. Liegnitz, Ein Führer durch die Stadt und ihre Geschichte. Auf Anregung der Lehrerschaft zeichnete er die bei Flemming erschienene Schulwandkarte des Kreises Neumarkt i. Schl. Herr Schulrat Eich und der Kreislehrerrat betrauten ihn 1924 mit der Herausgabe des Heimatbuches des Kreises Freystadt.

Max Simon wurde am 1. November 1884 in Schönbankwitz geboren, besuchte das Lehrer-Seminar zu Bunzlau, war Lehrer in Berlin, legte die Mittelschullehrer- und Rektorprüfung ab und wirkt gegenwärtig als Rektor der evangelischen Mädchenschule in Neusalz a. O. Seit 1921 ist er Mitglied des preußischen Landtages. Am Weltkriege nahm er als Leutnant und Kompagnieführer teil und wurde dreimal verwundet. Seine Erzählungen „Pionier Sommer vor Alsen“ und „Freie Geister“ spielen in der Gegend von Schlesisch-Tarnau. Außerdem veröffentlichte er „Bär und Aar“, ein preisgekröntes Freilichtspiel,

„Mutter- und Vaterland“, Schauspiel, „Der Kronenhof“, Roman, „Der Dichter vom Buchberg“, Roman und die Gedichtsammlung „Frohe freie Lieder“.

Alle Bestrebungen, die geschichtliche Vergangenheit des Kreises Freystadt zu erforschen, die Kunst- und Naturdenkmäler zu erhalten und die Schönheit der Heimat der Allgemeinheit zu erschließen, vereinigte der Hüttendirektor Edmund Gläser in der „Vereinigung für Natur- und Heimatschutz“. Er wurde am 29. Februar 1888 in Neusalz geboren, besuchte das Realgymnasium am Zwinger in Breslau, erlernte das Bankfach, trat 1910 als Volontär in den Betrieb der Berlin-Anhaltischen-Maschinenbau-Aktiengesellschaft zu Dessau ein, war drei Jahre in der Metallfirma J. Weil u. Co. in Berlin tätig und übernahm 1917 die Direktion der Paulinenhütte in Neusalz. 1913 regte er die Gründung des „Neusalzer Heimatmuseums“, 1922 die Veranstaltung des Carolather Trachtenfestes und 1925 die Inszenierung der Beuthen-Carolather Heimatspiele an. Zahlreiche Aufsätze aus dem Gebiete der Heimatkunde wurden von ihm in den verschiedensten Zeitschriften, Zeitungen und Heimatkalendern veröffentlicht.

Seit einigen Jahren gibt er in Gemeinschaft mit dem Studienrat Dr. Klose in Grünberg den „Heimatkalender für die Kreise Grünberg und Freystadt“ heraus.

Im kath. Schulhause zu Tschiefer wurde am 15. Januar 1889 der Liegnitzer Studienrat Johannes Hönig geboren. Er besuchte das Gymnasium in Glogau, studierte in Breslau Philologie und Literatur und bestand 1914 das Staatsexamen. Frühzeitig trat er literarisch auf. Sein erstes Werk, das Epos „Vater Martin“, veröffentlichte er schon als Primaner. 1917 erschien die Gedichtsammlung „Auszug und Heimkehr“. Er ist ständiger Mitarbeiter vieler Zeitschriften. Von seinen zahlreichen Abhandlungen seien hier erwähnt: „Ferdinand Gregorius als Dichter“, „Dichtung und Weltanschauung“.

Die Geschichte und die Sage des Städtchens Schlawa erforschte, bearbeitete und veröffentlichte der Hauptlehrer

Otto Helm in Kusser, früher in Schlawa. Seine Wiege stand in einem Posener Forsthause. Dort wurde er am 22. Februar 1886 geboren. Nach der Absolvierung des Rawitscher L.-Seminars wurde er Lehrer in der Provinz Posen. Nach seiner Vertreibung durch die Polen amtierte er in der schlesischen Oberlausitz und in Schlawa und wurde 1925 Hauptlehrer in Kusser. Seine Aufsätze über die Arbeitsgestaltung i. d. Schule, über die Arbeitsschule, die Fortbildungsschule, den Elternbeirat, den Religionsunterricht, die Autorität des Lehrers u. a. veröffentlichte er in pädagogischen Zeitungen.

Die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten der heimischen Landschaft werden in Zeichnungen, Aquarellen und Scherenschnitten durch den Maler Koschel und die Malerin Jaekel dargestellt und verbreitet.

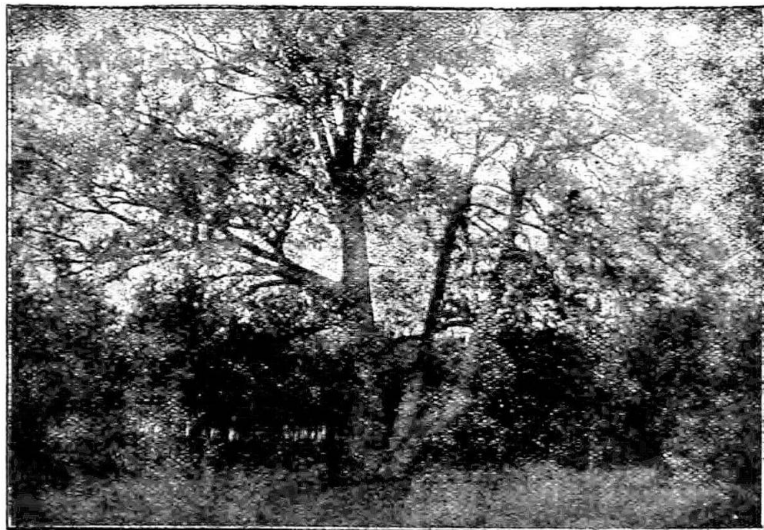
Willy Koschel, geb. am 30. Oktober 1890 in Breslau, besuchte die Bender-Oberrealschule und 10 Semester die Kunstakademie seiner Vaterstadt. 1914 bestand er das Zeichenlehrer-Examen und wirkt gegenwärtig als Zeichenlehrer am Realgymnasium in Neusalz. In seiner Freizeit betätigt er sich im Landschaftsmalen heimatlicher Bilder, sowie in Holzschnitt und Radierung, Kunstgewerbe und Gebrauchsgraphik. Einige seiner Werke wurden auf Ausstellungen und bei künstlerischen Wettbewerben durch Preise ausgezeichnet. Von ihm stammt auch das Titelbild des Heimatbuches.

Lotte Jaekel, geb. am 22. Juli 1889 in Neusalz, erhielt ihre zeichnerische Ausbildung bei Professor Müller-Schönefeld, Charlottenburg, besuchte die Kunstschule in Berlin und legte 1915 die Zeichenlehrerinnenprüfung ab. Sie betätigt sich besonders auf dem Gebiet der Federzeichnung, des Scheren- und Holzschnittes.

Die Männer der Heimat, die auf wirtschaftlichem Gebiete Hervorragendes geleistet haben, wurden bereits in dem Teile „Industrie" hervorgehoben. Ihre Zahl hätte sicher vermehrt werden können, wenn die erbetenen Unterlagen zusammen gekommen wären.

„Die Oderkrebse“ sind Gelegenheits- und Stegreif- Reimereien, die heut noch in lustiger Gesellschaft oft und gern zitiert werden. Ihr Verfasser ist der Maurer Tulke. Dieser wurde am 29. Januar 1829 in Landskron bei Bielawe als Sohn eines Wirtschaftsvogtes geboren, besuchte die Schule zu Bielawe, erlernte das Maurerhandwerk, erwarb die Erbscholtisei Alt-Kranz, baute das „Gasthaus zum grünen Baum“ in Beuthen, das ihm gehörte, vollständig um, übernahm in den siebziger Jahren die Erbscholtisei in Neu-Bielawe, veranlaßte durch persönliche Verhandlungen mit dem Ministerium den Bau der Schleusen am Randkanal und wälzte die Unterhaltungspflicht der Kanalbrücke von den Schultern der Gemeinde Bielawe. Eine poetische Ader ganz eigener Art bewog ihn, alle Geschehnisse der Heimat in Form von Gelegenheitsreimereien zu verbreiten. Die Beliebtheit am Biertisch verführte ihn zu einem unsteten Wanderleben. Am 22. November 1890 erlöste ihn in Hohenborau der Tod von einer drückenden Vereinsamung.

Im Jahre 1839 erschien im Verlage von Sauermann in Freystadt die 164 Seiten starke Gedichtsammlung: „Stimmen aus der Wüste“. Sie war dem Fürsten von Carolath-Beuthen gewidmet und enthielt Lieder ernsten und humoristischen Inhalts, die zum Teil mit Melodien versehen waren. Der Verfasser derselben, F. A. Heinze, wirkte als Lehrer in Hohenborau und wurde von seinen Zeitgenossen als „Gelegenheitsdichter“ hoch verehrt.



Die Franzosen- oder Eichkiefer bei Krolkwitz.
(S. S. 136)

Statistisches.

Heimatlied.

Melodie: Lehrer Grohmann, Beuthen.



Melodie des Beuthener Heimatliedes.

1. Sei gegrüßet Heimaterde,
An der Oder grünem Strand
Zwischen Dalkaus Schellenberge
Und des Weißen Berges Sand!
Schlawas See im Osten träumet
An der Heide stillem Rand,
Und des Bobers Welle säumet
Freystadts dunkles Hügelland.

2. Heimat, wie ein Gottesgarten
Prangst Du, wenn der Mai dich schmückt,
Auf der Berge höchsten Warten
Föhrenduft die Lüfte drückt.
In dem Rauschen Deiner Eichen
Schwillt unendlich weit die Brust;
Und in Seen und auf Teichen
Jauchzt die Jugend voller Lust.

3. Heimat, segne Deine Kinder,
Wie bisher, mit Obst und Korn;
Schenk' dem Bergmann auch nicht minder
Von der Tiefe reichem Born.
Halt' die Schlote der Fabriken
Bis die Sonn' vom Himmel fällt;

Laß den Handel nicht ersticken
Durch den Neid der weiten Welt.

4. Heimat! Deine Kraft und Stärke,
Deiner Seele mächt'ge Hand
Segnet Deiner Kinder Werke,
Schlingt um sie der Liebe Band.
Und schlägt meine letzte Stunde,
Dann schenk', Heimat, mir ein Grab
In der Scholle stillem Grunde,
Die so tief geliebt ich hab'.

Schiller, Beuthen.



I. Lage, Grenzen, Gestalt und Größe des Kreises.

Der Kreis Freystadt liegt im nördlichen Teile der Provinz Niederschlesien zwischen 32° 52' und 33° 50' östlicher Länge und 51° 38' und 51° 57' nördlicher Breite. Die Oder teilt ihn in eine östliche und eine westliche Hälfte. Er berührt im Osten die Provinz Posen, das Königreich Polen und den Kreis Glogau, im Süden die Kreise Glogau und Sprottau, im Westen den Kreis Sagan und im Norden den Kreis Grünberg. Seine Gestalt hat die Form einer Muschel, deren Länge (Pürschkau—Rohrwiese) 63 km und deren Breite (Poppschütz—Modritz) 37 km beträgt. Der Flächeninhalt zählt 876 qkm.

II. Die natürlichen Landschaftsgebiete.

Der äußerste Osten der Heimat ist mit zahlreichen Seen und Mooren bedeckt. Jenseits der Tarnauer Seen beginnt eine sandige Hochfläche mit dünenartigen Höhenzügen und ausgedehnten Kiefernwaldungen. Diese geht im Westen ziemlich unvermittelt in die Odertiefebene über. Der westliche Teil unserer Heimat ist ein flachwelliges Hügelland, das sich an verschiedenen Stellen einer großen Fruchtbarkeit erfreut und nicht selten zu bedeutenden Höhen

emporsteigt. Den Nordwesten bedeckt sandiges Schwemmland.

In der Bodenform des Kreises Freystadt treten also deutlich 5 natürliche Landschaftsgebiete zutage, nämlich

1. die Schlawaer Seenlandschaft,
2. die Carolather Heide,
3. die Oderniederung,
4. das fruchtbare Hügelland der linken Oderseite,
5. das ehemalige Urstromtal.

1. Die Schlawaer Seenlandschaft

erfüllt den östlichen Teil des Kreises Freystadt. Sie bildet eine hügelige Jung-Moränenlandschaft, die von Gletscherzungen der dritten Eiszeit aufgeschüttet und von den Schmelzwassern derselben mit zwei langgestreckten Wannen versehen wurde. In der Nähe von Rädchen, Schlawa und Laubegast sind die Schuttmassen geradezu gebirgsartig gruppiert. Von diesen Stellen aus genießt der Wanderer eine herrliche Aussicht über Hügel, Wälder, Seen und Dörfer.

Die Schlawaer Seenplatte umfaßt den Schlawaer- (Schlesisches Meer) und den Scumpf-See. Die Wassermassen der Tarnauer Seenplatte sind so zusammengeschmolzen, daß es ihnen unmöglich ist, die ganze Wanne auszufüllen. Sie haben sich deshalb in folgende Restseeen aufgelöst: Oglisch-, Kleiner und Großer Tarnauer-, Hammer- und Katter-See.

Gespeist werden die Wasserbecken der Heimat weniger durch Zuflüsse als durch unterirdische Quellen und Niederschläge. In den Schlawaer See mündet die „Scharnitze" und der Abflußgraben der Tarnauer Seenplatte. Dem Westzipfel desselben entwindet sich die „Faule Obra", die sich fast gefällelos zur Oder schlängelt.

Sehr reichhaltig ist die Pflanzen- und Tierwelt der Schlawaer Seelandschaft. (S. 121—123.) Auf den Höhen wechseln Getreide-, Kartoffel- und Hackfruchtfelder miteinander ab, und die Häuser der Ortschaften drängen sich an verschiedenen Stellen bis an die Seeufer heran.

2. Die Carolather Heide

bildet das ausgedehnteste Sandergebiet des Kreises Freystadt. Sie bedeckt den ganzen Raum zwischen der Schlawaer Seenlandschaft und der Oderniederung und ist keinesfalls überall ganz eben. Deutlich treten die Moränenzüge der Teltowrandlage zutage. Die bekanntesten davon sind der Lippen-Liebenziger und der Eichau-Grochwitzer Höhenzug mit der Almahöhe bei Glogeiche (119 m) und dem Tschirchenberge bei Grochwitz (119 m).

Dunkle Kiefernwaldungen bedecken wie ein endloses grünes Meer den lockeren Sandboden der Heide (s. Abb.). Wo dieser völlig humuslos ist, dort führen die Nadelbäume ein freudeloses Hungerleben. Ihre Stämme verkrüppeln vollkommen, und dichte Moospolster zehren an dem kranken Marke. Wird der abgeschlagene Busch an solchen Stellen nicht sofort durch Neupflanzungen ersetzt, so verschwindet in wenigen Jahren ein jeder Pflanzenwuchs, und der Wind treibt mit dem blanken Sande ein loses Spiel. Humusreichere Bodensenken aber tragen stolze Nadelwaldungen und gewähren auch Buchen- und Steineichen (Rotbuchenhorst, Glogeiche) standesgemäßen Lebensunterhalt. Glänzende Birkenstämme umsäumen nicht selten die einsamen Heidewege. Wo nicht üppiges Heidekraut den Waldboden überzieht, dort bilden Heidel- und Preißelbeeren ausgedehnte Kolonien und gewähren Eidechsen, Blindschleichen und Ottern sichere Verstecke. Füchse beschleichen Hasen, Reh-, Dam- und Edelhirschkälber; Marder und Iltisse verfolgen das schnelle Eichhörnchen, und Bussarde, Sperber, Habichte und Milane stoßen aus schwindelnder Höhe blitzschnell auf Krähen, Dohlen, Eichelhäher, Blauraken, Amseln, Drosseln, Spechte, Goldhähnchen und Baumläufer herab.

Magere Roggen-, Hafer-, Buchweizen-, Lupinen- und Kartoffelfelder erzählen, wie sauer es den Heidebewohnern wird, das tägliche Brot der kargen Scholle abzuringen. Nur in den seltensten Fällen deckt der Ertrag der Ackerflächen und des Kuh- und Ziegenstalles die

Ausgaben für den Haushalt der bedürfnislosen Menschen. Deshalb sammeln Frauen und Kinder im Sommer fleißig Beeren, Pilze und Kiefernzapfen, während die Männer jede freie Minute zu Aufforstungs- und Holzfällerarbeiten im Dienste der Waldbesitzer ausnützen.

Doch reizlos ist die Heide nicht! Wenn die violetten Birkenruten das duftende Vorfrühlingsgewand anlegen, der grüne Mantel des Waldes im hellen Maiensonnenschein aufleuchtet, die Vögel in überschwenglicher Frühlingsfreude hell aufjauchzen, die üppigen Blaubeersträucher den Waldboden mit einem prunkvollen Teppiche überziehen, der Herbst die silbernen Birkenstämme mit leuchtendem Gold und Purpur überschüttet, das Heidekraut sich mit violetten und rosaschimmernden Blütenglöckchen schmückt, die Abendsonne die rötlichen Kiefernstämme mit feuriger Glut umloht und der leuchtende Feuerball langsam in das purpurne Heidebett hinuntergleitet, dann steigt selbst aus dem Herzen des kargernährten Heidebewohners Dank zu dem Herrn empor, der auch seine Heimat mit Reizen ausstattete, die das Auge blank und das Herz warm machen.

Am fruchtbaren Nordrande der Carolather Heide liegen die Dörfer Lippen, Liebenzig und Eichau in einer Landschaft, die auch Weizenfelder aufweist.

3. Die Oderniederung

breitet sich zwischen dem Großen Landgraben und den Vorbergen der Dalkauer Hügellandschaft und des Freystädter Höhenrückens aus, die bei Nenkersdorf, Beuthen und Carolath bis dicht an das Flußbett herantreten. Der Strom hält sich teilweise ziemlich nahe an die Westseite der Ebene und wird fast ununterbrochen von hohen Dämmen festgehalten, hinter denen nicht selten die dunklen Spiegel alter Flußläufe als „Oderlöcher“ aufblitzen. Nur in der Gegend von Költsch gestattet eine Dammlücke die seenartige Ausdehnung der Hochflut. Das Zurückweichen des linken Talrandes bis an den Fuß der Tschöpplauer und



In der Carolather Heide.

Heinzendorfer Höhen gibt der Oderniederung bei Neusalz eine ungewöhnliche Breitenentwickelung.

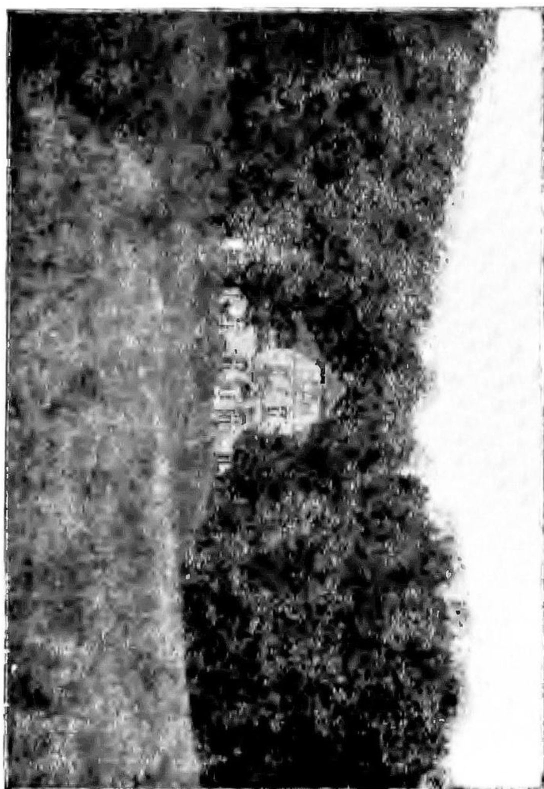
Wiesen und Eichenwälder säumen überall die Ufer des Flusses freundlich ein. An feuchten Stellen wuchern Weiden, Erlen, Pappeln und Linden, und am Rande der Oderwiesen blühen im Frühjahre Haselnuß-, Schlehen- und Hundsrosenhecken.



Die Carolather Fähre.

In nicht allzugroßer Entfernung von dem Strombette beginnt das Reich der Wiesen und Felder. Der eigentliche Niederungsboden der rechten Oderseite besteht zumeist aus Tonschichten, die so glücklich mit Sanden und Humusschichten durchsetzt sind, daß sie Weizen- und Zuckerrübenschläge von beträchtlichem Umfange zu tragen vermögen. Die Sand- und Moorfelder des linken Flußufers dagegen sind wenig fruchtbar und liefern daher nur mäßige Roggen-, Hafer- und Kartoffelernten.

4. Das fruchtbare Hügelland der linken Oderseite erfüllt mit seinen Ausläufern den ganzen Südwesten des Kreises Freystadt und bildet mit seinen weiten Ackerflächen



Dalkauer Berghaus.

das ertragreichste Fruchtgebiet der Heimat.

Der Moränenzug, der die Landschaft durchzieht, gehört der *Flämingrandlage* an, steigt ziemlich rasch aus der Glogauer Oderniederung empor und fällt fast

ebenso schnell zum Naumburger Bobertale hinab. Die Neustädtler Senke zerlegt ihn in zwei fast gleichlange Teile.

Die Dalkauer Hügellandschaft, die in dem 229 m hohen Schellenberge die bedeutendste Höhe erreicht, umfaßt die Dalkauer Berge, die Baunauer Hügel und die im Kreise Freystadt gelegenen Poppschützer Höhen und die Zöbelwitzer, Bösauer, Nenkersdorfer, Würbitzer und Beitscher Hügel mit den jenseits der Oderdurchbruchstelle liegenden Carolather Bergen. (Adelheidshöhe).

Der Freystädter Höhenrücken, der von der Neustädtler Senke und dem Naumburger Bobertale eingeschlossen wird, besteht aus den Windischborauern, den Zissendorfern (197 m), den Siegersdorfern(Hellenberge) und den Weichau-Reinshainer Höhen. Zu seinen Vorbergen gehören die Zöllinger Berge, der Schäferberg bei Freystadt (160 m), der Krähenberg (117m) bei Weichau und die Bullendorf-Niebuscher Hügellandschaft.

Die Höhen, die sich von Nenkersdorf über Windischborau und Zölling bis nach Weichau hinziehen, werden zumeist aus Lehm, Letten und lehmigem Sande gebildet und sind dort recht fruchtbar, wo nicht Kies- und Geröllablagerungen sich eingenistet haben. Die Abhänge und Talmulden des ganzen Höhenzuges aber deckt fast durchweg ein humusreicher (Diluvial-) Lehmboden, der sich durch eine große Fruchtbarkeit und Ertragfähigkeit auszeichnet. Dort befinden sich deshalb die ergiebigsten Ackerflächen und Fruchtgefilde. Doch ist das Hügelland auch nicht ganz frei von mageren Sandflächen. Diese sind z. T. mit Kiefernwäldern bedeckt. Misch- und Laubwaldungen schmücken die fruchtbaren Stellen der Höhen und Abhänge.

In langen Reihen ziehen sich an Straße oder Bach die sauberen Gehöfte der Großgrund-, Guts- und Gartenbesitzer dahin. Schmucke Obst- und wohlgepflegte Gemüsegärten umschließen die Häuser und betten die Dörfer zur Frühlingszeit in wunderbare Blütenschneewehen ein. Auf den Feldern größerer Güter leuchten die goldgelben Raps-

blüten, und zu Beginn der Sommerszeit prangen die schmalen Mohnbeete der „kleinen Leute“ in bunter Pracht. Auf den weiten Feldern reifen Weizen, Gerste, Roggen und Hafer, und Hackfrüchte und Futterpflanzen aller Art sorgen dafür, daß die grüne Farbe auch dann von den Fluren nicht verschwindet, wenn der Herbstwind über die gelben Stoppelfelder braust. Künstliche Düngemittel erhöhen die Ertragfähigkeit der Fruchtgefilde, und Maschinen aller Art erleichtern der schwieligen Hand des Landmannes die mühsame Feldarbeit.



5. Das ehemalige Urstromtal

bedeckt den ganzen Nordwesten des Kreises Freystadt. Es bildet eine flache Mulde, in der einst die Oder ihre Fluten zur Nordsee wälzte. Nach dem Durchbruche am Weißen Berge verliefen sich die Gewässer. Im Laufe der Zeit wurden alle Täler und Rinnen bis auf die noch bestehenden Betten der Schwarze und Ochel durch Sandablagerungen zugeschwemmt und eingeebnet. An einzelnen Stellen zeigt die Decksandschicht eine dunkle Farbe. Diese rührt von moorigen Beimischungen her. Lehm und Tonbildungen sind in dem Urstromtale selten anzutreffen; Steine und Geröllablagerungen fehlen ganz.

Dicht unter der Erdoberfläche ruhen ausgedehnte Raseneisensteinlager. Diese versorgten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Neusalzer und Mallmitzer Eisenhütten mit Sumpferz. Für die moderne Roheisengewinnung sind sie wegen des hohen Phosphorgehaltes nicht verwendbar. Deshalb wird der Raseneisenstein heutzutage fast nur noch zu Bausteinen verarbeitet und das auch noch ziemlich selten. Bei Wegeausbesserungen dient er als Ersatz für Feldsteine.

Gute Grundwasserverhältnisse und eine ganze Reihe namenloser Bäche spenden dem Sandboden soviel Feuchtigkeit, daß er für den Landbau wohl geeignet wird und Roggen, Hafer, Kartoffeln und Hackfrüchte in ausreichen-

den Mengen zu tragen vermag. Ausgedehnte Wiesenflächen begleiten die Ufer der Bäche. Deshalb steht die Viehzucht des Urstromtales in hoher Blüte, und das schwarzweiße Rassevieh der Schwarzeniederung erfreut sich seit Jahren eines guten Rufes. Inmitten ausgedehnter Kiefernwaldungen finden sich hin und wieder Sumpfstrecken. Ihre mageren Gräser, Binsen, Erlen und Weiden bilden zu den fast astlosen Nadelbäumen einen wirkungsvollen Gegensatz. Flugsandstrecken versucht man überall aufzuforsten. Wo das nicht gelingt, dort treibt der Wind das lose Erdreich dünenartig zusammen. Die schönsten Wanderdünen liegen an dem Totenwege von Louisdorf nach Fürstenau.

An den Wasseradern des ehemaligen Urstromtales ziehen sich zahlreiche Siedlungen entlang. Ihre Anlage verrät den rein deutschen Ursprung. Sie entstanden zumeist im 12. und 13. Jahrhundert und verdanken ihre Entstehung den Franken, Thüringern und Hessen, die im Mittelalter ihre übervölkerte Heimat im Herzen Deutschlands verließen, um in den polnischen Urwäldern deutsche Kulturinseln zu begründen und den Slawen zu zeigen, was deutscher Fleiß aus polnischen Sandbüchsen herauszustampfen vermag.

Schiller, Beuthen.



Die klimatischen Verhältnisse der Heimat.

Der Kreis Freystadt liegt in der nördlichen gemäßigten Zone. Sein Klima ist mild und frei von schroffem Temperaturwechsel. Am wärmsten ist das Odertal mit einem Jahresmittel von 8—8½ ° C und 185—192 frostfreien Tagen. Die Sommersaat wird in der Regel Ende März und Anfang April dem Erdboden anvertraut. Der erste Schnitt der zweischürigen Wiesen beginnt durchschnittlich Mitte Juni, die Roggenernte Mitte Juli, die Haferernte Ende Juli oder Anfang August. In der Oderniederung tritt die Baumblüte einige Tage früher ein, als auf

den Höhen. Die Nachtfröste vom 11.—13. Mai wirken oft verderblich auf den jungen Pflanzenwuchs ein. Die kältesten Tage zeigen eine Temperatur von —18,8° C, die wärmsten eine solche von + 34,9° C.

Der mittlere Luftdruck beträgt 755 mm. Die Schwankungen desselben führen die verschiedenen Windbewegungen herbei. Westliche und nordwestliche Luftbewegungen herrschen in unserer Heimat vor und sorgen für milde Winter und kühle, feuchte Sommer. Ostwinde bringen im Winter trockene Kälte und im Sommer trockene Wärme.

Die Temperaturverhältnisse, die Größe des Luftdruckes und die Windbewegungen bestimmen die Art und Menge der Niederschläge. Der Freystädter Höhenrücken und vor allen Dingen der Grünberger Moränenzug zwingen die in unserer Heimat vorherrschenden Nordwestwinde zum Aufsteigen und Absetzen des Wassergehaltes. Deshalb ist Grünberg reich an Niederschlägen, das rechte Oderufer regenarm. Nach einem vierzigjährigen Durchschnitt weist die Rebenstadt eine Niederschlagsmenge von 640 mm, die Gegend von Kontopp dagegen eine solche von 525 mm, Beuthen 541 mm, Alte Fähre bei Neusalz dagegen nur 418 mm auf. Alte Fähre ist der regenarmste Ort von ganz Schlesien. Von Hagelschlägen wird der Kreis nur selten heimgesucht. Die Höhe der Schneedecke ist schwer festzustellen.

An Gewittern ist unsere Heimat nicht überreich. Die Mehrzahl derselben stößt aus dem Nordwesten gegen sie vor, zieht die Oder aufwärts oder überfliegt die Carolather Heide und die Schlawaer Seenlandschaft und wendet sich dann nach der Provinz Posen. Die von Westen heranziehenden Gewitter vermögen in der Regel die Zissendorfer-, Zöllinger- und Windischborauer Hügel nicht zu übersteigen, entladen sich deshalb nicht selten sehr heftig am Fuße der Berge, wälzen sich das Weißfurttal aufwärts, der Sprotte oder dem Dalkauer Hügellande zu, oder überfliegen in nordöstlicher Richtung das Sieger- und

Schwarzetal und vereinigen sich unterhalb Neusalz mit den Gewittern, die von Grünberg heranziehen. Höhen, Flüsse und Wälder sind die wichtigsten Wetterleiter der Heimat. Die Gewitterstation Neusalz beobachtet im Jahre ungefähr 30 Gewitter.

In neuerer Zeit sind an verschiedenen Orten des Kreises sogenannte Regenmeßstationen eingerichtet worden, welche die Niederschläge und die Temperatur messen und die Winde und Gewitter beobachten und ihre Zahl feststellen.

Schiller, Beuthen.



Die Verwaltung des Kreises.

Der Kreis Freystadt umfaßt 5 Städte, 86 Landgemeinden und 64 Gutsbezirke. Die Verwaltung hat im Kreishause in Freystadt ihren Sitz und gliedert sich in die staatliche Landesverwaltung und die kreiskommunale Selbstverwaltung. Der erste Beamte des Kreises ist der Landrat. Dieser wird vom Kreistage gewählt und von der Staatsregierung ernannt.

In seiner Eigenschaft als Vertreter der Staatsregierung hat er das Polizei-, das Paßwesen usw. zu überwachen. Für die Durchführung der Staatsgesetze sind ihm die Bürgermeister, Amtsvorsteher, Gemeindevorsteher und Landjäger verantwortlich. Die staatlichen Bürogeschäfte erledigen der Kreisdirektor und die Sekretäre, die Kassensachen die Kreiskassenbeamten. Die Reichssteuern und Reichsabgaben veranlagt das Finanzamt. Ihre Zahlung erfolgt an die Finanzkasse. Dem Schulrat sind fast alle Volks- und Mittelschulen der Heimat unterstellt. Das Gesundheitswesen beaufsichtigt der Kreisarzt (Medizinalrat). Dem Kreistierarzt (Veterinärrat) liegt die Bekämpfung von Viehseuchen ob. Das Katasteramt führt fortlaufende Verzeichnisse der Grundstücke für die Feststellung der Grund- und Gebäudesteuer. Die staatlichen oder mit Hilfe von staat-

lichen Mitteln aufgeführten Bauten beaufsichtigt das Hochbauamt in Glogau. Für die Ueberwachung der Industriebetriebe ist der Gewerberat in Neusalz zuständig.

Der Landrat steht auch an der Spitze der Selbstverwaltung des Kreises, die durch den Kreistag und den Kreisausschuß ausgeübt wird. Die Bürogeschäfte des Kreises erledigen ein Kreisausschuß-Obersekretär, ein Kassenrendant und andere Beamte. Der Kreisbaumeister (Kreisbaurat) leitet den Bau der öffentlichen Wege, Anlagen und Gebäude und überwacht ihre Unterhaltung. Vertreten wird der Landrat durch den Kreisdirektor, bei längerem Urlaub durch zwei Kreisdeputierte.

Der Kreistag setzt sich aus den Abgeordneten der Kreisbevölkerung zusammen. Er tritt alle Jahre mehrere Male im Kreishause zusammen, setzt den Kreishaushaltsplan fest und berät über die Vorlagen, die ihm der Kreisausschuß unterbreitet. Der Kreisausschuß besteht aus sechs vom Kreistage gewählten Mitgliedern. Ihm liegt die Ausführung der Kreistagsbeschlüsse ob. Er ist zuständig in folgenden Angelegenheiten: Wegepolizei, Armen-, Steuer-, Gewerbe-, Bau- und Feuerlöschwesen usw.

Mit dem Landratsamt sind ein Kreiswohlfahrtsamt mit dem Berufsamt und dem Kreisarbeitsamt verbunden. Die Kreiskommunalkasse verwaltet die dem Kreise gehörenden Gelder, zieht die Kreissteuern ein und leistet die dem Kreise obliegenden Zahlungen.

Die Verwaltung der Städte erfolgt durch den Magistrat und die Stadtverordneten-Versammlung. An der Spitze des Magistrats steht der Bürgermeister, dem zugleich die Polizeiverwaltung und die Geschäfte des Standesamtes übertragen sind. Ihm zur Seite steht der Beigeordnete oder ein 2. Bürgermeister und eine Anzahl von Ratmännern [Ratsherrn, Stadträte]. Die Wahl der Magistratsmitglieder erfolgt durch die Stadtverordneten-Versammlung. Die Amtsdauer des Bürgermeisters beträgt 12, die der Ratmänner 4 Jahre. Als städtische Verwaltungsbehörde

hat der Magistrat die Anstellung und die Beaufsichtigung der Gemeindebeamten, die Verwaltung der Gemeindeanstalten [Gasanstalt, Wasserwerk u. s. w.], die Einziehung der Steuern und die Verwaltung des Gemeindevermögens zu überwachen. Die Wahl der Stadtverordneten ist unmittelbar und geheim und erfolgt nach den Grundsätzen der Verhältniswahl auf 4 Jahre. Wählbar ist jeder Bürger im Alter von 25 Jahren. Wahlberechtigt sind alle über 20 Jahre alten Reichsdeutschen, die 6 Monate ununterbrochen im Gemeindegebiete gelebt haben. Die Stadtverordnetenversammlung überwacht die Verwaltung, führt die Aufsicht über die Einnahmen und die Ausgaben der Stadt, bestätigt die vom Magistrat gewählten Beamten, stellt den städtischen Haushaltsplan fest und beschließt über die Aufbringung der Gemeindesteuern.

Die Selbstverwaltung der Landgemeinden wird durch den Gemeindevorsteher und die Gemeindeversammlung, zu der sämtliche erwachsene Gemeindemitglieder gehören, ausgeübt. Sind mehr als 40 wahlberechtigte Dorfinsassen vorhanden, so wählen sie die Gemeindevertretung, diese wiederum 2 Gemeindeschöffen, die dem Gemeindevorsteher zur Seite stehen. Die Gemeindevertretung setzt unter dem Vorsitze des Gemeindevorstehers den Gemeinde-Haushaltsplan fest und beschließt über die Verwendung des Gemeindevermögens, die Wegebauten u. s. w.

Die Rittergüter bilden in der Regel selbständige Gutsbezirke. An ihrer Spitze stehen die Gutsvorsteher, die alle Rechte und Pflichten der Gemeindevorsteher besitzen.

Die Polizeiaufsicht übt auf dem Lande der Amtsvorsteher aus. Zu einem Amtsbezirk gehören in der Regel mehrere Dörfer. Organe der Landpolizei sind die Landjäger, die dem Landrat unterstehen. Die Dienstaufsicht führt der Landjägermeister, der in Neusalz wohnt.

Die Standesbeamten führen die Geburts-, Eheschließungs- und Sterberegister ihres Bezirkes.

Die Rechtspflege wird im Kreise Freystadt von den Amtsgerichten in Freystadt, Neusalz, Beuthen und Carolath ausgeübt. Diese sind dem Landgericht in Glogau unterstellt. Das höchste Gericht der Provinz Niederschlesien ist das Oberlandesgericht in Breslau. Beleidigungen einfacher Art schlichten die Schiedsmänner.

Schiller, Beuthen.



Sühnekreuze.

Im Mittelalter wurden Vergehen aller Art mit furchtbaren Strafen gesühnt; merkwürdig milde dagegen dachte man über den Totschlag. Eine solche Tat wurde in der Regel durch Zahlung einer Geldsumme (Wehrgeld) und durch eine kirchliche Stiftung gesühnt, wenn sich der Totschläger bis zum Begräbnistage mit den Verwandten des Erschlagenen aussöhnte. Um das Andenken des Getöteten lange lebendig zu erhalten, wurde nicht selten am Tatorte ein Steinkreuz aufgestellt, das außer der Inschrift zumeist auch das Mordwerkzeug enthielt. Die 5 Sühnekreuze am Haupteingange zur kath. Kirche in Beuthen zeigen eingemeißelte Spaten, Schwerter und Messer. Mit einem Spaten soll ein jähzorniger Baumeister einen ungeschickten Lehrling erschlagen haben. Das Steinkreuz in Lindau erinnert nach einer Ortssage an die Ermordung zweier Fleischer. Das Steinkreuz an der Kirchhofsmauer in Großenborau ist zum Andenken an den Ritter Dietrich von Braun auf Wallwitz errichtet worden, der von seinem Bruder Wolf auf Zölling erstochen wurde. An welche Vorfälle die Sühnekreuze in Brunzelwaldau und Nieder-Herzogswaldau erinnern, ist nicht mehr festzustellen, da weder eine „Sühneurkunde“ noch eine Volkssage etwas über sie zu berichten wissen. (Am „Roten Mann“ auf dem Wege von Hohenborau nach Liebenzig soll ein Mann ermordet worden sein. Die

„Schwarze Eiche“ an der Schlawaer Chaussee erhielt 1832 die Bezeichnung „Toter Schneider“, weil unter ihr ein Schneider aus Beuthen erfror).



Flurnamen.

Die wichtigsten Grundlagen der Heimatforschung bilden: Erdaufschlüsse, vorgeschichtliche Gräberfunde, Urkunden, Ueberlieferungen, Sagen, Volksglauben, Mundarten, Dichtungen, Sitten und Gebräuche. Aelter als die Mehrzahl der genannten Bausteine der Heimatkunde sind die Orts- und Flurnamen; denn diese stammen aus einer Zeit, in die uns keine schriftliche Aufzeichnung zurückführt. Für die Erhaltung der Ortsnamen ist amtlich gesorgt.

Die Flurnamen verschwinden immer mehr aus dem Gedächtnisse des Volkes, weil sie von keiner Schul- und Wandkarte genannt werden. Da sie aber in manchen Gegenden unserer Heimat nur allein Kunde geben von der Abstammung der Bewohner, von geschichtlichen Ereignissen (Judenberg, Beuthen,—Alter Fritz, Chaussee nach Neusalz,—Franzosenkiefer, Krolkwitz), — von der Bodenbeschaffenheit und Bodengestaltung, (Glynthen [=Lehm], Alttschau — Naßwiesen und Erlentümpel, Bielawe, Tilke). — von Pflanzen und Tieren (Hopfengarten, Weinberge, Beuthen—Schafbrücke, Bielawe), — von den einstigen Besitz- und Rechtsverhältnissen,(Suckerwiesen, Nenkersdorf—Galgenberg, Beuthen), — von Krankheit, Aberglauben und Humor der Altvorderen (Badergasse, Beuthen, — der verhexte Baum bei Schlawa, — die Melktannen, Bahnstrecke Schlawa, —Karpathen, Beuthen) usw., so müssen sie der Nachwelt unbedingt erhalten bleiben. Ein jeder Heimatfreund ist berufen, sie zu sammeln und an Herrn Lehrer Pohl nach Neutschau bei Neusalz zu senden.

Schiller, Beuthen.

Orts-Verzeichnis

mit Namenerklärung und Einwohnerzahlen.

Nr.	Name	Erklärung der Ortsnamen	Einwohnerzahlen 1925 Gem.	Gut	Sa.	1905	1843
	a. Städte:						
1	Beuthen	Tausch	3200		3200	3034	3511
2	Freystadt	Ort der Freiheit	4939		4939	4675	3312
3	Neusalz	Zum neuen Salz	14008		14008	13002	3340
4	Neustädtel	Neue Stadt	1622		1622	1418	1312
5	Schlawa	Ruhmvoller Ort	1439	160	1439	766	744
		Sa. der Einwohnerzahl der Städte:			25208.		
	b. Landgemeinden:						
6	Alt-Tschau	Spulenort (Schilf)	2016		2016	2013	782
7	Aufhalt	Ort z. Anhalten	505		505	375	470
8	Aufzug		63		63	74	119
9	Beitsch	Ochsendorf	142	58	200	151	217
10	Bielawe	Weiße Gegend	1019	92	1111	1170	1277
11	Bielitz	Weißdorf	63	101	164	141	115
12	Bösau	Dorf d. Beutmann	111	147	258	268	286

Nr.	Name	Erklärung der Ortsnamen	Einwohnerzahlen 1925 Gem.	Gut	Sa.	1905	1843
13	Brunzelwaldau	Dorf des Brunzel	582	33	615	549	909
14	Buchwald	Buchendorf	74	11	85	80	164
15	Bullendorf	Ort der Bullen	52	54	106	83	106
16	Carolath	Karlswald	443	562	1005	833	879
17	Deutsch-Tarnau	Dorndorf (Schlehe)	106		106	101	157
18	Döringau	Ort des Döring	40	48	88	78	118
19	Drosehendau	Dorf d. Drose	241	34	275	244	358
20	Eichau	Eichenort	205	58	263	206	319
21	Erkelsdorf	Dorf d. Erkel	402	24	426	456	507
22	Fürstenau	Dorf d. Fürst	298		298	204	372
23	Goile	Kahlau	180		180	328	386
24	Grochwitz	Erbsendorf	548	12	560	539	857
25	Großenborau	Walddorf	656	131	787	929	1020
26	Groß-Würbitz	Weidenhof	140		140	123	144
27	Hänchen	Kleiner Hain	164		164	115	194
28	Hammer	Schmiedeort	186		186	190	251
29	Hartmannsdorf	Dorf d. Hartmann	314	26	340	301	494
30	Heinzendorf	Dorf d. Heinrich	264		264	237	368
31	Herwigsdorf	Dorf d. Herwig	932	283	1215	1072	1363

Nr.	Name	Erklärung der Ortsnamen	Einwohnerzahlen 1925 Gem.	Gut	Sa.	1905	1843
32	Heydau	Heideort	240	20	260	217	397
33	Herzogswaldau	Dorf d. Herzog	1110	99	1209	1248	1802
34	Hohenborau	Hohes Walddorf	355	82	437	369	619
35	Kattersee	Katzendorf	159		159	197	250
36	Klein-Würbitz		45		45	33	43
37	Költsch	Weiches Erdreich	583		583	540	677
38	Kölmchen	Bergdorf	481	89	570	539	720
39	Krolkwitz	Königsdorf	96	43	139	116	184
40	Kuhnau	Roßdorf	70		70	76	92
41	Kusser	Mäherdorf	1902		1902	1569	542
42	Langhermsdorf	Dorf d. Hermann	445	63	508	497	597
43	Laubegast	Lindenschänke	190		190	201	241
44	Lessendorf	Waldau	236	146	382	304	422
45	Liebenzig	Schöner Ort	447	142	589	503	733
46	Liebschütz	Schöner Ort	323	102	425	365	353
47	Lindau	Lindenort	560	128	688	722	816
48	Lippen	Lindenau	666	47	713	612	875
49	Louisdorf	Dorf d. Louis	140	15	155	133	195
50	Malschwitz	Sehr kleiner Ort	114	53	167	169	235

Nr.	Name	Erklärung der Ortsnamen	Einwohnerzahlen 1925 Gem.	1925 Gut	1925 Sa.	1905	1843
51	Modritz	Lärchenholz	591		591	476	454
52	Nenkersdorf	Vogelherd	243	58	301	355	319
53	Nettschütz	Dorf d. Netke	136	117	253	188	210
54	Neudorf	Neues Dorf	120		120	121	189
55	Neu-Tschau		271	71	342	317	359
56	Niebusch	Dorf des Niebus	326	165	491	515	607
57	Pfaffendorf	Priesterort	45		45	56	61
58	Poppschütz	Priesterdorf	315	208	523	476	574
59	Pürben	Durchrissener Ort	242		242	227	270
60	Pürschkau	Durchbrochener Ort	366	127	493	510	475
61	Rädchen	Ratmannsdorf	205		205	227	270
62	Rauden	Eisenerzort	416		416	407	393
63	Rehlau	Bevorzugter Ort	166		166	160	248
64	Reichenau	Dorf des Reiche	186		186	161	192
65	Reinberg	Fischdorf	602		602	633	949
66	Reinshain	Dorf des Reinhold	306	20	326	321	424
67	Rohrwiese	Dorf am Schilf	246	18	264	267	318
68	Rosenthal	Rosenort	254	167	421	411	423
69	Scheibau	Saatfeld	115	49	164	163	261

Nr.	Name	Erklärung der Ortsnamen	Einwohnerzahlen 1925 Gem.	Gut	Sa.	1905	1843
70	Schlesisch-Tarnau	Dorndorf	163		163	140	238
71	Seiffersdorf	Dorf d. Seigfried	400	113	513	447	641
72	Sperlingswinkel		150		150	328	386
73	Steinborn	Steinige Gegend	111	86	197	153	182
74	Streidelsdorf	Streitfeld	512	160	672	624	726
75	Teichhof	Ort in tiefer Lage	112	13	125	84	116
76	Thiergarten		127		127	118	177
77	Tschiefer	Schifferdorf	995	35	1030	995	1348
78	Tschöplau	Klettendorf	132	45	177	179	186
79	Wallwitz	Ort mit 3 Wällen	118	76	194	158	253
80	Weichau	Wohnort	441	237	678	521	651
81	Windischborau	Kleines Walddorf	97	35	132	123	209
82	Zäcklau	Falknerdorf	170	27	197	273	317
83	Zissendorf	Quelldorf	95	41	136	112	136
84	Zöbelwitz	Reiherdorf	46		46	38	112
85	Zölling	Fährmannsdorf	287	136	423	370	511
86	Zyrus	Dorf des Zyrus	81	125	206	135	238

Städte: 25208 E. — Landgemeinden: 28438 — Gutsbezirke; 5357 E. — G.-E.-Z.: 59003 E.



Damwild in der Carolather Heide.



Erlegtes Wildschwein.

Quellenkunde.

Allgemeine Darstellungen. Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. — Grünhagen, Regesten zur schles. Geschichte. — Worbs, Archiv für Schlesien. — Stenzel, Geschichte Schlesiens. — Schlesische Provinzialblätter. — Braune, Der Feldzug Friedrich Barbarossas gegen Polen. — Lutsch, Kunstdenkmäler der Prov. Schlesien. — Menzel, Geschichte Schlesiens. — Tschirschnitz, Glogauer Annalen. — Morgenbesser-Schubert, Geschichte von Schlesien. — Markgraf, Die Entwickelung der schles. Geschichtsschreibung. — Partsch, Schlesien, Eine Landeskunde. — Walter, Lehrbuch der Geologie Deutschlands. — Rinne, Gesteinskunde. — Wahnschaffe, Der Oderstrom, sein Stromgebiet. — Wutke, Die schles. Oderschiffahrt in vorpreußischer Zeit. — Fox, Landeskunde von Schlesien. — Sommer, Schlesien, eine Landeskunde.



Ortskunde.

Kreis Freystadt: Heller, Beschreibung des Freystädter Kreises. (1844). Uebersicht über die statistischen Verhältnisse des Kreises Freystadt. (1869). — Fischer, Heimatkunde des Kreises Freystadt. — Lutsch, Kunstdenkmäler des Fürstentums Glogau-Sagan S. 65—102: Kreis Freystadt (1888). — Schiller, Heimatbuch des Kreises Freystadt. (1925).

Stadt Freystadt: Gryphius, Die Freystädtische Feuerstätte. (1637.) — Förster, Analecta Freystadiensia. (1751). — Hesse, Geschichte der Stadt Freystadt von 1100—1664. (1865). — Dumrese, Kirchengeschichte der evangel. Gemeinde Freystadt. (1909). — Walter, Kurze Geschichte der evangel. Schule zu Freystadt. (1912). — Walter, Führer durch Freystadt. (1924).

Neusalz: Zöllner, Briefe aus Schlesien, Teil I, S. 26. (1781). — Facilides, Manuskript im Stadt-

archiv. (1836). Facilides, Andenken an das 100jährige Stadtjubiläum. (1843). — H o f f m a n n, Geschichte der Stadt Neusalz a. O. (1879). — B r o n i s ch, Geschichte von Neusalz a. O. (1893). — R e i ch e l, Geschichte des Gemeinesaales der Brüdergemeine zu Neusalz. (1869).

Beuthen a. O.: H e r i n g, Geschichte des berühmten Gymnasiums zu Beuthen. (1784—1789). — K l o p s ch, Geschichte des berühmten Gymnasiums zu Beuthen a. O. (1818). — Klopsch, Geschichte des Geschlechts von Schönaich, Heft 1: Die Geschichte der Stadt Beuthen bis 1591 (1847), dsgl. Heft 3 und 4 desselben Werkes. — K l e p p e r, Chronik der evangel. Kirchgemeinde Beuthen a. O. (1896). — S ch i l l e r, Beuthen, Bez. Liegnitz, Ein Führer durch die Stadt und ihre Geschichte. (1925). — S ch i l l e r, Das Schönaichsche „Akademische Gymnasium" in Beuthen a. O. Festschrift „Heimatspiele Beuthen-Carolath". (1925).

Neustädtel: J o ck i s ch, Geschichte der Stadt Neustädtel. (1866). — K o l b e, Geschichte der Stadt Neustädtel. (1924). — Dietrich und Therese, Heimatroman, (Verfasser unbekannt).

Schlawa: H o l l e r, Chronik der Stadt Schlawa. — H e l m, Zeitungsartikel: Aus Schlawa und Umgegend (1924), Schlawa im Siebenjährigen Kriege, Schlawa 1806/07, Schlawa im Befreiungskriege. (1925).

Carolath: K l o p s ch, Geschichte des Geschlechts von Schönaich, 4 Hefte. (1847—1856). — E r m a n n, Der Heidekrieg, Historische Erzählung.



Ergänzung und Berichtigung.

Es stellten ferner zur Verfügung:

Bildstöcke: Levysohn, Buch- und Kunstdruckerei, Grünberg.

Photographien: Lehrer Grohmann, Beuthen und Lehrer Bergmann, Siegersdorf.

Bei der Durchsicht der Druckbogen halfen: Konrektor Hantke, Lehrer Grohmann, Lehrerin Hackauf, Lehrerin Schiller, Frau Helene Schiller.

Um das Buch zu einem sehr mäßigen Preise abgeben zu können, mußten die letzten Teile gekürzt, der Abschnitt „Wanderungen" ganz zurückgestellt werden.

Sinnentstellende Druckfehler.

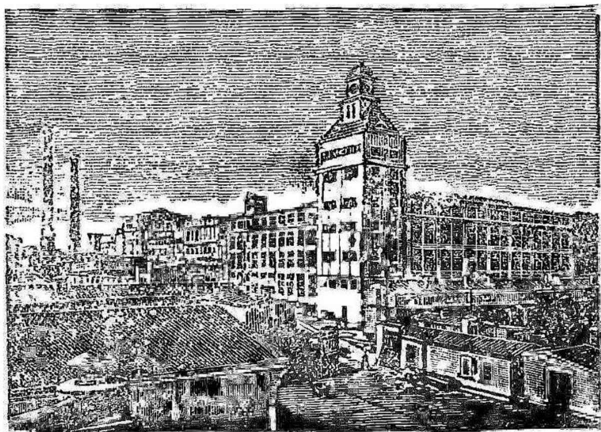
Es ist zu lesen:

S. 9 Z. 8: nicht Riedel, sondern Riediger — S. 15 Z. 28: Die gefangenen — S. 19 Z. 31: bronzezeitaltriger, Z. 35: Spitzbuckel — S. 20 Z. 5: Hakenpflug — S. 47 Z. 19: gesichert, dann — S. 62 Z. 24: die als Deutsche — S. 63 Z. 16: Langgestreckte, Z. 18: auf den letzten Platz, Z. 34: bemerkt, schlichen — S. 64 Z. 7: der Deutschen, Z. 12: deutschen Ritter — S. 87 Z. 14: zertrümmerten — S. 99 Z. 11: in Stein, Z. 32: ein paar Freystädtische — S. 100 Z. 8: gehegten Thing — S. 106 Z. 17: unserer Heimat — S. 109 Z. 14: beider — S. 110 Z. 26: geheizten — S. 112 Z. 4: sollte — S. 116 Z. 25: Gewalttätigkeit — S. 118 Z. 13: Erzbischofs — S. 124 Z. 1: Hauptquartier, Z. 12: Geschichtsschreibers — S. 128 Z. 16: niedergebrannt — S. 131 Z. 6: Armeen — S. 138 Z. 24: Genußmitteln — S. 148 Z. 31: fällte — S. 150 Z. 18: erster — S. 170 Z. 13: Magdalenerinnen — S. 206 Z. 1: Steinkohlenflöze — S. 214 Z. 27: Oderdurchbruchstelle — S. 243 Z. 12: Der Fischotter — S. 254 Z. 10: Sandflächen — S. 410 Z. 37: davon — S. 414 Z. 25: seiner. S. 211 Z. 31: Inlandseisdecke. S. 446 Z. 36: heran.

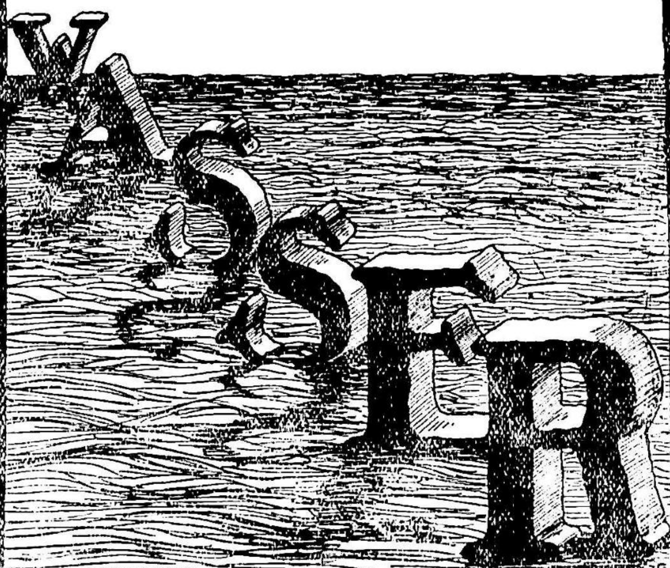


Inhalts-Verzeichnis.

Fromme Stätten.




Höchste Steigerung
der Ernten
erst durch
KALI


WASSER

- Neusalz (Oder) -



Textilindustrie, Eisenindustrie, Holzindustrie, Mühlenwerke, Borstenzurichtereien, chem. Industrie, Schiffbau, Industriegelände, Umschlagshafen, Gas- und Elektrizitäts-Werk, Wasserwerk, Schlachthof. 9klassig. Realgymnasium, höh. Mädchenschule, Siedlungsbauten, Sportplätze, Badestrand, waldreiche Umgebung, Musikverein, Heimat- und Kirchenmuseum, Stadt-Kapelle, Volksbühne, Günstige Verkehrs- und Industrie-Entwiklungsmöglichkeiten.